Der

Welfbürger

Wöchentlich an das Licht geſtellet

In Berlin.

Bey Ambroſius Haude.

HORATIUS.

Simul & jucunda & idonea
dicere vitæ.

Vorbericht.

Ich muß hier noch allen denenjenigen Dank sagen, welche mich bey der Arbeit, die ich nunmehro zu Ende gebracht, mit ihren Zuschriften beehret haben. Ihre Anmerkungen führeten mich auf verschiedene Materien, die mir vielleicht entwischt wären, ihre Freundschaft machte mir meine Beschäftigung angenehmer, und endlich bemerkete ich mit Vergnügen daraus, daß meine Blätter in verschiedenen Abtheilungen der bürgerlichen Gesellschaft bekannt waren. Unter diesen Briefen habe ich noch

denjenigen zu beantworten, welchen mir der Herr Conſortius faſt zuletzt zugeſchickt hat. Er meldet mir in demſelben, daß er mit zweyen geſchickten Frauenzimmern eine Geſellſchaft aufgerichtet, und daß meine Arbeit in ihren gewöhnlichen Zuſammenkünften abgeleſen worden. In der Folge wäre ihnen alſo auch die kranke Laura zu Geſichte gekommen, die aber ſeinen Freundinnen zum Anſtoſſe gedienet hätte. Honoria und Remota, wie er dieſelben nennet, brechen in Klagen darüber aus, ſie glauben, daß die ganze Sittenlehre dadurch beſchimpft worden, daß man durch dieſe Abbildung ihrem Geſchlechte zu nahe getreten wäre, und endlich wünſchen ſie mit einem jungfräulichen Eifer die Ausreutung ſolcher Blätter. Die kluge Remota gehet in ihren Anmerkungen noch weiter, und beſtimmt, daß ſich für einen angehen-

gehenden Hagestolz keine kranke Laura schicke. Eine Lehre, welche gewiß eine lange Erfahrung nicht besser geben kann, und die eine kleine üppige Schalkhaftigkeit in sich fasset.

Ich muß die kranke Laura vertheidigen. Der Zuschauer hat mich gelehret, daß eine solche Arbeit, wie diejenige ist, welche ich bisher meinen Lesern mitgetheilet, durch eine beständige Abwechselung angenehm gemacht werden muß, weil die Menschen sonst bey einer immer trockenen Lehre zuletzt gehnen und in den Schlaaf geraten. Zu dieser Abwechselung gehöret auch der schalkhafte Witz, der Scherz und die Satyre, und man wird mehr als ein Blatt in seinem Werke finden, wo er dieselben angebracht hat. Durch dieses Exempel berechtiget, habe ich ohne Beleidigung der

Sittenlehre auch dieſes Blatt meinen Leſern zeigen, und das Ernſthafte mit dem Scherze abwechſeln dürfen. Weiter. Man muß eine Schäferinn nach der Vorſtellung beurtheilen, welche wir vom Schäferleben haben. Laura empfindet die Triebe der Natur in ihrer Unſchuld, ſie liebet, ohne daß ſie die Liebe kennet, ihr Geliebter erſcheinet und wird ihr Lehrmeiſter. Bey den Schäfern herſchet Unſchuld, Zärtlichkeit und Treue, und dieſe knüpfen unter ihnen ein unauflößliches Band. Sie kennen nichts von dem Gepränge der Städte, ſie werden nicht aufgeboten, ſie lieben ſich und dieſe Liebe verbindet ſie. So hat man uns das Schäferleben abgebildet, und dieſe Erdichtung iſt der Natur und ihrer Unſchuld gemäß. In dieſen Umſtänden finde ich in der angefochtenen Erzehlung nichts anſtößiges, als was

eine

eine übel verstandene Tugend und eine geheuchelte Sprödigkeit daraus erzwingen will.

Ich werde meine artigen Gegnerinnen nicht mit gewissen Leuten vergleichen, welche bloß deßwegen kleinere Freyheiten tadeln, um grössere zu verstecken; ich bin gewiß, daß ihr Eifer aus einer weit unschuldigern Ursache herrühret, und bloß die Hochachtung, welche ich für sie hege, hat mich zu der Vertheidigung bewogen.

Hätte ich verhindern können, daß nicht noch meine Blätter einer andern Art von Leuten in die Hände gefallen wären, deren eingeschränkter Verstand alle Gegenstände verstellet, welche die Rauhigkeit ihres Gemütes für Reinigkeit, die Unempfindlichkeit für Tugend, und eine verirrte Andacht für Gottesfurcht halten, so würde ich es gewiß gethan haben. Alle diese Leute vergeben

sich

sich selbst alles, und andern nichts, sie urtheilen um so viel getroster je weniger sie dazu berechtiget sind, und sie vergessen mehr als zu oft, daß es ihnen schon Mühe kostet eine Schrift zu buchstabiren,

Endlich verlasse ich die volle Bahn der Scribenten mit Vergnügen, und ich bin völlig überzeugt, daß es nicht so leicht ist zu gefallen, als zu schreiben. Ich werde den grossen Haufen nie beneiden, der hierinn weniger zärtlich ist, und ich gönne ihnen das Vergnügen, welches sie empfinden, wenn sie Gelegenheit geben die Pressen oft auszubessern.
Berlin den 28. Januar. 1742.

Der Weltbürger.

Erstes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 2. Februar. 1741.

Haller.

Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke,
Die Pflichten sind der Weg, den GOtt zur Wohlfahrt giebt,
Ein Herz wo Laster herrscht, hat sich noch nie geliebt.

Ich bin ein Mann von drey und vierzig Jahren, der nicht weit von B--- auf seinem Land-Gute wohnet, und der kein ander Glück verlanget, als sein Leben daselbst zu beschliessen. Dieses Dorf ist in gerader Linie von meinen Vorfahren auf mich gekommen, und die Briefschaften, welche diesen Besitz rechtfertigen, sind noch zu den Zeiten aufgesetzet worden, da Treue und Glaube den Deutschen so eigen waren, als die Tapferkeit.

Mein Vater, dessen Name der Welt nicht so gar unbekant ist, ließ mich bey früher Zeit zu den Wissenschaften anführen, und ich fand zugleich in ihm ein reitzendes Muster eines vernünftigen, ernsthaften, und angenehmen Mannes. Wer die schönen Wissenschaften kennet, der wird mit mir einig seyn, daß man ein wildes und grausames Herz haben muß, wenn man von ihrer Schönheit nicht gerühret wird. Ich empfand ihre Vorzüge bald, und sie wurden mir immer angenehmer, je mehr ich ihre wahren Vortheile einsehen lernte.

Es war meinem Vater sehr wohl bewust, wie viel Antheil die Erziehung an dem ganzen Leben eines Menschen hat, deßwegen sparte er nichts mir allen den Nutzen zu verschaffen, welchen dieselbe geben kann. Er nahm einen gelehrten Mann zu sich, von dessen Redlichkeit und gutem Betragen er aus vielen Proben versichert war, und diesem übergab er sein einziges Kind mit einem völligen Vertrauen.

Meine Leser werden hier meiner Zärtlichkeit etwas nachgeben, wenn ich ihnen diesen geschickten Lehrmeister kenntlicher mache; wenigstens bin ich ihm diese Dankbarkeit schuldig.

Ich habe niemals einen Mann gesehen, der bey einem gründlichen Kentnisse verschiedener Wissenschaften zugleich so viel Redlichkeit und so viel Leutseligkeit besitzet, als er. Sein Unterricht ward allemahl von einer Freundlichkeit begleitet, die mir seinen Umgang immer schätzbarer machte, und seine Erinnerungen waren die Vorstel-

lungen eines sanftmüthigen und redlichen Freundes. Er brachte mir die Sprachen mit einer ungemeinen Leichtigkeit bey, und als ich mich zu dem Lesen der Alten und zu den Wissenschaften selbst wenden konnte, verdoppelte sich sein Eifer und seine Freundschaft. Er entzog mich durch seine Vorstellungen den Vorurtheilen in welche die äusserliche Pracht und der Reichthum die Menschen stürzet, und die allemal das Licht der Warheit verstecken. Er lehrte mich die Geschichte als einen Spiegel kennen, der die Schönheit und die Narben ungeheuchelt anzeiget, er schloß mir die Schätze der Welt-Weisheit auf, und er gewehnte mich immer von allen Vorfällen zu denken und zu urtheilen.

Nichts war ehrerbietiger und überzeugender, als seine Lehren von GOtt und von der Religion, und wie sehr ward ich nicht gerühret, wann er mir die Pflichten der Menschen erklärte, deren Beobachtung sie zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke, und zu ihrer wahren Glückseligkeit führet. Seine freundliche Ernsthaftigkeit, sein lebhafter Umgang, und seine ungeheuchelte Frömmigkeit, gewannen ihm meine ganze Ehrerbietung, und da die Exempel allemal weit mehr würken, als blosse Lehren, so betrat ich die Bahn der Tugend unter seiner Anführung weit mehr aus Liebe zum Guten, als aus Zwang. Niemals habe ich ihn eigensinnig, stolz und herrschsüchtig gesehen, und es würde mir unmöglich gewesen seyn, ihn mit Vorsatz zu beleidigen.

Mein Vater, welcher diese Vorzüge nicht mit blossem Beyfalle ansahe, belohnte seine Treue reichlich. Ihre Gesellschaft ließ mich ein paar Freunde bemerken, die sich hoch schätzen, und die einander mit aller der Ehrerbietung begegnen, welche nicht lasibar ist, und die keine Eitelkeit und keinen Hochmuth zum Grunde hat.

Wir verfügten uns endlich mit einander auf die hohe Schule, wo ich durch seinen Beystand alle die Wissenschaften kennen lernte, die einem ehrlichen Manne so anständig sind, und welche oft von den Edelleuten am meisten versäumet werden.

Nachdem ich nunmehro vier Jahre daselbst die besten Lehrer gehöret hatte, entschloß sich mein Vater mich in fremde Länder zu schicken. Ehe ich aber diese Reise antrat, berief er mich nebst meinem Freunde nach Hause. Wie groß war nicht mein Vergnügen, als ich auf unserm Gute vernahm, daß mich dieser kluge Wegweiser würdigte, von neuem mein Begleiter zu werden.

Mein Vater liebte mich auf das zärtlichste. Ich hatte mehr als einen Beweisthum davon, worunter dieser nicht der kleinste war, daß er sich nach dem Absterben meiner Mutter, welche in meinem zweyten Jahre in die Ewigkeit gieng, nicht wieder verheyrathen wollte. Er ließ mich zuweilen seine Freude merken, welche ihm mein Betragen verursachte, und was würde ich nicht gethan haben diesem ehrwürdigen Vater zu gefallen?

Wir genossen alle diejenige Zufriedenheit, welche das unschuldige Landleben, die Ehrerbietung und die Freundschaft geben können, und es war nur noch eine kurze Zeit übrig, da ich die grosse Welt kennen lernen solte, als mein Vater ganz unvermuthet krank ward. Man muß einen solchen Vater, und ein solches Herz, wie ich, haben, wenn man sich meine Betrübniß über diesen Zufall vorstellen will. Ich verließ ihn von der Zeit an keinen Augenblick, und jemehr ich merkte, daß ihm

meine

meine Aufmerksamkeit angenehm war, je eifriger ward meine Sorgfalt. Doch die Vorsehung wollte mich durch den empfindlichsten Verlust zu der Standhaftigkeit führen, mein Vater starb in meinen Armen, und meine beträhnte Hand drückte diejenigen Augen zu, nach deren Wink ich mich bisher mit so vieler ehrerbietigen Liebe gerichtet hatte.

Die Betrübniß meines Freundes über dieses Absterben war nicht viel geringer, als die meinige. Es gefiel mir aber, daß mein Vater von einem Manne beklagt wurde, der von nichts als von den wahren Verdiensten beweget werden konnte.

Sein Trost und seine Gesellschaft kamen mir inzwischen nicht wenig zu Statten, ich gab seinen vernünftigen Vorstellungen Gehör, und ich setzte ihn nunmehro an die Stelle meines Vaters. Wir besorgten beyde das Begräbniß dieses ruhmwürdigen Greisen, und nachdem meine Haushaltung eingerichtet war, so traten wir nunmehro die Reise in fremde Länder an.

Vorher ließ ich ihm meine Erkenntlichkeit für seine Treue merken, und setzte ihm ein jährliches hinlängliches Gehalt aus, welches er bis an sein Ende geniessen sollte.

Unsere Reisen waren glücklich, und sein Beystand kam mir bey allen dem zu Hülfe; was meine Begierde zu wissen nur verlangte. Ich sammlete tausend Schätze ein, welche von den wenigsten Menschen hochgehalten werden, von denen ich aber meinen Lesern in der Folge mehr Nachricht ertheilen will.

Nach einer fünfjährigen Abwesenheit befand ich mich endlich wieder mit meinem Freunde auf meinem Land-Gute. Er hatte den Entschluß gefasset sein Leben daselbst in der Stille zu beschliessen, und nichts war von mir eifriger gewünscht worden, als ihn beständig bey mir zu sehen.

Ich hatte schon längst dieses Land-Gut zu meinem beständigen Aufenthalte erwählet. Die Erkenntniß, welche mir die Bücher und meine Reisen von der Welt gaben, machte diesen Vorsatz immer unumstößlicher. Der schlüpfrige Weg des Hofes schien mir lange nicht so viel Vortheile zu verheissen, als er mir Gefahr und Unruhe zeigte, und ich war überführt, daß man auch in der Stille ein guter Bürger, ein dienstfertiger Freund, und ein nützliches Glied des Staats seyn kann.

Unsere erste Bemühung war meine angeschafften Bücher in Ordnung zu bringen, damit wir die Sorge für das Beste meiner kleinen Heerde, und die angenehmen Beschäftigungen des Landlebens mit dem Lesen abwechseln könnten. In dieser Beschäftigung haben wir nun schon eine gute Zeit zugebracht, ohne, daß mein Freund, der nunmehro ein Greis von siebenzig Jahren ist, etwas von seiner Freundschaft zu mir verloren.

Meine Leser dürfen ja nicht denken, daß mich diese Einsamkeit murrisch und verdrießlich gemacht, und daß ich die Gesellschaften und die Menschen hasse. Nein, ich bin ein Weltbürger, der die vernünftigen Creaturen, als seine nahen Verwandten betrachtet, der nichts aufrichtiger wünschet, als sie alle durch Warheit und Tugend glücklich zu sehen, der allemahl bereit ist ihr Bestes zu befördern, der die Frölichkeit, den klugen Scherz, und alle Wollüste liebet, welche die Vorsehung den

Menschen

Menschen gönnet, und der immer eine neue Ursache findet sich zu freuen, wenn es seinen Mitbürgern wohlgehet. Ich habe zwar niemals eine Neigung verspühret mich zu verheyrathen, allein ich verehre dem ungeachtet das schöne Geschlecht. Die Gesellschaft der vernünftigen Schönen ist mir weit angenehmer, als aller Schulwitz der Pedanten, und es war hauptsächlich meine Absicht ihnen nützlich zu seyn, als ich die gegenwärtige Arbeit übernahm. Laßt uns aufrichtig zu Werke gehen. Die Schönheit, die Sittsamkeit, die edle Freymüthigkeit, die zärtlichen Empfindungen, und die Freundschaft unserer schönen Mitbürgerinnen sind dazu gemacht, uns die Ernsthaftigkeit unserer Geschäfte und das Leben selbst zu versüssen. Eine Manns-Person welche in ihrer Gegenwart die Ehrerbietung, die Großmuth, und die Anständigkeit aus den Augen setzet, ist gewiß zu allen edeln Unternehmungen ungeschickt.

Doch ich muß auch nunmehro meinen Lesern sagen, was mich denn zu dieser Arbeit bewogen. Weil ich mir bisher alle neue Schriften angeschaft, welche Aufmerksamkeit verdienen; so sind mir auch verschiedene von den moralischen Blättern in die Hände gerathen, die bisher an mehr als einem berühmten Orte in Deutschland gelesen worden. Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Art die Warheit und das Anständige bekant zu machen, überaus wohl gefallen. Ich wünschte, daß sich in B... jemand finden möchte, der uns in der Nähe und nach unsern Umständen auf eben diese Art belehrte, und ich habe oft mit meinem Freunde gescherzet, daß ich wohl selbst Lust hätte diese Arbeit zu übernehmen.

Mein Vortrag machte ihn aufmerksam, er fing an sehr ernsthaft davon zu sprechen, und er bewog mich endlich wirklich das Werk anzufangen.

Ich erscheine also hiermit zum erstenmale öffentlich, und verspreche meinen Lesern, und zugleich dem schönen Geschlechte, alle Donnerstage ein Blatt, welches ihnen nach meinem Charackter alles entdecken soll, was die Warheit und die Tugend schönes und vortheilhaftes haben. Mein Freund und eine junge Verwandtin, die ich bey mir erzogen, und die sich durch ihren Verstand und durch ihre Tugend ja so sehr unterscheidet, als durch ihre Annehmlichkeiten, sind meine Gehülfen. Die letztere, welche sich ganz nach meiner Art zu denken gewehnet hat, wird ihre besondere Arbeit bey dieser Beschäftigung haben, und ihre Blätter mit dem Namen Phillis bezeichnen.

Ich sehe es zum voraus, daß man sich sehr bemühen wird den Verfasser dieser Blätter zu errathen. Allein ungeachtet ich in B--- sehr bekant bin, und ungeachtet ich mich oft daselbst sehen lasse; so bin ich doch gewiß überzeugt, daß ich so lange verborgen bleiben werde, bis ich Ursache finde, mich zu entdecken.

Endlich lade ich noch alle diejenigen zur Hülfe ein, welche an dieser Arbeit einen Gefallen tragen, und wer etwas an mich zu berichten hat, der darf nur seinen Brief an den Verleger dieses Blattes abschicken, doch ohne demselben Unkosten zu machen. Diejenigen aber, welche bey dieser Gelegenheit ihrer Rache und ihrer bösen Gemüths-Art ein Genügen thun wollen, werden sich sehr irren. Mein Vorsatz ist zu nützen und zu ergötzen, nicht aber zu verspotten und zu erbittern.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Zweytes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 9. Februar. 1741.

Neukirch.

Die Männer grüssen sich mit vieles Höflichkeiten/
Die Weiber fangen an um den Verstand zu streiten.
Die Kinder folgen nach/ und so wächst mit der Zeit
Durch Tugend und Verstand auch Fleiß und Fruchtbarkeit.

Alle diejenigen, welche sich nur etwas um die Menschen bekümmert haben, werden mit mir einig seyn, daß die Feindseligkeiten, die Unruhe und die Verwirrungen unter ihnen am ersten daher entstehen, weil man von der Menschlichkeit keine rechten Begriffe hat. Die wenigsten von den vernünftigen Creaturen bemerken die genaue Verbindung, welche sie alle zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke, nemlich zu der Glückseligkeit treibet, und die meisten streben nach einem Vorzuge und nach einem Nutzen, von welchem sie ihre Mitbürger ausschliessen wollen, die ihnen wiederum tausend Hinderungen in den Weg werfen. An Statt also, daß sie alle Vortheile der Sanftmuth, der Freundschaft, der Liebe und des brüderlichen Beystandes genieſſen könnten; so verwirren sie sich unter einander durch Neid, Hochmuth, Grausamkeit und Falschheit: und da sie ihr Leben in einem stillen Genusse der ertheilten Güter zubringen würden; so arbeiten sie selbst mit unerdlichem Verdrusse an ihrem Unglücke.

Sanfte Menschlichkeit, du Mutter des Friedens, der Einigkeit und der Ruhe, mögte doch mein Blatt dich unter meinen Mitbürgern ausbreiten! Mögte doch meine Arbeit ein Mittel werden, alle deine Würkungen unter denenjenigen Creaturen lebendig zu machen, welche von der höchsten Weisheit zu der Glückseligkeit berufen sind!

Es giebt Leute, welche bey aller Gelegenheit eine Härte blicken lassen, die von ihrem Stolze und von ihrer grausamen Gemüths-Art zeuget. Sind sie zu einem

Posten gestiegen, in welchem sie Befehle austheilen müssen, so scheint es, daß sie sich recht bemühen solche Ausdrücke herfür zu suchen, die der Menschlichkeit wehe thun, als wenn die Hoheit sich bloß auf die Verachtung der Niedern gründete. Alle diese Leute verlieren die heilige Verbindung aus den Augen, welche die Einwohner der Welt so genau verknüpft, und sie sehen alle diejenigen, die ihnen unterworfen sind, als einen Haufen an, mit dem sie keine andere Gemeinschaft haben, als ihm mit Strenge zu befehlen.

Erstreckt sich ihre Gewalt nicht so weit, so sind sie doch deßwegen nichts menschlicher. Sie hassen und unterdrücken so willig, als die erstern, so bald sie einen Schwächern antreffen, und sie glauben, daß sie sich erheben, wenn sie jemanden durch Grobheit und Bosheit beleidigen können. Sie bringen überall, wo sie sich sehen lassen, den Haß und die Feindschaft mit, sie unterbrechen die Unschuld der Gesellschaften, sie blasen das Feuer der Rache auf, sie vergnügen sich an dem Unglücke, welches sie angerichtet, und sie sind niemals zufriedener, als wenn sie überall Haß, Verwirrung und Verfolgung herrschen sehen.

Ihre Feindschaft ist tückisch. Sie schaden nicht allemal offenbar, weil sie den Wiederstand fürchten; sie verleumden, sie gebrauchen sich zweydeutiger Erklärungen, und wenn sie euch mit lächelnden Augen ansehen, so ist ihre Feindschaft oft schon bereit auszubrechen. Grausame Menschen! welche sich in ihrer Unart groß dünken, und die darinn einen Vorzug suchen, wenn sie mit kaltem Blute ihre Verwandten betrüben können.

Als die höchste Weisheit die Menschen bereitete, verband sie dieselben dadurch noch genauer, daß sie ihnen einen gleichen Endzweck setzte. Diese Verbindung sollte durch die Liebe, durch die Freundschaft, durch die Redlichkeit und durch die Gefälligkeit erhalten werden, und sie wies ihnen allen den Weg zur Ehre, da sie ihnen den Trieb zu der Gerechtigkeit, zu der Großmuth, zu der Freygebigkeit und zum Verzeihen einpflanzete. Noch mehr, sie richtete nach ihrer Absicht die Verfassung so ein, daß immer einer dem andern zu Hülfe kommen solte, sie machte zu dem Ende unser Herz mitleidig und barmherzig, und verknüpfte die Wohlthaten, welche wir andern erzeigen, mit einem Vergnügen, das eine von unsern glückseligsten Empfindungen ist. Diese Verfassung zeiget uns, was ich durch die Menschlichkeit verstanden haben will.

Wenn wir auf unsere Umstände aufmerksam sind, so werden wir bald finden, daß diese Einrichtung zu unserer Erhaltung nothwendig war. Unmöglich konnte das höchste Wesen diejenigen Geschöpfe hassen, denen es eine Fähigkeit ertheilet hat, bis zu ihrem Ursprunge hinan zu denken; und was war reitzender für uns seiner Absicht zu folgen, als da es unsere Ruhe und unsere Wohlfarth mit der Glückseligkeit unserer Mitbürger auf das genaueste verband.

Nichts

Nichts ist uns also anständiger, als wenn wir dem Triebe der Menschlichkeit folgen. Wenn man in dem Alterthume die Vorzüge eines grossen Mannes recht abschildern wollte, so nannte man ihn die **Wollust des menschlichen Geschlechtes.** Ich muß es meinen Lesern gestehen, daß ich von diesem Bilde allemal auf das lebhafteste gerühret werde. Diese Benennung zeiget mir die Menschlichkeit in einer solchen Grösse, daß ich nicht ohne Ehrerbietung daran gedenken kan, daß ich ein Mensch bin. Wer ich? ich bin fähig gemacht sanftmütig, freundlich, gesellig, aufrichtig und hülfreich zu seyn? Ich besitze die Ueberlegung die Wollust zu schmecken, welche aus der Liebe, der Freundschaft, der Großmuth und der Gerechtigkeit entspringet? und ich kan mich so weit erheben, daß ich ein Unrecht verzeihe, welches mir angethan worden?

Ich ersuche meine Leser bey diesen Betrachtungen einmal einen Augenblick stehen zu bleiben. Die wenigsten Menschen sind so grausam, daß sie die eingepflanzten Triebe ganz und gar verleugnen könnten, und die meisten fehlen aus Uebereilung und Unwissenheit.

Wer sich nun von der Menschlichkeit lossaget, der widersetzet sich der Ordnung, welche die ewige Weisheit zu der Glückseligkeit der Menschen errichtete. Bey dieser Absonderung erdichtet er sich einen Raum, den sein Stolz ausfüllen will, welcher ihn über seine Mitbürger erheben soll, und der ihn in den Wahn stürzet, daß er ausser seinem Vortheile sie alle mit einem verächtlichen Blicke ansehen darf. Er würde viel von seiner eingebildeten Grösse verlieren, wenn er sich gegen die Menschen freundlich, leutselig, hülfreich und gerecht bezeigen solte. Er befördert in seinen Gedanken seine unglückliche Grösse, wann er sie verspottet, wann er ihnen mit einem vergnügten Gesichte wehe thut, und wann er sie alle seine Verachtung sehen lässet. Gerade, als wenn derjenige, welcher die Menschlichkeit verachtet, sich nicht zugleich selbst beschimpfte. Das erste, was uns eine Ehrerbietung und eine Freundschaft gegen die Menschen beybringen kann, ist dieses, daß wir alle unser Wesen von einem Urheber empfangen haben, und daß wir alle ein gleiches Ziel zu erreichen suchen. Was ist würdiger für die vernünftige Creatur, als diese Vereinigung? und was für ein weites Feld zu den herrlichsten Tugenden eröfnet uns nicht diese Warheit?

So bald wir einmal von dieser Erkenntniß gerühret werden, so bald fällt ein Nebel von unsern Augen, der uns unsere Pflichten, unsere wahre Ruhe und unser eigentlichstes Vergnügen versteckt hatte. Ich befinde mich in der Gesellschaft solcher Creaturen, die mit mir ein höchstes Wesen erkennen können, die an seiner Vorsorge und an seiner Liebe Theil haben, und ohne deren Beystand ich keinen Augenblick seyn kann. Je mehr ich mir dieselben durch Redlichkeit und Leutseligkeit zu verbinden suche, iemehr erfülle ich die Pflichten, welche mit meinem Da-

seyn

seyn verbunden sind, je dauerhafter wird meine Ruhe, und je reiner ist mein Vergnügen. Es würde mir unmöglich seyn denjenigen durch Stolz und Grausamkeit zu betrüben, der mir so nahe angehöret, dessen Beystand mir so unentbehrlich ist, und von dem ich alle Augenblicke eine Hülfe erwarten kann. Ich sehe ihn beglückt und zufrieden. Was für eine Freude für mich, daß ich Menschen finde, denen es wohlgehet! Er ist betrübt. Wie weit erstrecket sich nicht mein Vermögen, da ich ihn durch Leutseligkeit und Mitleiden trösten kann, wenn ja mein Beystand nicht hinreicht ihn in bessere Umstände zu setzen. Er beleidigt mich. Er ist mein Bruder, ich besitze den Vorzug ihm zu verzeyhen, ich erinnere mich, daß ich auch fehlen kann, und daß man die Menschen nicht durch Feindschaft und Rache bessern wird.

Wie viel Unruhe und Mißvergnügen würden wir nicht aus der Welt verbannen, wenn wir dieser Menschlichkeit Gehör gäben. Die Obrigkeit würde von der Last frey werden, welche ihr die Injurien-Klagen aufwelzen. Unsere Gesellschaften würden uns aufmuntern, wann wir den Stolz, die Verspottung, die Grobheit und den Neid aus derselben verjagten, und wann sich jeder bestrebte durch Sanftmuth und Leutseligkeit zu gefallen. Dann könnten die wahren Verdienste sich in ihrem völligen Glanze zeigen, und der Umgang mit unsern Mitbürgern würde gerade so beschaffen seyn, wie er seyn soll.

Wir haben uns einmal angewehnet, uns nach dem Exempel der Grossen zu richten. Ich will dießmal nicht untersuchen, ob an dieser Gewohnheit nichts auszusetzen ist; ich will hier nur bemerken, daß die Grossen unsere Schwachheit in diesem Stücke zu unserm wahren Vortheil anwenden könnten. Ihr Beyspiel lehret das Schlimme und das Gute. Ein weiser und gnädiger Prinz muntert alle seine Unterthanen auf, seinen Tugenden zu folgen, und sein Exempel verbannet die Grausamkeit und die Härte gegen die Menschen weit mehr, als alle Lehren. Wir bestreben uns seiner Herunterlassung nach zuahmen. Im Anfange rühret diese Leutseligkeit bloß von dem Triebe her ihm zu gefallen. Die Warheit aber, welche sich alle unsere Neigungen zu Nutze zu machen weiß, verwandelt endlich die Gewohnheit in Erkenntniß, und die Schwachheit in eine wahre Grösse.

Diese Grösse ist es, welche zugleich eine Folge von der Regierung unsers heldenmüthigen **Friedrichs** seyn wird.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Drittes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 16. Februar. 1741.

Flemming.

Wer noch nicht schweigen kann, der hat noch nichts gelernet.

Ich bin die Phillis, deren mein Vetter in seinem ersten Blatte Erwehnung gethan, und die er würdig geachtet, an seiner ernsthaften Arbeit Theil zu nehmen. Ehe ich aber diesem Befehle nachkomme, muß ich meinen Lesern noch etwas von mir selbst sagen.

Wenn ich meinen Geschlechts-Namen nennen wollte, so würde man sehen, daß ich mich des Hauses nicht schämen darf, aus welchem ich entsprossen bin. Ich habe aber meine Ursachen gegenwärtig noch bey dieser Erklärung stehen zu bleiben. In meinem siebenden Jahre verlohr ich meine Eltern, und ich würde vielleicht alle die traurigen Folgen erfahren haben, welche dieser Verlust mit sich führet, wann nicht mein Vetter so fort wieder ihre Stelle vertreten hätte. Er übernahm die Sorge für meine Erziehung, und damit dieselbe desto glücklicher ausschlagen mögte, so geschahe sie vor seinen Augen.

Seine Vorsorge und die Wohlthaten, welche ich von ihm empfangen, machen, daß ich ihn meinen Vater nenne, weil ich keinen andern Namen weiß, der meine Zärtlichkeit und meine Ehrerbietung, die ich für ihn hege, besser ausdrücket. Man darf nicht zweifeln, daß ich zu der Wirthschaft und zu den andern Beschäftigungen angeführet worden, die sich für mein Geschlecht schicken. Ein Frauenzimmer muß durchaus in dem Antheile nicht unwissend seyn, welcher ihr bey der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft zugefallen, und es ist ihr eben so schimpflich von der Haushaltungs-Kunst und von den andern Geschäften, welche uns zur Sittsamkeit gewehnen, nichts zu wissen, als es einem Manne schimpflich ist, die Speisen in die Küche abzuwiegen, und das Brodt abzuzehlen.

Allein, ich ward nicht beständig bey denselben gelassen. Diese Verrichtungen, welche mit einer Ordnung verknüpft waren, liessen mir noch allemal einige Zeit übrig, die ich zu der Verbesserung meines Verstandes und meines Willens anwenden

konnte. Hier ward mein Vetter selbst mein Lehrmeister, er führte mich zu der französischen und englischen Sprache an, er gieng mit mir die schönen Wissenschaften durch, und er foderte oft von mir meine schriftlichen Anmerkungen über dasjenige, was ich gelesen hatte, weil er eben daraus am besten erkennen konnte, wie weit ich mit meiner Einsicht gekommen war.

Bey diesen glückseligen Verrichtungen herrschte nicht die geringste Strenge. Sein Betragen gegen mich entdeckte mir ein Vertrauen, welches mich weit aufmerksamer machte, als alle Härte nicht würde gethan haben. Meine schönen Mitbürgerinnen werden mit mir gestehen, daß unser Herz sich überaus gerne schmeicheln lässet. Wir haben eine ausnehmende Neigung uns zu gefallen, die sich auch selbst in den Kleinigkeiten äussert, und die man uns ungemein nützlich machen kann. Als ich heran wuchs, nahm mein Vetter, wenn ich so sagen darf, eine gewisse Ehrerbietung gegen mich an, die mich sehr viel lehrte, was zu der grossen Welt gehöret; und noch gegenwärtig geniesse ich alle diese Vortheile.

Weil es gar nicht seine Absicht war mich durch Zwang tugendhaft zu machen, so hatte ich an allen seinen Ergetzungen Theil. Ich begleitete ihn auf seinen Lustreisen, er führte mich in die Stadt und er zeigte mir den Hof. Alle unschuldige Ergetzlichkeiten sind mir erlaubt, und sie sind mir oft bloß deßwegen Ergetzlichkeiten, weil er sie billiget. Ich habe seine Gedanken hierüber gehöret. Ein Vater saget er, der seine Töchter von aller Gesellschaft zurücke ziehet, und sie gänzlich versteckt, der wird sie wohl eine Zeitlang in einer Unwissenheit von der Welt erhalten können, allein er wird sie nicht lehren mitten in der Welt tugendhaft zu seyn. Die Gleichgültigkeit, welche aus der Unwissenheit entspringet, dauert nicht länger als die Unwissenheit, und sodann verwandelt sie sich in Ausschweifung. Die Tugend des weiblichen Geschlechtes bestehet nicht darinn, daß die Schönen gar kein Vergnügen haben, sondern daß sie das Vergnügen tugendhaft machen.

Weil mein Vetter ein völliges Vertrauen zu mir heget, so war es auch in meiner Gegenwart, als er mit seinem alten Freunde den Schluß fassete, dieses Blatt unter dem Namen des Weltbürgers bekant zu machen. Ich entdeckte ihm meine Freude darüber, allein ich machte zugleich grosse Augen, als er mir mit Lächeln ankündigte, daß auch ich meinen Theil an dieser Arbeit haben sollte. Die Art mit der er sich hierüber erklärte, ließ mich bald merken, daß es wirklich sein Ernst war. Ich suchte mich dennoch mit der ehrerbietigsten Einwendung davon los zu machen, allein, er wiederlegte dieselbe dadurch, daß er mir seinen Beystand versprach, und wie konnte ich mich endlich dem Befehle eines Mannes wiedersetzen, der mir allemal gewiesen, daß er nie einen übereilten Entschluß gefaßt.

Ich nehme also an einer Ehre Theil, die so schmeichelhaft ist, und wenn man es den Schönen erlaubet bey ihrem Vorzuge nicht ganz unempfindlich zu seyn, so wird man mir es auch nicht verargen, wenn ich von dieser Ehre gerühret bin.

Mein Vetter hat Ursachen bey dieser Arbeit unerkant zu bleiben, und es war ein neues

neues Zeichen seines Vertrauens zu mir, da er mich nicht einmal fragte; ob ich mir wohl getrauete verschwiegen zu seyn.

Ich weiß es, daß man meinem Geschlechte die Kunst zu schweigen durchaus absprícht, und daß man ein Geheimniß für eine Last ansiehet, die uns zu schwer zu tragen wird. Damit ich einen Anfang mit meiner Arbeit mache, so will ich mich diesesmal nur etwas hierüber erklären, und das übrige versparen, bis ich mehr Raum erhalte.

Alle meine schönen Mitbürgerinnen wissen diesen Vorwurf, und wir sind es uns allerdings schuldig, uns davon zu befreyen.

Ich will hier gar nicht diejenigen Plauder-Schwestern vertheidigen, deren Mund einem aufgezogenen Uhrwerke gleicht, das immer fortlaufen muß, und die ganz unruhig sind, wann sie nicht etwas wieder zu sagen haben. Ich kenne diese Papageyen, welche alles wieder erzehlen, was sie hören, und die oft ihre eigenen Thorheiten nicht verschweigen können. Es ist auch nicht meine Absicht dem männlichen Geschlechte hier aufzurücken, daß es auch demselben nicht an Plauderern mangelt. Die Waschhaftigkeit der Männer entschuldiget unsere Plauderhaftigkeit nicht. Ich will nur meinen schönen Mitbürgerinnen das Exempel sagen, welches mich die Verschwiegenheit sehr zeitig gelehret hat.

Brutus hatte sich mit in die Verschwerung wieder den **Cäsar** eingelassen. Dieser sonst gerechte Mann glaubte in dem ersten Eifer, daß er nichts grösseres verrichten könnte, als wenn er sein Vaterland von einem Tyrannen befreyete, der die Welt unterdrückte. Denn unter diesem Bilde hatte man den **Brutus** wieder den **Cäsar** aufgebracht. Die erste Hitz vergieng und **Brutus** gewann Raum dieser Sache nachzudenken. Kam ihm **Cäsar** auf der einem Seite als ein Unterdrücker der Freyheit für, so fanden sich auf der andern Seite alle diejenigen Wohlthaten ein, die er von demselben empfangen hatte: Die Dankbarkeit rührte sein grosses Gemüthe, und machte ihn unentschlossen und unruhig.

Portia, seine Gemahlinn, eine Tochter des unbeweglichen **Cato** bemerkte den Kummer, der ihn heimlich quälte. Sie genoß nicht mehr die Zärtlichkeiten von ihm, die sie gewohnt war, er entfernte sich ihren Armen, seinen Gedanken nachzuhängen, und er erschien ihr überall tiefsinnig.

Portia, welche ihren Gemahl mehr liebte als sich selbst, ward bey dieser Veränderung überaus bekümmert. Nichts desto weniger empfand sie weder eine Bewegung des Zornes, noch der Eifersucht. Sie ist vielmehr so bescheiden, daß sie den Verdacht auf sich wendet. In dieser Vorstellung bildet sie sich ein, daß **Brutus** eine grosse Traurigkeit vor ihr verberge, und daß er sie unwürdig halte an einem Geheimnisse Theil zu nehmen, an dessen Wissenschaft sie doch Recht zu haben glaubt. In diesen Gedanken entschloß sie sich zu versuchen: ob denn ein Geheimniß vor sie eine unerträgliche Bürde sey. Sie macht sich zu dem Ende eine tiefe Wunde an der Hüfte, und glaubt, daß wenn sie diesen Schmerz verbergen könne, es ihr auch nicht schwer

fallen

fallen würde ein Geheimniß zu verschweigen. Diese schmerzhafte Wunde, welche sie lange Zeit verschwiegen hatte, zog ihr endlich das Fieber zu, und sodann redete sie ihren Gemahl mit diesen Worten an:

„ **Brutus**, die Tochter des **Cato** ist dir nicht als ein Kebsweib vermählet worden, „ die Gefährtinn deines Bettes und deines Tisches zu seyn, sondern an deinem guten „ und bösen Glücke Theil zu nehmen. Wende ich meine Augen auf dich, so finde ich „ keine Ursache dieses Bündniß zu bereuen. Du aber **Brutus**, was für ein Zeichen „ meiner Liebe kanst du empfangen, und was kann ich dir für Vergnügen machen, „ wenn du mir nicht deinen geheimen Schmerz entdeckest, oder wenn du mich unwürdig hältst, zur Wissenschaft solcher Absichten zugelassen zu werden, welche Treue „ und Verschwiegenheit erfodern. Ich weiß, daß die Weiber zu schwach scheinen, „ ein Geheimniß zu ertragen. Allein **Brutus** ein gutes Gemüth, eine tugendhafte „ Erziehung und die Gesellschaft grosser Leute sind fähig unsere Sitten zu verbessern „ und unsere Schwäche zu stärken. Was mich betrifft, so darf ich mich rühmen, „ daß ich die Tochter des **Cato**, und die Gemahlinn des **Brutus** bin. Ich habe mich aber doch nicht auf die Meinung verlassen, welche mir diese beyden Namen „ erwecken. Ich habe einen Versuch thun wollen, ob ich dem Schmerze wiederstehen „ könnte, und ich habe erfahren, daß ich unüberwindlich bin.

Zu gleicher Zeit sagte sie ihm, was sie unternommen hatte. Es wäre zu viel gewagt, wenn man die zärtliche Bewunderung beschreiben wollte, worinn diese Rede den **Brutus** setzte. Er entdeckte ihr sein Vorhaben und verließ sie so fort, weil sein Herz allzusehr aufgebracht war. So bald **Brutus** sich entfernet hatte, gab **Portia** den Thränen Raum, welche die Ehrfurcht für ihren Gemahl bisher zurück gehalten. Sie wünschet sich unter diesen Empfindungen selbst Glück die Gemahlinn des **Brutus** zu seyn. Die Hoheit welche er sich erwirbet, erhebet sie über ihr Geschlecht, und sie wird von seinem unsterblichen Ruhme gerühret. Doch diese herrlichen Vorstellungen verschwinden wieder, sie erinnert sich der angenehmen Stunden, welche sie mit einander zugebracht, es fällt ihr die Gefahr ein, worinn sich **Brutus** waget, und sie würde ihn lieber in ihren Armen behalten, als ihn dem Ruhme nacheilen sehen. Sie wird wieder eine Frau und beklagt sich, daß ihr Gemahl sie verlassen kann.

Allein ungeachtet der natürlichen Schwachheit ihres Geschlechtes, welche ihr die Thränen ausgepreßt, und die sie unter der Last des Unglücks nieder drücket, welches sie für ihren Gemahl besorget; so besitzet sie doch Standhaftigkeit genug ein Geheimniß zu verschweigen welches den **Brutus** so nahe angehet.

Phillis.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Viertes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 23. Februar. 1741.

Opitz.

Die nach der Ehre mehr als nach dem Leben fragen.

Zweene Wege sind den Menschen gewiesen zu der Unsterblichkeit „ gelangen. Auf dem einen führet man den Degen, und auf dem andern die Fede.; wo sich aber beyde vereinigen, da erhebet sich der Mensch zu einer Grösse, welche ihn am weitesten über die allgemeinen Grenzen führet, worinn die Sterblichen eingeschlossen sind. Zu dieser Höhe ist Cäsar, Augustus, Trajan, Hadrian, Marcus Aurelius und eine Menge anderer berühmter Männer des Alterthums gestiegen, und die künftigen Tage werden ein so grosses Exempel von den unsrigen empfangen.

Man hat oft gestritten, ob dem Degen oder der Feder der Vorzug gebühre? allein mich daucht, daß dieser Streit sehr unnütz ist. Wann der Held die Ruhe und die Sicherheit der Menschen beschützet, wann er sein Vaterland vertheidiget, wann er sein Blut für dasselbe vergiesset: so macht der Gelehrte das Volk vernünftig, treu und den Gesetzen gehorsam. Noch mehr, er reitzet dasselbe durch die Exempel grosser Leute, die er aus der Dunkelheit herfür ziehet, zur Nachfolge, und verewiget das Andenken der Heldenthaten, welche ohne ihn bald ein Raub der Vergessenheit seyn würden. Beyde sind also nöthig ein Volk groß, berühmt, glücklich und furchtbar zu machen.

Ich sehe diesesmal bloß auf die Soldaten, und will ihnen Recht wiederfahren lassen.

Die Menschheit zeiget sich niemals in einer Grösse, welche mehr in die Augen fällt, als wenn ein Held sein Heer anführet. Es scheint, daß er in diesen Augenblicken die menschlichen Schwachheiten abgeleget hat, und daß er ein Gebieter des Schicksals der Welt geworden. Alles ist groß an ihm. Ueberall wo er sich hinwendet, verfolget ihn die Gefahr und der Tod, und beyde dienen nur dazu seinen Muth zu vergrössern. Er hat hundert Augen, welche ihn auch die kleinsten Vorfälle sehen lassen, und man könnte auf eben diese Art sagen, daß sich sein Verstand und seine Einsicht hundertmal theilen, allen diesen Nothwendigkeiten zu begegnen. Die Völker, welche

unter ihm stehen, richten sich nach seinem Winke, und er ist die Seele dieses grossen Körpers. Allein was für Aufmerksamkeit gehöret nicht bloß schon dazu, diesen Körper in Ordnung zu erhalten.

Die Soldaten, wenigstens die meisten sind die niedrigsten und schlechtesten im Volke. Die Trägheit selbst, die Ausschweifungen, und alle Arten von Lastern bringen sie endlich dahin die Flinte zu ergreifen, in der Hoffnung bey den Waffen den Ausschweifungen desto ungestrafter nachzugehen, und den Ahndungen der bürgerlichen Gesetze zu entwischen. Alle diese Leute sind wild, unbändig, oft verzagt, bereit sich der Schärfe der Ordnung zu wiedersetzen, welche sie hassen, grausam wenn sie die geringste Gewalt erlangen, bey der Aufsicht tückisch, und sehr geneigt die Ehrerbietung und den Gehorsam zu vergessen, sobald sie einige Nachsicht bemerken.

Was für eine ungemessene Arbeit lieget hier nicht einem Feldherrn ob, alle diese verschiedene Characktere zu vereinigen, die Laster eines unbändigen Volkes im Zaum zu halten, die Verzagten tapfer zu machen, die Trägen zu der Arbeit zu gewehnen, die Bösen zu strafen, und die Guten zu belohnen, in der Strafe selbst ein gewisses Maaß zu halten, und endlich eine Menge wiedriggesinnter Leute zu einem Ziele zu führen.

Kommt es zur Schlacht, in was für einer Grösse erscheinet nicht sodann mein Held! Hundert Befehle gehen nacheinander aus seinem Munde, welche das Gegenwärtige und das Zukünftige betreffen. Weder das Geräusch der Waffen, noch der Klang der Trompeten und Trommeln, noch das Donnern des Geschützes, noch das verwirrte Geschrey der Schaaren, noch der Anfall der Feinde, nichts kann seinen Geist erschrecken und in Unordnung bringen. Es scheint daß ein jeder Soldat von seinem Muthe belebet wird, daß sein Geist überall gegenwärtig ist, und daß sein Wink Ordnung und Standhaftigkeit zuwege bringen kann.

Von dieser Grösse erhebet er sich noch weiter. Seine Anordnungen werden mit der genauesten Aufmerksamkeit beobachtet, und da alle seine Schritte Furcht, Schrecken und den Tod zuwege bringen, so breitet sich um ihn ein Geschrey aus, welches ihm den Sieg ankündiget.

Welch eine Hoheit, da ein Mensch durch die Weisheit seiner Aufführung, durch die Grösse seiner Herzhaftigkeit, durch die Stärke seines Arms, und durch die Anzahl seiner Soldaten, gleichsam ein Gott anderer Menschen wird, und da er bey dem Ruhme, welcher ihn umgiebet, die ganze Welt mit Liebe mit Verwunderung oder mit Schrecken anfüllet.

Doch der Held würde noch nicht vollkommen seyn, wenn er sich hier von den Regungen wegreissen liesse, welche von so vielen Vorzügen in ihm erwecket werden. Er hat noch tausend Verrichtungen, welche ihn nicht Zeit lassen, die Freude über seinen Sieg völlig zu empfinden. Hier hält er die Ausschweifung seiner sieghaften Soldaten auf, welche glauben, daß ihnen nach einer so grossen Gefahr alles erlaubt ist, dort versorget er die Verwundeten, an einem andern Orte lobet er das Wohlverhalten seiner Gehülfen, hier erstrecket sich seine hülfreiche Aufmerksamkeit auch auf die Gefangenen, und bey allen diesen verschiedenen Abtheilungen beschäftiget ihn ein Nachdenken,

ken, welches allein für ihn gehöret, und das die vortheilhafte Anwendung seines Sieges betrift.

Man muß die Abbildung der grossen Helden nicht durch falschen Anstrich verstellen. Die Wuth eines Tygers, und die Raserey eines wilden Stiers sind keine Tapferkeit. Wer nichts als schlagen und morden kann, der wird zwar wohl den Namen eines Zerstörers, niemals aber den Namen eines Siegers erhalten.

Mein Held siehet ganz anders aus. Die Großmuth und die Menschlichkeit, die erste Zierde der Helden, begleiten ihn überall. Er höret auf zu schlagen, wenn niemand mehr Widerstand thut, er will nicht vertilgen, sondern die Ruhe und den Frieden einführen, und sein Name ist selbst den Feinden so heilig, als ihnen seine Tapferkeit schrecklich ist. Er kennet die Ungerechtigkeit und die Unterdrückung so wenig, als die Zaghaftigkeit, und er wird niemals die Waffen gebrauchen auch die Freunde zu plagen.

Wann die Athenienser ihre Flotten ausschickten, und einen andern, als den Phocion zum Befehlshaber über dieselben ernannten, so flohen die Einwohner der See-Städte, welche doch ihre Bundesgenossen waren, und alle Insulaner zogen sich zurück. Sie führten ihr Vieh, ihr Getreide, ihre Weiber und Kinder, und alles was fortgebracht werden konnte in die Städte, befestigten ihre Mauren, und betrugen sich gegen diese Flotten nicht anders, als gegen ihre Feinde. War es aber Phocion der sie anführte, so kamen ihm alle diese Völker mit Blumenkränzen und mit einem Freuden-Geschrey bereits von weitem entgegen, und führten ihn selbst in ihre Hafen.

Was für ein Glanz breitet sich hier nicht über meinen Helden aus, da seine bloße Gegenwart schon die Versicherung giebet, daß keine Gewaltthätigkeiten daselbst Statt haben, wo er sich befindet.

Wie nichts herrlicher ist, als sein Sieg, so ist nichts süsser als die Früchte desselben. Cäsar und August waren kaum von der unglückseligen Nothwendigkeit zu schlagen befreyet, als sie in Rom die Ruhe, den Frieden, das Vergnügen und den Ueberfluß einführten, und die Welt überzeugten, daß sie nicht aus Grausamkeit die Waffen geführet hatten, sondern die Welt glücklich zu machen. So sagte Rom selbst und erkannte, daß die Beherrschung des Erdkreises so grossen Männern gehörte.

Der erlauchte Verfasser des Anti Machiavel, dieser durchdringende Geist, welcher die wahre Grösse so genau bestimmet, will, daß ein erhabner Fürst selbst Feldherr seyn soll. Ein grosser Prinz, sagt er, soll sein Kriegeheer selbst anführen. Sein Vortheil, seine Pflicht, seine Ehre, alles beweget ihn hierzu. Er soll die Vertheidigung seiner Unterthanen als einen von den wichtigsten Gegenständen seiner Regierung ansehen, die er aus eben dieser Ursache nur sich selbst anvertrauen kann. Sein Vortheil scheinet es durchaus zu erfordern, daß er persönlich bey seinen Völkern gegenwärtig sey, weil alle Befehle von ihm kommen, und weil eben bey seiner Gegenwart die Ausführung dem Rathschlusse mit einer ungemeinen Geschwindigkeit folget. Man kann nichts wahrers und nichts edlers hiervon sagen.

Bisher habe ich von dem obersten Sieger geredet, gegenwärtig muß ich auch

noch

noch etwas von den Soldaten überhaupt gedenken, welche an seiner Gefahr und an seiner Ehre Theil nehmen. Warlich ein gehorsamer, vernünftiger und herzhafter Soldat ist nicht das niedrigste Glied in der Republick, und es ist nicht so leicht den Pflichten dieser Eigenschaften genug zu thun. Ein Mann der sein Leben zum Dienste seines Königes und zur Vertheidigung der Ruhe seiner Mitbürger waget, der Frost und Hitze ausstehet, der bis an den Morgenthau in den Waffen bleibet, und der nichts anders weiß, als zu siegen, oder zu sterben, verdienet die Hochachtung aller Vernünftigen.

Man muß es gestehen, daß die Kriegsschule die Tapferkeit, die Wachsamkeit und die Ordnung auf eine ausnehmende Art lehret, und daß man in derselben auf eine wundersame Weise zum Gehorsam angeführet wird. Die strengen Spartaner forderten denselben am ersten von allen ihren jungen Leuten, und man gewehnte sie bereits in ihren zartesten Jahren dazu. Hierinn bestehet die erste Pflicht eines Soldaten, und eben durch diese genaue Beobachtung der empfangenen Befehle wird sein Muth in Ordnung gebracht und unterhalten. Es giebt gewisse brausende Gemüther, welche in der ersten Hitze alles wagen wollen, und die nichts als Schande davon tragen, wenn es zu der That kommt. Nichts als ein genauer Gehorsam wird sie von dieser Ausschweifung und von dem Schimpfe befreyen, der einem athenienſischen Soldaten begegnete.

Phocion hatte sein Heer wieder den Micion, welcher das Land verwüstete in Schlachtordnung gestellet, als ein junger Athenienſer aus seinem Gliede ging, und sich trotzig zwischen beyden Kriegsheeren zeigte. Kaum hatte man dieses von der feindlichen Seite wahrgenommen, als sich auch dort einer von den Soldaten herfür that. Allein als der Athenienſer seinen Feind ankommen sahe, überfiel ihn der Schrecken, so daß er sich plötzlich wieder in sein Glied begab. Phocion bemerkte diesen Flüchtigen, er bestrafte ihn aber diesesmal nur bloß mit diesen Worten: Schämest du dich nicht, sagte er, daß du an einem Tage zweene Posten verlässest, nemlich den wohin dich dein Hauptmann gesetzt, und den wo du dich selbst hingestellet hattest.

Warlich die Gesellschaft vernünftiger und erfahrner Officier ist überaus angenehm. Die Kriegsleute besitzen eine gewisse ungezwungene Freymüthigkeit, welche die Gesellschaft belebet, und wenn sie die Kunst verstehen von ihrer Erfahrung ohne Prahlerey zu reden, so ergetzen und unterrichten sie zugleich. Man thue ihnen nicht das Unrecht an, und vermische sie mit einer andern Classe, welche dem Wahne nachhänget, daß ein Soldat sich durchaus brutal zeigen muß, die sich einbildet, daß ein Officier das Recht hat, wild, unbändig und unhöflich zu seyn, die in einer tiefen Unwissenheit einen Vorzug suchet, und die so unvernünftig ist, daß sie sich vorstellet, ihr Stand berechtige sie alles ungestraft zu beleidigen.

Ich werde mit diesen Afterhelden ein andermal besonders reden, gegenwärtig will ich ihnen nur noch sagen, daß sie in dieser Verfassung ganz ungeschickt sind den grossen Namen eines Helden zu erlangen.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Fünftes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 2. Merz 1741.

Haller.

Viel Irrthum hat der Mensch sich selber zugezogen.

Es giebt gewisse Gemüthskrankheiten unter den Menschen, welche weit gefährlicher sind, als alle leiblichen Zufälle, weil sie mehrentheils so lange dauren, als der Mensch lebet. Diese Krankheiten entspringen in der verfinsterten Verstellungskraft, und von da breiten sie sich über das ganze Gemüth aus. Die erste und die unglücklichste Würkung dieser Finsterniß ist diese, daß die Menschen sodann anfangen diesen Krankheiten zu schmeicheln, und daß sie dieselben lieber behalten, als davon befreyet werden wollen.

Die Schönen werden es nicht übel nehmen, wenn ich dem weiblichen Zorne den ersten Platz unter diesen Krankheiten einräume. Meine Hochachtung für ihr Geschlecht ist so groß, daß ich sie überaus gerne von den Schwachheiten geheilet wissen wollte, welche uns verhindern ihnen alle die Ehrerbietung zu bezeigen, die ihnen gehöret.

Man findet unter den alten Moralisten eine Secte, welche die Ursachen der Gemüthskrankheiten allemal ausser den Menschen suchte. Wann diese Leute den weiblichen Zorn bemerkten, so hohlten sie die Ursache desselben aus der Luft. Ich muß meinen Lesern ihre ganze Meinung mittheilen, um sie destomehr von ihrer Unrichtigkeit zu überführen. Unter den Luftgeistern sagten sie, werden viele wilde, unbändige und zänkische Geister angetroffen, welche geschworne Feinde des schönen Geschlechtes sind. Diese begleiten ihrer Meinung nach die Weiber überall, und ob sie gleich oft von einer andern Art von Geistern an der Ausführung ihrer Bosheit gehindert werden, so wissen sie sich doch mit einer grossen List einer jeden Gelegenheit zu bedienen die Schönen zu beunruhigen. So bald sie nun bey einer Frau die geringste Bewegung vom Eifer merken, so bemeistert sich der schlimmste Luftgeist sofort ihres Verstandes, der boshafteste nimmt ihre Zunge ein, und die wildesten fliegen in ihre Augen. Kaum aber ist dieses geschehen, so bricht die Krankheit dieser unglücklichen Person in die fürchterlichste Raserey aus, wodurch sie so heßlich und so ungestalt wird, daß diejenigen, welche Zeugen davon gewesen, sie mit nichts anders, als den Furien verglichen haben.

Meine Leser werden über diese Ursache des weiblichen Zornes lächeln, und mit mir einig seyn, daß diese Moralisten dieselbe weit verfehlet haben. Wir dürfen den Grund

dieſes Zornes nirgends anders als in den Weibern ſelbſt ſuchen. Die böſen Frauen beſitzen einen trotzigen Eigenſinn, eine groſſe Neigung zum Stolze und einen heftigen Trieb zum Wiederſpruche, wodurch ſie beſtändig gehindert werden, in einer ſanften Gleichgültigkeit zu bleiben: Weil ſie nun durchaus nicht vertragen können, daß man ihren Eigenſinn, ihren Stolz und ihren Trieb zum Wiederſpruche beleidiget, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zum Zorne, dieſe Beleidigung zu rächen.

Ich würde das höchſte Unrecht begehen, wenn ich dieſe Krankheit dem ganzen ſchönen Geſchlechte aufbürden, und wenn ich behaupten wollte, daß alle Schönen der Ausſchweifung des Zornes ergeben wären. Ich kenne verſchiedene von ihnen, welche von dieſer Krankheit ſtets befreyet geblieben, und in deren ganzem Betragen man eine vollkommene moraliſche Geſundheit bemerket.

Meine artigen Mitbürgerinnen können von mir fordern, daß ich ihnen die Mittel anzeigen ſoll, welche dieſe Geſundheit gewürket und erhalten, und ich will ihnen eine Abbildung von der Silvia machen, welche ihnen dieſelben zugleich entdecken wird.

Silvia iſt das einzige Kind angeſehener, begüterter und vernünftiger Eltern. Die ausnehmende Liebe welche ihr Vater und ihre Mutter zu ihr trugen, war ihr überaus vortheilhaft, weil dieſelbe nichts als eine edele Erziehung würkte. Dieſe klugen Eltern ſahen ihr ſchönes Kind nicht mit einer Affenliebe an, welche das Verderben vieler jungen Leute iſt, ſie bemühten ſich vielmehr ihrem Gemüthe noch mehr Schönheiten zu geben, als ihr Körper verſprach. Man verſtattete der kleinen Silvien nicht den geringſten Eigenſinn, man entfernte ſo viel möglich alle diejenigen Perſonen von ihr, welche durch ihre Schmeicheleyen die Eitelkeit des jungen Frauenzimmers reitzen, wenn ſie ihnen alle Augenblicke vorſagen, daß ſie ſchön ſind, und weil man befürchtete, daß der Spiegel ſie auf ihre Vorzüge aufmerkſam machen mögte, ſo belehrte man ſie ſehr zeitig, daß die Schönheit ohne Verſtand und Tugend nichts als ein Mittel iſt, deſto laſterhafter und verächtlicher zu werden. So ſehr man ſich durch vernünftige Vorſtellungen bemühte dem Eigenſinne zuvor zu kommen, ſo ſehr bemühete man ſich auch dem Stolze bey ihr vorzubeugen. Nichts iſt den Schönen eigner, als ein kleiner Hochmuth, welcher immer gröſſer wird, je mehr man ihm ſeinen Willen läßt. Es iſt umſonſt, ſagte man zu Silvien, wenn ein Frauenzimmer ſich vorſtellet, daß ſie durch ihren Stolz ihr Anſehen vermehren will. Sie verräth dadurch eine Schwäche, welche überaus gefährlich für ſie iſt, weil ſie allen liſtigen Mannsperſonen die Mittel zeiget, wie ſie gewonnen werden kann, ſie reitzet den Neid und den Haß ihrer Mitbürgerinnen, und den Klugen entdecket ſie ihre Einfalt, welche allemal den Hochmuth begleitet. Noch mehr ſie geräth dadurch auf gewiſſe trotzige Forderungen, welche ihr oft verſaget werden, und deren Verweigerung Unruhe und Zorn erwecket. Bey dieſen Lehren bewahrte man Silvien zugleich für den Trieb zum Wiederſpruche, welcher ſo oft die Hausruhe ſtöret, und welcher der eigentliche Vater des Zornes iſt; Silvia welche gewehnt war in allen Stücken der Vernunft Gehör zu geben, wiederſetzte ſich niemals ihren Forderungen, und wenn ſie ja Einwürfe machte, ſo wurden dieſelben allemal von einer Leutſeligkeit begleitet, welche zuwege brachte, daß man auch ihren Wiederſpruch liebete.

Mit allen dieſen Vortheilen ward Silvia an einen würdigen Mann verheyratet,

der einen grossen Theil seiner Glückseligkeit in dem Besitze dieser liebenswürdigen Person findet. Bey ihrer Vernunft, bey ihrer Leutseligkeit, und bey ihrer Abneigung für die Unordnung, den Stolz und den Eigensinn, herschet in ihrem Hause eine Ruhe und eine Ordnung, welche ihr Gemahl bloß ihr zu danken hat. Weder ihre Niederträchtigkeiten, welche andere Weiber oft durch ihren Zorn wieder gut machen wollen, noch ein unruhiger Lerm, der oft den Namen der Haushaltungskunst erhält, stören seine Zufriedenheit, und weder ihr herschsüchtiger Eifer noch ihr Wiederspruch verhindern ihn so groß zu seyn, als er wirklich ist. Werden meine schönen Mitbürgerinnen hier nicht gestehen, daß Silvia mehr Vorzüge und mehr Ehre hat, als aller Eigensinn, Stolz, Wiederspruch und Zorn geben können.

Ich werde der Gemüthskrankheit des weiblichen Zornes die Gemüthskrankheit der weiblichen Spielsucht beyfügen.

Es sey ferne von mir das Spielen ganz und gar zu verwerfen. Eine Gesellschaft, welche sich versammlet hat sich zu erlustigen, kann auch eine Karte erwehlen dieser Absicht genug zu thun. So lange die Ergetzlichkeiten das Gemüth nicht krank machen, so lange sind sie unverwerflich, wenn sich aber ein beständiges unruhiges Verlangen nach ihnen äussert, wenn man ihnen ganze Tage nacheinander aufopfert, und wenn sie uns zu einer Hinderniß werden; so haben sie das Gemüth angestecket, und eine Art von Schwindsucht in den Verstand eingeführet, welche denselben immer kraftloser macht.

Bellinde lieget an dieser Spielsucht sehr krank. Die Karte hat fast alle andere Vorstellungen in ihr ausgelöscht, und sie ist gegenwärtig völlig auf die Gedanken gerathen, daß sie bloß deßwegen in die Welt gesetzet worden, um darinn zu spielen.

Wie heftig wird sie nicht von dieser Seuche gequälet. Wann des Morgens die zehnte Stunde schlägt, so kommt es ihr vor als wenn sich die Spieltische bewegten, und als wenn sie das angenehme Geräusche der Marquen vernähme. Diese Vorstellung bringet ihr Blut in die gröste Bewegung und sie erwacht sodann mit einer heftigen Erschütterung. Doch es ist erst zehn Uhr, und die Mode zu spielen hat noch nicht so weit um sich gegriffen, daß man auch gewöhnlicher Weise den Vormittag damit zubringet. Bellinde bemerket den Betrug ihres Traumes, beklaget die schönen Vormittage, welche ohne Spiel verschleudert werden, und erwartet mit Verlangen die Zeit, welche den Karten gehöret. Sie würde sich gerne noch einmal in ihr Kopfküssen einwickeln, und sich dem Schlafe wieder überlassen, wenn ihre Krankheit es ihr nur verstattete. Allein kaum eröffnet sie ihre Augen, so erscheinen die Matadore in ihren Gedanken, und sie greifet oft ganz entzückt über diesen Anblick auf ihrer Bettdecke herum sich derselben zu bemeistern. Endlich besinnet sie sich, daß ihre Bemühung vergebens ist, und verläßt ihr Lager.

Ihr Kammermädchen bringet ihr den Caffee, und weil diese wie gewöhnlich schmeicheln kann, so hat sie die völlige Gnade dieser artigen Wittwe. Bellinde erzehlet ihr sodann alle die erstaunlichen Vorfälle welche sich den Abend zuvor bey dem Spiele zugetragen, sie belacht die Fehler, welche ihre Mitschwestern gemacht, und dieselben ihrer Vertrauten desto deutlicher zu zeigen, so holet sie die Karte her, welche sie mit einem Vergnügen auf dem Tische ausbreitet, das die Grösse ihrer Krankheit anzeiget.

Hier

Hier weiset sie sodann wie man sich mit diesen Blättern angegriffen, wie man sich vertheidiget, was für Übereilungen Gelegenheit gegeben denjenigen mit Verlust zurück zu weisen, der die andern heraus gefordert, und welcher List man sich bedienet zu weichen und sodann plötzlich zu verfolgen.

Mitten unter dieser Erzehlung forschet sie mit einer ungemeinen Unruhe, an welchem Orte den Nachmittag gespielet wird, und nach dem sie ihren Caffee zu sich genommen, die Karten noch einige Male durchgesehen und sich ankleiden lassen, gehet sie zur Tafel, indem sie zugleich befielet ihren Wagen um ein Uhr fertig zu halten.

Die Tischzeit ist ihr die allerbeschwerlichste, weil sie mit ihren Kindern speiset, die noch nicht zu dem Alter gekommen sind, daß sie ihnen ihre Krankheit mittheilen kann. Sie zehlet alle Augenblicke, ungeachtet dieses die einzige Stunde von dem ganzen Tage ist, in welcher sie diese verlassenen Schaafe siehet, und kaum rühret sich die Uhr den verlangten Schlag zu thun, so ist Bellinde auch schon auf der Treppe, und in wenig Minuten an dem Orte, wo man sie erwartet.

Man setzet sich, die Zeit ist flüchtig, man theilet die Karten aus, man spielet bis endlich die Mitternacht Bellinden wieder zu Bette ruft. Sodann träumet sie von neuem wie sie die Karten austheilet, wie sie die Könige absticht, und sie geräth auch dann in einen Schweiß, wenn sie im Schlafe Codille verlieret.

Ist Bellinde nun nicht recht krank, zeigen sich in ihrer Seele nicht die schädlichsten Zufälle, und ist ihre Krankheit nicht um so viel gefährlicher, da sie bey gesundem Leibe dadurch gehindert wird, auch nur die geringste von ihren vernünftigen Pflichten zu erfüllen!

Sollte Bellinde versuchen was ihr Gemüth für eine lebhafte Gesundheit annehmen würde, wenn sie die Karten mit einer mütterlichen Vorsorge für ihre Kinder verwechselte, wenn sie es sich angelegen seyn liesse, durch deren gute Erziehung sich den Staat zu verbinden, wenn sie eiferte eine hülfreiche Freundin und das Muster einer ungeheuchelten Tugend zu seyn, ich weiß gewiß sie würde dieselbe der unruhigen Spielkrankheit weit vorziehen.

Die Gemüthskrankheit der petits Maitres ist eine von den kenntlichsten und von den lächerlichsten. Diese Leute sind wie man weiß in einer beständigen ungestümen Unruhe, ungeachtet sie niemals die geringste ernsthafte Beschäftigung haben. Ihre Krankheit macht, daß sie sich selbst gerne hören, daß sie sich nichts für übel halten, und daß sie von allem reden, ob sie gleich nichts wissen. In dieser Verfassung gefallen sie sich und begehren deßwegen überall den Vorzug, sie sind in einem Augenblicke trotzig und verzagt, und in der Verrückung ihres Gehirnes rechnen sie diejenigen Vortheile, welche sie von dem Schuster, dem Schneider und Perruckenmacher empfangen für ihre eigenen. Sie wissen tausend Heimlichkeiten von dem schönen Geschlechte, welche doch die meiste Zeit in der Verachtung bestehen, mit der sie von den Schönen angesehen worden, und sie reden von Gefälligkeiten, welche sie von solchen Damen empfangen haben wollen, denen sie vielmehr nicht einmal bekant sind. Sie finden sich überall ein, ob sie gleich nirgends gebeten werden, und endlich ist ihre Krankheit andern so überlästig als sich selbst.

Es wird eben so schwer halten diese Seuche zu vertreiben, als die Spielsucht zu dämpfen. Der petit Maitre ist bey sich selbst völlig überzeugt, daß seine Krankheit der ganzen Welt gefallen muß, daß sie ihn liebenswürdig macht, und daß sie das Vergnügen und die Annehmlichkeit der Gesellschaft befördert. Was gehöret nicht dazu diesen Wahn zu vertilgen!

Als ich unlängst mit einem meiner Freunde von dieser Krankheit sprach, versicherte er mich, daß er einmal gegenwärtig gewesen, als ein petit Maitre wieder gesund geworden. Ich sahe in diesem Augenblicke erklärte er sich einen Wurm aus seiner Nase kriechen, welcher zwar eine überaus angenehme Gestalt hatte, der sich aber den Augenblick in lauter Wind auflöste. Allein mein Freund hält überaus viel von Gespenstern und Erscheinungen, und diese Leute sehen tausend Sachen die uns andern verborgen bleiben.

Ich weiß vielmehr gewiß, daß die Krankheit der petit Maitres ebenfals in ihrer Vorstellungskraft entspringet, welche geheilet werden muß, wenn sie davon befreyet werden sollen. Sie machen sich von dem Verstande, von der Kunst zu gefallen, von dem Angenehmen, und von den Verdiensten ganz verkehrte Begriffe, und da sie bloß auf das äusserliche sehen, so versäumen sie alles was sie wirklich angenehm und liebenswürdig machen kann. Sie müssen der gesunden Vernunft Gehör geben, welche keine Schminke leidet, der thörigten Eigenliebe absagen, den wahren Verstand kennen lernen, die Kunst zu gefallen in den Vorzügen suchen, welche allein den Menschen erheben können, und durch diese Mittel werden sie zu einer völligen Gesundheit gelangen.

Meine Leser werden die andern Gemüthskrankheiten leicht bemerken, und die Mittel selbst finden.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Sechstes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 9. Merz 1741.

Haller.

Kein Reitz sey stark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutzen groß genug, der den des Staates mindert.
Such in des Landes Wohl und nicht beym Pöbel Ehr/
Sey jedem Bürger hold dem Vaterland noch mehr.
Sey billig und gerecht, erhalt auf gleicher Wage/
Der Grossen drohend Recht und eines Armen Klage
Bey Würden sieh den Mann und nicht den Gegendienst/
Mach Arbeit dir zur Lust/ und helfen zum Gewinst.

Die Ursache warum wir in allen Ständen so viel unnütze Leute haben, rühret meines Erachtens bloß daher, weil man sich bey der Erziehung der Kinder keine Mühe giebet, die Vortheile, welche in ihrer Seele liegen, und die Beschaffenheit ihres Herzens zu untersuchen. Kaum ist ein Sohn zur Welt gebohren, so beschliessen auch schon die meisten Eltern den Stand, welchem sie ihn künftig widmen wollen, und dieser Entschluß wird so wenig überleget, als wenn zu dessen Ausführung nichts weiter, als ihr Wille erfordert würde. Bey dieser Wahl, an welcher Einfalt, Hochmuth, Uebereilung und Unverstand allemal Theil haben, versäumen sie das Gute nützlich zu machen, was in ihren Kindern zu finden ist, und verdammen dieselben zum Unglücke der Republick zu solchen Beschäftigungen, denen sie gar nicht gewachsen sind.

Pancratius ein ehrlicher Handwerksmann hat einen einzigen Sohn, der von Jugend auf eine grosse Neigung zu den Pferden bezeigte, und der bereits in seinen ersten Jahren bessere Peitschen verfertigte, als alle Riemer in seiner Stadt. Allein sein Vater wollte durchaus einen Priester aus ihm machen, weil er glaubte daß ihm GOtt

wegen dieses Entschlusses besonders gnädig seyn müste, und weil er im geheim seinen Hochmuth mit der Vorstellung kitzelte, dereinst seinen Sohn in einem Orden zu sehen, der, wie er spricht, die Seligkeit geben und versagen kann. Der junge Pancratius muste sich also mit der Gottesgelahrheit abgeben, zu deren Erkenntniß er gleichwohl nicht die geringste Fähigkeit hatte, und er ist einer von den elendesten Priestern geworden, da er einer von den ersten Kutschern hätte seyn können.

Der junge Damon, ein Sohn eines vornehmen Mannes wird mit dem grösten Zwange zu den Wissenschaften angeführet, weil sein Vater ihn bestimmt hat dereinst an dem Ruder des Staats zu stehen. Damon hingegen hält sich nirgends lieber auf, als in der Küche, wo er die Lehren des Koches mit einer ungemeinen Begierde und Leichtigkeit fasset, und wo er bereits so weit gekommen ist, daß er denselben in schmackhafter Verfertigung der Speisen weit übertrifft. Ihm hat man es zu danken, daß gewisse Aufsätze noch einen höhern gout erhalten, als sie aus Paris mitgebracht, und er ist der Erfinder der Kunst, den Hasen durch öfteres Peitschen einen ganz neuen Geschmack zu geben. Hingegen zittert er für Schrecken so oft ihn sein Lehrmeister zu den Büchern ruft, und er zeigt bey allem andern Unterrichte einen Kopf, der zweymal drey von zweymal vier nicht unterscheiden kann. Inzwischen soll er mit aller Gewalt ein Staatsminister werden. Allein er mag diese Absicht seines Vaters erreichen oder nicht, so wird er doch allemal auch ein schlechter Protocollist seyn, da er unter den Köchen einen besondern Rang hätte erhalten können.

Lisander muste durchaus ein Rath werden, ungeachtet ihm die Natur alles versagt hatte, was zu einem Rathe gehöret. Doch weil eben diese Natur den Menschen allemal etwas giebet wodurch sie brauchbar werden können, so hatte sie ihn dagegen mit einer starken und durchdringenden Stimme versehen. Lisander würde also ein überaus nützlicher Nachtwächter gewesen seyn, da er gegenwärtig eines von den unbrauchbaren Gliedern des Staats ist, und seine Stimme welche den Rath verunzieret, würde dem Nachtwächter zur Ehre gereicht haben.

Stentor, der ein überaus wildes und barbarisches Ansehen hat, ist wieder alle Absicht der Natur zum Lehrer junger Leute bestimmet worden. Nichts ist schrecklicher, als dieser kleine Tyrann. Auf seiner Stirne wohnet eine Finsterniß, welche sich auch an allen denenjenigen Oertern ausbreitet, wo er sich sehen lässet, und seine Augen scheinen überall eine Gelegenheit zu suchen, den Nachdruck seines Armes zu beweisen. Seine Rede, welche rauh und grob ist, macht, daß auch seine schmeichelhaftesten Ausdrücke wiederlich klingen würden, wenn es nicht wieder seine ganze Natur wäre, auch nur ein einzigmal ein freundliches Wort zu sprechen. So oft man ihn erblickt, so findet man ihn auch mit Peitschen ausgerüstet, welche er für seine grösie Zierde hält. Er kennet keine Erziehung und keine andere Art den jungen Leuten etwas beyzubringen, als die von denselben begleitet wird, und er glaubt daß ihnen die

Spra-

Sprachen unvergeßlich seyn müssen, wenn er ihnen dieselben recht eingebläuet hat. Schlagen heißt bey ihm lehren, und barbarisch mit seinen Untergebenen umgehen, das nennet er die erste Pflicht eines Schulmeisters. Er strafet also bloß, weil er nicht anders als barbarisch seyn kann, und wann er sonst nichts an seinen Lehrlingen zu züchtigen findet, so züchtiget er seine eigene Unwissenheit in ihnen.

Man wird mit mir einig seyn, daß die Natur den Stentor zu ganz andern Verrichtungen berufen hatte, und daß er die Stelle vortreflich würde bekleidet haben, in welcher sich der Häscher Sextius zu Rom so berühmt machte, daß man ihn den Tod und das Schrecken der Römer nannte.

Es würde mir überaus leicht fallen in allen Ständen noch mehr dergleichen Exempel zu bemerken, wenn ich meinen Lesern bey dieser Gelegenheit nicht noch etwas anders zu sagen hätte.

Viele Menschen sehen die geistlichen und weltlichen Aemter bloß als Mittel an, welche dazu gemacht sind ihrem Hochmuthe und Geitze genug zu thun. In dieser verkehrten Vorstellung streben sie nach denenjenigen Plätzen am ersten, in welchen sie diese Leidenschaften am besten zu sättigen glauben. Da sie nun nicht die geringste Absicht haben das Beste des Vaterlandes zu befördern, so bekümmern sie sich auch nicht darum, diejenigen Geschicklichkeiten zu erwerben, wodurch sie fähig gemacht werden, eine Stelle in der Republick wohl zu bekleiden.

Nichts ist der allgemeinen Wohlfahrt schädlicher als diese Leute, welche gemeiniglich zugleich ein böses und grausames Herz haben.

Diese Leute sind es, welche bey ihrem Hochmute die Menschlichkeit ablegen, die so willig unterdrücken ihre Gröſſe zu beweisen, welche das Recht feil bieten, deren Hände sich ausstrecken überall zu nehmen, die das Geschrey der Armen verachten, und welche ihr Vaterland für eine eingebildete Ehre und für den geringsten Vortheil verrathen würden.

Wer der Republick dienen will, der soll vor das erste ein gutes Herz haben. Ich verstehe hierdurch eine Beschaffenheit des Gemüthes, welche ihn redlich, aufrichtig und dienstfertig macht, die ihn von selbst antreibet das Gute zu befördern, die ihn für die Ungerechtigkeit und für den Geitz bewahret, und die ihn dahin bringet, daß er sich angelegen seyn läſſet sein Amt mit einer wahren Treue und mit einem unverrückten Eifer zu verwalten.

Doch so nothwendig diese Eigenschaft ist, so reicht sie gleichwohl noch nicht zu, ihn zu dem Dienste des Vaterlandes recht geschickt zu machen. Er muß auch

noch

noch Klugheit und Geschicklichkeit besitzen, und diese immer in einem höhern Grade je wichtiger die Bedienung ist, zu der er berufen seyn will. Er soll nicht diejenige Stelle verlangen, welche dem Hochmute und dem Geitze am meisten schmeichelt, sondern diejenige welche sich für seine Kräfte schicket, und bey allem seinen Verlangen keine andere Absicht haben, als das allgemeine Wohl zu befördern.

Allein der Staat wird beständig an solchen Gliedern Mangel leiden, so lange man bey der Erziehung der Kinder nachläßig und eigennützig zu Werke gehet. Bey den Spartanern gehörten die Kinder dem Vaterlande, und es war den Eltern nicht erlaubt ihre Erziehung nach ihrer Willkühr anzustellen. So bald sie das siebende Jahr erreicht hatten, wurden sie in gewisse Classen vertheilet, wo sie alle unter gleichen Gesetzen und Ordnungen lebten. Hier gewehnte man sie gleich zum Gehorsam, zur Standhaftigkeit, zur Mäßigkeit und hier lehrte man sie die Liebe zum Vaterlande. Bey ihren Uebungen und selbst bey ihren Spielen waren allemal die erfahrensten Greise gegenwärtig, und man bemühte sich ihre Eigenschaften und ihre Gemüthskräfte kennen zu lernen.

In ihren Zusammenkünften warf man verschiedene Fragen auf, welche geschwinde und klug beantwortet werden musten, und man ließ sie über die Handlungen und Sitten der Menschen urtheilen. Hierdurch lernten die Kinder die wahre Tugend und die wahre Grösse bey Zeiten unterscheiden, und man brachte sie dahin auf alles aufmerksam zu seyn.

Es würde bey uns der Republick zu einem wahren Nutzen gereichen, wenn man gewisse weise und erfahrne Männer verordnete, von welchen jeder in seiner Abtheilung nichts anders zu verrichten hätte, als diese Erziehung zu untersuchen, die Eltern, denen es oft an Einsicht mangelt, auf den rechten Weg zu führen, und ihnen zu helfen ihre Kinder zu solchen Verrichtungen anzuweisen, welche mit ihren Kräften überein kämen. Was würde nicht die Republick in allen Künsten und Wissenschaften für geschickte Männer erhalten, und wie mancher junge Mensch, der gegenwärtig dem Staate und sich selbst eine Last ist, würde nicht eine Zierde desselben seyn können. Die Erziehung ist die Quelle, aus der das Wohl und der Fall ganzer Völker entspringet.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudes Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Siebendes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 16. Merz 1741.

Richey.

Argliſtig heuchelu/
Verbuhlet ſchmeicheln/
Mit Moden wechſeln/
Die Minen drechſeln/
Das iſt die Kunſt.
Die hohlt man gerne/
Aus fremder Ferne/
Und läßt mit Willen/
Die Schedel füllen
Mit Wind und Dunſt.

Nichts iſt den jungen Leuten in gewiſſen Jahren nöthiger und vortheilhafter, als das Reiſen. Schon bey den Alten ſahe man das Kenntniß fremder Völker als ein Mittel an, die Weisheit zu erlangen, dieſe aber nur allein konnte ihre Aufmerkſamkeit reitzen. Plato ging nach Egypten wo damals die Kunſt zu regieren und alle andere Wiſſenſchaften zu holen waren, und Solon erwarb ſich auf ſeinen Reiſen alle diejenige Einſicht, welche ihm ſo wohl zu Statten kam, als man ihm zu Athen das Staatsruder in die Hände gab.

In der That, nichts iſt geſchickter den Verſtand auszuputzen und ihm eine gewiſſe Vollkommenheit zu geben, der Vernunft mehr Einſicht und mehr Stärke zu ertheilen, und die Menſchen ſanfter zu machen, als der Umgang mit weiſen, berühmten und höflichen Völkern. Hier erlanget man Gelegenheit die verſchiedenen Sitten und Gewohnheiten der Nationen kennen zu lernen, welche aus ihren Tugenden und

Lastern entspringen, und die uns einen grossen Theil von ihrer Gemüthsbeschaffenheit entdecken. Doch dieses ist es nicht alles, man leget in ihrer Gesellschaft gewisse Vorurtheile der Eigenliebe, der verkehrten Vorstellung und des Hochmuths ab, wodurch sich diejenigen allemal verraten, welche in ihrem Winkel alle andere Völker verachten. Noch mehr, man erlanget ein nützliches Kenntniß von der Regierungskunst und von der Politick, welche in allen Staaten unterschieden sind, man lernet aus ihrer Handlung, aus ihrem Gewerbe und aus ihren Bündnissen ihre Schwäche und ihre Stärke kennen, man bemerket die verschiedenen Begriffe, welche sie alle von einer Sache haben, man ziehet aus dem Flor, in welchem die Künste und Wissenschaften bey ihnen stehen, gewisse Folgen, und endlich erhält man noch den Vortheil, daß man sich die Entdeckungen und die Erfahrung ihrer vernünftigen und weisen Leute zu Nutze machen kann.

Allein man muß schon eine gewisse Stärke des Verstandes besitzen, und die Flüchtigkeit nebst den übrigen Schwachheiten der ersten Jugend abgelegt haben, wenn man alle diese Vortheile von der Besuchung fremder Länder erhalten will.

Nichts ist gewöhnlicher unter den Deutschen als das Reisen in fremde Länder, so daß man fast sagen kann, daß diese sonst lobenswürdige Gewonheit bey ihnen zu einer Krankheit geworden, welche allemal schädliche und gefährliche Würkungen mit sich führet. Ich getraue mir eben daher zu behaupten, daß unter dreyßig jungen Leuten welche reisen, kaum drey gefunden werden, welche diese Veränderung zu ihrem wahren Vortheile anwenden.

Kaum hat oft ein junger Mensch von Geburth und Vermögen unter uns die ersten Jahre seines Lebens in einer grossen Nachläßigkeit zurück geleget, so schickt man ihn ohn alle Vorbereitung in die grosse Welt, wo er bey seinem schwachen Verstande und bey seiner wenigen Gründlichkeit den ersten Anfällen der Ausschweifungen ausgesetzt ist. Ein alter Knecht, der seine niedrige Erziehung mit einer sclavischen Gefälligkeit verbindet, und der vor seinem Untergebenen nichts voraus hat, als etwas mehr Bosheit und Eigennutz, wird sodann oft sein Führer, und diese beyde Blinde wagen sich auf eine Strasse, welche ihnen ganz unbekannt ist. Allein wie oft sucht man nicht auch noch diese Unkosten zu ersparen, da man einen jungen und unerfahrnen Menschen den Wellen der grossen Welt allein Preis giebet, welche ihm bey jedem Schritte den Tod und das Verderben drohen. Bey dieser Unachtsamkeit überlassen sich beyde allen den Unordnungen, welche man bey den Völkern antrifft, die für gesittet und galant gehalten werden, sie verbinden auf eine lächerliche Art die

Thor-

Thorheiten ihres Landes mit den auswärtigen, und zeigen endlich bey ihrer Zurückkunft nichts als Copien, welche ihre schlechten Originale noch übertreffen.

Ich will meinen Lesern hier ein Exempel von den letztern hersetzen, welches mir sehr oft in die Augen gefallen ist.

Clinias, ein reicher und vornehmer junger Mensch hatte nunmehro zwölf Jahre unter der Anführung eines elenden privat Lehrmeisters, und vier auf den hohen Schulen in einer galanten Nachläßigkeit zugebracht, als er sich mit aller erforderlichen Pracht zu der Reise in fremde Länder rüstete. Er war der Ergetzlichkeiten und der Ausschweifungen in seinem Lande müde geworden, und wollte nunmehro bey den auswärtigen Völkern neue Arten von Wollüsten suchen.

Sein Vater, der bey einem grossen Vermögen, wie man oft wahrnimmt, wenig Verstand hatte, bekräftigte den Entschluß des Clinias, und freuete sich, daß er bald einen Sohn in Paris haben sollte, welcher dort der ganzen Stadt das Vermögen seines Vaters zeigen konnte. Einige von seinen vernünftigen Freunden, denen er die Reise seines Sohnes entdeckte, gaben ihm den Rath, dem jungen Clinias einen klugen und erfahrnen Mann mitzugeben, der ihm hülfe die Klippen zu vermeiden, welche ihm allenthalben aufstossen würden. Der alte Clinias schien anfangs diesem Vorschlage Gehör zu geben, allein er verwarf auch denselben sofort wieder, als es ihm einfiel, daß sein Sohn sich für die Kosten, welche er nothwendig auf diesen Begleiter wenden müste, mehr als ein prächtiges Kleid machen lassen könnte, und er schämte sich endlich selbst, daß er nur einen Augenblick darauf gemerket, da ihm einfiel, daß der junge Clinias durch sein Vermögen für aller Gefahr bedeckt wäre.

Dieser stolze Jüngling flohe also nach Paris, wohin er nichts als eine grosse Eitelkeit, einen überaus schwachen Verstand, eine unersättliche Neigung zu den Wollüsten und einen kleinen Vorrath übel erlernter französischer Wörter mit sich nahm.

Kaum hat er sein prächtiges Quartier daselbst bezogen, sich einen vergüldeten Wagen angeschafft und die Anzahl seiner Bedienten vermehret, so fängt er an, der ganzen Stadt einen neuen Thoren in einem prächtigen Staate zu zeigen.

Er fähret in die Opera, wo die Sängerinnen bald erfahren, daß dieser junge Deutsche reich ist, besucht die Comödie, bringet den Abend und den gröſten Theil der Nacht bey seiner Maitresse zu, verspielet sein Geld mit einer deutschen Kaltsinnigkeit, sie-

het

het zuweilen wie man dem Könige das Handwasser reicht, und erlernet nicht ohne Mühe verschiedene halbverstandene Redensarten, und einige Chansons.

Kann auch wohl ein Fremder in Paris etwas mehr lernen? und ist diese Erfahrung, ungeachtet seiner grossen Verschwendung, nicht noch zu wohlfeil erkaufe?

Nachdem er nun ein halbes Jahr in diesen Beschäftigungen in Paris zugebracht hatte, und nachdem er von den dortigen Ausschweifungen ermüdet war, so schleppte er den faulen und ungesunden Leib nach London, damit er auch in Engelland das Andenken seiner Thorheit lassen mögte. Hier verbrachte er abermals eine geraume Zeit mit den Ausschweifungen, und endlich reisete er wieder nach Hause, indem er von London nichts anders wuste, als daß es eine grosse Stadt ist, und daß man daselbst eine Sprache redet, die er nicht verstehen können, noch verstehen wollen.

Nunmehro verachtet er alle Menschen, welche die Springbrunnen zu Versailles nicht gesehen haben, und die nicht wissen wie viel der Champagne Wein in Paris kostet. Er hat die ungezwungene Freymüthigkeit der sonst so liebenswürdigen französischen Nation, in eine wilde Uebereilung verwandelt, die ihn unerträglich macht, und er glaubt daß man durch nichts anders, als durch Thorheiten zeigen kann, daß man in Paris gewesen ist. Ein halb Dutzt französische Redensarten liegen beständig auf der Zunge, welche Zeugen seiner Erfahrung seyn sollen. Man kann kein galant homme seyn, sagt er, oder man muß par tout die grosse Welt kennen. Diese lernet allein das savoir vivre, und unterscheidet le beau Monde von den Pedanten. O l'aimable sejour de Paris ruft er aus, dort siehet man erst die Vorzüge du beau sexe, c'est là ou on fait l'amour comme il faut, in Deutschland herrschet eine gewisse rudesse, qui deplait absolument à un homme qui a voiagé. Vivent les voiageurs ein Mensch der nichts gesehen hat ist nicht werth daß er lebet, le Diable m'emporte Frankreich ist die rechte Schule für junge Leute.

Hat Clinias nicht einen grossen Vortheil von seinen Reisen erhalten? und ist er nicht durch sein erlangtes Kenntniß recht geschickt gemacht worden, dem Staate zu dienen?

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Achtes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 23. Merz 1741.

∴ ∴ ∴

Man muß nicht allemal die Schwachheit bitter tadeln.

Meine artigen Mitbürgerinnen werden es wenigstens im Geheim/ mit mir gestehen/ daß wir ein ausnehmendes Verlangen haben zu gefallen. Unsere Erziehung/ die Zärtlichkeit unsers Geschlechtes/ die Absonderung/ welche uns von allen wichtigen Aemtern entfernet/ und die Natur selbst scheinen diese Neigung zu rechtfertigen. Eben daher sind wir so sorgfältig in unserm Putze/ so aufmerksam auf unsere Vorzüge/ und so empfindlich wenn uns andere Schönen dieselben streitig machen wollen. Wir werden diejenige von unsern Mitschwestern/ welche durch einen neuen Kopfputz gefällt/ eben so sehr beneiden/ als ein verstossener Liebhaber seinen glücklichen Nebenbuhler.

Diese Neigung hat ihre Abtheilungen. Der erste dem wir gefallen wollen/ das sind wir selbst/ weil wir gewiß nicht weniger Eigenliebe besitzen/ als die Mannspersonen. Diesen Endzweck erreichen wir am leichtesten/ dann wir überreden uns ohne grosse Mühe/ daß wir angenehm und liebenswürdig sind/ und daß wir diejenigen Vorzüge besitzen/ welche wir so gerne in uns finden wollen. Hieraus entstehet eine Zufriedenheit die uns zu Statten kommt/ so lange wir allein sind/ die sich aber bald in eine heftige Unruhe verwandelt/ wenn wir um den Vorzug streiten/ weil wir auch gerne andern gefallen wollen. Zweene Generale/ die wieder einander zu Felde liegen/ können nicht so aufmerksam seyn/ sich alle Vortheile abzulaufen/ als ein paar Schönen/ die um den Vorzug eifern. Die eine wird kaum gewahr werden/ daß bey der andern eine Stecknadel oder ein Bändchen zierlicher angebracht ist/ so geräth sie schon in eine Bewegung/ welche die Zufriedenheit gänzlich umstösset/ die sie von ihrem Spiegel mitnahm. Sie untersuchet mit einer ängstlichen Sorgfalt/ ob sie dieser Stecknadel nicht einen andern kleinen Zierrath entgegen setzen kann/ und sie wird we-

nigſtens die Form ihres Halstuches etwas ändern. Eben daher wird man ſehen, daß eine Schöne niemals den Spiegel vorbey gehet, da ſie nicht in demſelben nachforſchet, ob ſie ſich auch gefället.

Wir wollen es durchaus nicht geſtehen, daß wir bey der Neigung zu gefallen auch auf das männliche Geſchlecht ſehen, wir würden daſſelbe nur noch hochmütiger machen. Allein im Vertrauen können wir uns wohl etwas näher hierüber erklären. Eine kleine Eitelkeit, die uns beſtändig begleitet, verläſſet uns auch ſodann nicht, wenn wir mit den Männern umgehen. Wir wiſſen, wie ſehr die meiſten auf das äuſſerliche merken, und wir ſind es überall wohl zu frieden, weil es doch nicht ſo viele Mühe koſtet den Augen als dem Verſtande zu gefallen. Ein kleiner Hochmuth, der uns ſo eigen iſt, als die Eitelkeit, erlaubet uns ferner nicht eine Gelegenheit zu verſäumen, aus der wir eine ſchmeichelhafte Ehre zu ziehen hoffen, und da wir uns weder durch tiefe Wiſſenſchaften, noch durch die Verwaltung wichtiger Aemter anſehnlich machen können, ſo wollen wir wenigſtens den Ruhm erwerben, daß wir viele Verehrer haben. Den Mannsperſonen ſind verſchiedene Mittel angewieſen ihre Ehrſucht zu ſtillen. Ihnen ſtehen die Wege zu allen groſſen Unternehmungen offen, und wenn ſie keinen Ruhm erlangen, ſo iſt es ihre eigene Schuld. Die Schönen ſind in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen, ihr Weg gehet nur von einem Hauſe zu dem andern, und man hat ihnen keine Verrichtung übrig gelaſſen, wodurch ſie eine öffentliche Ehre erhalten können. Gleichwohl empfinden ſie den Trieb derſelben, welchem ſie bey dieſer Verfaſſung dadurch genug zu thun ſuchen, wenn ſie über die männlichen Herzen einen Sieg nach dem andern erhalten. Man weiß es, daß die Ehrſucht des Siegers mit ſeinen Eroberungen immer wächſet. Den Schönen gehet es bey ihren Siegen nicht anders, ſie glauben immer noch wenig Vortheile erhalten zu haben, ſo lange ihnen noch etwas zu überwinden übrig bleibet.

Unſere Zärtlichkeit nimmt aus dieſer Verehrung die kräftigſte Nahrung. Sie beſtehet eigentlich in der Liebe die wir zu uns ſelbſt tragen, in einer beſtändigen Neigung andern von unſerm Geſchlechte vorgezogen zu werden, die Schmeicheleyen zu empfangen, welche man unſerm Hochmuthe zum Opfer bringet, und endlich in der Empfindung des Vergnügens, wenn wir uns viele Herzen unterworfen haben, die uns verehren. Daher ſind wir bey einer Kaltſinnigkeit der Mannsperſon weit empfindlicher, als bey allen ſeinen übrigen Fehlern, weil wir dieſelbe als die gröſte Beleidigung anſehen, die uns wiederfahren kann.

Man giebet dem Hofe den Vorzug, daß man die Kunſt ſich zu verſtellen an demſelben am beſten verſtehet: Allein ich weiß es gewiß, daß der liſtigſte Hofmann von vielen aus meinem Geſchlechte darinn übertroffen wird. Alles was ich bisher geſagt

habe,

habe, lieget sehr tief in dem Herzen der Schönen verborgen, und verwirret die Klugheit vieler Weisen. Sie werden zu eben der Zeit, da ihr Herz von dem Eifer zu gefallen brennet, nichts als eine Sprödigkeit merken lassen, welche überaus gleichgültig ist, und die oft einer Unachtsamkeit sehr ähnlich siehet, und sie werden dem auserlesensten Putze eine gewisse Nachläßigkeit entgegen setzen, die ihr wenniges Verlangen anzeigen soll, die Männer aufmerksam zu machen, die sie aber gewiß bloß deßwegen erwehlet haben, allen Putz zu beschämen und nur desto mehr zu reitzen. Ein kleiner Strohhut, ein in der Unordnung gelassenes Nachtzeug, ein schöner Hals, der seine Zierde von keinen Perlen borget, würcken oft weit mehr, als alle prächtige Zierraten. Noch mehr, niemand weiß so ungezwungen wieder sein eigen Herz zu sprechen, als die Schönen. Man würde sich sehr irren, wenn man von der Gleichgültigkeit ihrer Worte auf ihre geheimen Gedanken schliessen, und wenn man ihre Freundlichkeit und ihre Gefälligkeit als ein sicheres Merkmal der Vortheile ansehen wollte, die man bereits über sie erhalten hat. Nichts ist feiner, als ihr kleiner Hochmuth, der alle Gestalten anzunehmen weiß, wodurch er seinen Zweck erlangen kann. Sie kennen die Gemüthsverfassung der Mannspersonen viel zu genau, als daß sie nicht wissen sollten, wie sie einige durch Sprödigkeit und andere durch Freundlichkeit gewinnen müssen, und man wird eher die Strasse eines Schiffes im Meer, und den Weg einer Schlange auf den Felsen finden, als die wahren Gedanken einer Frau erraten.

Diese Neigung den Mannspersonen zu gefallen hat überaus selten eine lasterhafte Neigung zum Grunde. Die hochmütige Bosheit der Wollüstlinge unter den Männern, leget dieselbe die meiste Zeit nur für mein Geschlecht so nachtheilig aus. Meine Schönen hassen die Ausschweifungen wodurch sie sich erniedrigen, und suchen bloß ihrer Ehrbegierde genug zu thun, wenn sie den Männern zu gefallen trachten.

Die Natur, welche uns zu zärtlich gemacht hat im Kriege Ehre zu suchen, und die übrigen ernsthaften Verrichtungen der Männer zu übernehmen, hat meinem Geschlechte die Schönheit ertheilet, und es dadurch mit solchen Waffen versehen, wodurch auch die ersten Sieger überwunden, und wodurch viele von meinen Mitschwestern mit zu den höchsten Stellen gezogen worden. Wer sich mit der Schönheit in einen Streit einläßet, sagt einer von den alten Weisen, und wer sich einbildet, daß er ihr wiederstehen kann, der trauet seinen Kräften zu viel zu. Cäsar, der unüberwindliche Cäsar, der in weniger als zehen Jahren acht hundert Städte eingenommen, drey hundert Nationen bezwungen, und in verschiedenen Schlachten wieder drey Millionen Menschen gestritten, dieser Held, der Rom zu der Unterthänigkeit brachte, legte seine Waffen zu den Füssen der schönen Cleopatra nieder. Es ist wahr, die Reitzungen der Schönheit machen die wilden Herzen zahm, erwecken die Großmuth, die Bescheidenheit und die Gefälligkeit,

und

und geben den Gesellschaften die prächtigste Zierde. Wer von ihr nicht gerühret wird, wofern man ja einen solchen Menschen findet, dessen Herz ist wilder und grausamer als das Herz eines Tygers, und der verachtet die Natur, welche alle ihre Vollkommenheiten in derselben vereiniget hat.

Lasset uns hier nicht an diejenigen denken, welche die Schönheit durch abscheuliche Laster beschimpfen. Ich kenne sie nicht, und es ist auch nicht meine Arbeit mich über dies Capitel einzulassen. Ich habe mir bloß vorgenommen hier einige Theile von unserm Charackter zu entwickeln, und meine Schönen sind bey ihrem Vortheile weit edler gesinnet.

Es giebt eine gewisse Classe murrischer Weisen, welche wollen, daß man alle Güter verachten soll, und die uns alle Empfindung versagen. Sie irren. Man verbietet dem Sieger nicht das Vergnügen seine Heldenthaten zu schmecken, und dem Frauenzimmer, welches durch die Schönheit alles überwindet, sollte es nicht erlaubt seyn zu wissen, daß es schön ist?

Es scheinet, daß sich die meisten Moralisten nach den Sätzen dieser Weisen richten wollen, weil sie sich sonderlich Mühe gegeben diesen Vortheil der Natur zu verachten, als wenn der Mißbrauch der Schönheit mit ihrem Besitze nothwendig verknüpft wäre. Man lasse ihr Recht wiederfahren und gestehe es, daß sie unter allen vergänglichen Vortheilen die erste ist.

Wenn man uns die Tugend in einem Bilde vorstellen wollen, so zeiget man uns dieselbe in der Gestalt eines jungen und schönen Frauenzimmers, und man will dadurch bemerken, daß nichts geschickter ist, die menschlichen Herzen sofort an sich zu ziehen, als die Schönheit, und daß sie keinesweges der Tugend widerspricht. Die Liebe selbst, nicht die unordentliche und lasterhafte Ausschweifung, welche nur diesen Namen beschimpfet, nein, die rein und edel ist, und welche die Glückseligkeit der Menschen würket, hat nicht anders als unter der Abbildung einer vollkommenen Schönheit sichtbar gemacht werden können, und zeiget die Natur auch in ihren kleinsten Werken wohl etwas anders als Schönheiten? Dieser Vorzug war es, der hauptsächlich meinem Geschlechte zu Statten kommen, und durch den es die Aufmerksamkeit, die Ehrerbietung und die Zärtlichkeit der Männer gewinnen sollte, welche zwar durch die Schönheit erwecket, aber nur durch Tugend und Verstand dauerhaft gemacht werden können.

Phillis.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Neuntes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 30. Merz 1741.

Canitz.

Glückselig ist der Mann, den ein begrüntes Feld
Vom Hochmuth und vom Geitz entfernt/ beschlossen hält,
Und welcher in sich selbst kann ein Vergnügen finden/
Das er nicht nöthig hat an fremdes Glück zu binden.

Unter den Vortheilen, worinn mich die Vorsehung gesetzet hat, rechne ich die Freundschaft meines Nachbaren, des Herrn von H---- mit zu den ersten. Ich muß meinen Lesern von diesem glücklichen Hause eine Abbildung machen, in welchem sich die Tugend, der Verstand und die Großmuth ohne alles Geräusch zeigen, und wo sich die Liebe einen Tempel erbauet hat, in welchem die keusche Wollust, das Vertrauen, die Einigkeit und die Ruhe wohnen.

Die Grenzen seines Landguthes stossen dicht an die meinigen, und haben zu einer beständigen Freundschaft Gelegenheit gegeben, da sie sonst unter unzehligen Nachbaren die erste Ursache des Hasses, der Verbitterung und der Feindschaft geworden. Er besitzet sein väterliches Erbe, und ziehet auf demselben die Ruhe des Landlebens der prächtigsten Ehre für.

Da es ihm weder an Fähigkeit gemangelt, noch an einer guten Erziehung gefehlet hat, so begleiten ihn die Ueberlegung und die Einsicht, welche die beständigen Folgen derselben sind, bey allen Unternehmungen. Er liebte von Jugend auf die Wissenschaften. Diese Liebe ist ein sicheres Merkmal einer sanften und leutseeli-

gen Gemüthsart, weil die Wissenschaften mit den wilden und rohen Seelen niemals in Freundschaft treten. Bey einer so glücklichen Neigung hat er seinen Verstand immer vollkommener gemacht, die Warheit von den Vorurtheilen entschieden, wodurch sie so vielen Menschen versteckt bleibet, und sich eine fertige Gründlichkeit im Denken und im Urtheilen erworben.

Dieses sind die unschätzbaren Vortheile, welche man erlanget, wenn man die Wissenschaften recht kennen lernet. Unser Geist entreisset sich durch die Einsicht, welche sie ertheilen der Knechtschaft, worinn die Gewohnheit und der Irrthum denselben stürzen wollen, wir überwinden dadurch die Furcht des Aberglaubens, und die Unruhe der Leidenschaften, sie lehren uns die wahre Gröſſe von der Pracht und von dem Scheine entscheiden, und sie eröfnen uns den Zusammenhang der Dinge, und die Ursache unsers Daseyns.

Alle diese Vortheile hat mein edler Freund von den Wissenschaften erhalten, und alle diese machet er sich zu Nutze. Noch diese Stunde ist ihm seine auserlesene Bibliothek dasjenige was sie seyn soll, nemlich **die Nahrung des Verstandes.**

Bey dieser Verfassung ist nichts angenehmer, als seine Gesellschaft. Ein reiner und durchdringender Verstand macht ihm alles leicht, und läſſet ihn niemals einen Irrthum statt der Warheit wehlen. In seiner Vorstellung entwickeln sich die Bilder mit einer wundersamen Leichtigkeit, und eben daher gewinnen seine Gespräche alle seine Zuhörer. Er wird niemals hochmütig wiedersprechen, und keinen Trotz merken lassen, der immer Recht haben will. Sein Einwurff ist bescheiden, voller gesunder Vernunft, und man würde sich der Warheit wiedersetzen, wenn man seinem Urtheile nicht nachgeben wollte. Da sein Gemüth von keinen Lastern beunruhiget ist, so zeiget dasselbe eine Heiterkeit, die überall merklich wird, wo er sich befindet, und die seinen Reden eine muntere Freundlichkeit ertheilet, welche seinen Ernst und seinen Scherz würzet. Er besitzet eine Gabe seine Wissenschaften und seine Einsicht ungezwungen bekannt zu machen, und da er bey allen seinen Verrichtungen von der Prahlerey entfernet ist, so hasset er auch dieselbe bey der Religion, welche ihren Sitz in dem Herzen haben soll.

In seiner Haushaltung herschet eine Ordnung die allen denenjenigen gefället, die mehr von der Uebereinstimmung, als von einem wilden Geräusche gerühret werden. Man siehet bey ihm weder Pracht noch Verschwendung, die Reinlichkeit und

die

die gute Eintheilung hingegen zeigen sich überall. Sein Haus ist bequem, groß genug die Mäßigkeit und die Freude zu beherbergen, und welches alles übertrift, von keinem Fluche beschweret.

Seine Bedienten finden an ihm einen klugen und aufmerksamen Herrn. Allein seine Befehle werden von keiner Bitterkeit begleitet, und seine Erinnerungen schmecken niemals nach dem Hochmute. Er kennet sie auf das genaueste, und er wird erst alle gelinde Mittel versuchen, ehe er zu der Strafe schreitet, allein auch diese zielet allemal auf ihre Besserung. Er siehet auch ihre kleinste Sorgfalt, und da er dieselbe zu gewissen Zeiten zu belohnen weiß, so reizet er ihre Treue und ihre Aufmerksamkeit immer mehr. Er zeiget ihnen zuweilen ein Vertrauen, welches er zu ihrem Fleisse und zu ihrer Redlichkeit heget, und da er sie alle auf das genaueste zu unterscheiden weiß, so siehet er bey allen Verrichtungen die er ihnen aufträget, auf ihre Kräfte. Bey dieser Einrichtung sind alle seine Bediente sorgfältig, einen so gütigen und leutseligen Herrn nicht zu beleidigen, und man wird an ihnen bemerken, daß sie alle auf seinen Wink sehen, und daß sie in der Treue und in der Hurtigkeit seine Dienste zu verrichten, unter sich eyfern.

Es ist nicht so leicht mit meinem klugen Nachbar in eine vertrauliche Freundschaft zu geraten. Er hasset den Schwarm derjenigen, welche unter dem Namen der Freundschaft die ärgsten Feinde unserer Ruhe sind, die uns mit ihrer ganzen Unterhaltung nichts als Thorheiten und Laster zeigen, und welche glauben, daß sie sich recht freundschaftlich beweisen wenn sie es sich angelegen seyn lassen, unsern ersparten Vorrath zu verzehren. Alle diese Leute, welche uns wie die Heuschrecken überfallen, sind aus seinem Hause verbannet worden, um es zu einer Freystadt der klugen und ungeheuchelten Vertraulichkeit zu machen. So bald diese ihren Anfang genommen; so bald entdecket sich auch die wahre Grösse meines Freundes. Er wartet mit seinen Gefälligkeiten nicht bis er sich derselben nicht weiter entbrechen kann, sein grosses Herz kommt dem Wunsche seiner Freunde zuvor, ohne die geringste Prahlerey zu bezeigen, und er hat eine so edle Art sich dieselben zu verpflichten, der man unmöglich wiederstehen kan.

So dienstfertig er gegen seine Freunde ist, so aufrichtig und gesetzt ist er in allen übrigen Verrichtungen, welche die bürgerliche Gesellschaft von ihm fordert. Sein gegebenes Wort hat keine Zweydeutigkeit, man darf sich auf seine Versicherung verlassen, welche sich niemals auf einen heimlichen Eigennutz gründet, und

man

man würde eher den Harpax freygebig, als meinen Freund geitzig und niederträchtig finden. Seine Unterthanen haben einen hülfreichen und gütigen Vater an ihm. Er selbst bekümmert sich um ihre Nothdurft, er selbst weiset sie zu rechte wenn sie irren, und da er wohl weiß, daß er nicht durch seine Macht ihr Herr geworden, so vergißt er niemals, daß er es mit Creaturen zu thun hat, von deren Mängel- und Schwachheiten er nicht frey ist.

Alle diese Vorzüge hat der Himmel mit einer Gemahlin belohnet, deren Besitz meinen Freund erst recht glücklich macht. Diese würdige Frau weiß es, daß sie mit einem Manne verbunden ist, welcher sie von so vielen andern seines gleichen unterscheidet, und man wird in ihr die Tugend, den Verstand und die Annehmlichkeiten streiten sehen, ihm alle ihre Schätze mitzutheilen. Sie ist nicht nur seine Gemahlin, sie ist zugleich seine getreueste Freundin, der er sich unverstellt offenbahren darf, und durch deren Betragen er selbst zu der Großmuth und zu der Tugend aufgemuntert wird. Ihr edler Geist ist mit tausend schönen Erkenntnissen angefüllet, welche ihr eine Standhaftigkeit mittheilen, wodurch sie eine Heldin unter ihrem Geschlechte wird, und nichts ist ihr unbekannter, als eine gewisse Begierde zu der Herschsucht, welche allemal eine geschworne Feindin der Hausruhe bleibet. Ihre Liebe zu ihrem Gemahle, die zärtliche Sorgfalt ihm zu gefallen, und alles aus dem Wege zu räumen, was ihn beunruhigen kann, sind die Quellen, aus welchen in diesem Hause das Vergnügen die Ruhe und die Glückseligkeit fliessen. Man wird sie beständig bemüht finden, ihren Verstand und ihre Tugenden zu verstecken, und man bemerket niemals ein unruhiges Verlangen an ihr, zu gefallen; allein diese Bescheidenheit und diese Sittsamkeit sind die untrieglichsten Merkmale ihres schönen Geistes. Alle ihre Tugenden sind die Würkung ihres Herzens und der Religion, und eben durch die reine Erkenntniß derselben ist sie großmüthig und bescheiden in ihrem Glücke und standhaft in allen Wiederwärtigkeiten. Doch alle meine Abbildung von dieser unvergleichlichen Frau wird mangelhaft seyn, weil alle ihre Vorzüge niemanden bekannt sind, als ihrem Gemahle.

Glückseliger Freund der in dieser Gesellschaft die Beschwerlichkeiten überwindet, von welchen die Wallfahrt zu der Ewigkeit begleitet wird.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Zehntes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 6. April 1741.

Canitz.

Genug! wer Wespen stört kriegt Beulen ins Gesicht.

Ich muß nach gerade anfangen, meinen Lesern einige von den Briefen mitzutheilen, welche ich bereits in einer ziemlichen Anzahl erhalten habe. Heute wehle ich den letzten von allen, und behalte mir vor die andern, in so ferne sie zu meinem Zwecke gehören, zu ihrer Zeit auch herfür zu bringen.

Mein Herr Weltbürger,

Ich war unlängst in einer Gesellschaft, wo der Innhalt Ihrer Blätter den gröβten Theil unserer Unterredung ausmachte, und wo ich Gelegenheit erhielt, nicht wenige Urtheile darüber einzusammlen. Da ich diese Blätter liebe, so faßte ich sofort den Entschluß, Ihnen von allen eine treue Nachricht zu ertheilen, und Ihnen zugleich die Hochachtung zu entdecken, welche ich für Sie hege. Ehe ich aber hierzu schreite, so muß ich Ihnen die Personen abschildern, aus welchen diese Gesellschaft bestand.

Die Frau von dem Hause, wo wir versammlet waren, ist eine Wittwe zwischen vierzig und funfzig Jahren, welche ohne Kinder und ohne alles Geräusch ihr Leben in einer Stille zubringet, wodurch sie sich zwar der grossen Welt, niemals aber ihren Freunden entziehet. Man lieset aus ihren Augen ein gutes und aufrichtiges Herz, welches sich auf eine ganz ungezwungene Art gefällig erzeiget, und das sich immer mehr zu erkennen giebet, je länger man mit ihr umgehet. Ihr Verstand hat nicht das Feuer, welches jogleich herfür bricht, und das uns oft übereilet, allein er ist gesetzt, dauerhaft und von den meisten Vorurtheilen befreyet, welche man sonst bey ihrem Geschlecht antrifft.

Neben ihr saß ein junger Geistlicher, der unlängst erst eingekleidet worden, und der sich noch nicht recht in seinen Kragen schicken konnte. Aus einer ziemlich grossen Perücke, welche den General-Superintendenten prophezeyte, brachen ein Paar kleine Augen herfür, die überaus freundlich thaten, die aber mitten unter der Freundlichkeit einen Hochmut verrieten, der seine Einfalt und seine Eigenliebe entdeckte. Zuweilen sahe er so gezwungen ehrbar aus, als wenn er unsere Beichte anhören wollte, wenn aber ein gewisses junges Frauenzimmer anfing zu sprechen, von der ich hernach reden werde, so verwandelte sich diese Ehrbarkeit in eine demürige Entzückung, welche er mit vielem Bücken und mit einem Wortgepränge zu erkennen gab, das recht homile-

tisch war. Ueberdem erkannte ich ihn bald für einen eyfrigen Orthodoxen, das ist für einen Menschen, der eine überaus grosse Neigung hat, tausend ehrliche Leute zu verketzern.

Er hatte eine andere Wittwe zur Begleiterinn, die in ihrem dreißigsten Jahre anfänget, nach dem Ruhme einer besondern Frömmigkeit und Absonderung von den Eitelkeiten der Welt zu streben, und die sich vielleicht auch dieser Gesellschaft würde entzogen haben, wenn sie gewust hätte, daß ich und verschiedene andere eitele Leute zugegen seyn würden. In ihren Augen wohnte eine gewisse wollüstige Mattigkeit, welche hier den innerlichen Kampf anzeigen sollte, und man bemerkte, daß sie mit denselben alle diejenigen andächtigen Veränderungen nach der Reihe machen konnte, welche zu ihrem Handwerke gehören. Die blasse Farbe hatte die Röthe von ihren Wangen vertrieben, und da sie dieselbe für ein untriegliches Merkmal der Frömmigkeit hält, so siehet sie alle diejenigen, welche rothe Backen haben, für Menschen an, die den himmlischen Liebeskuß noch nicht geschmecket. Ihr Anzug war ohne Pracht, aber sauber, ausgesucht, und so wohl geordnet, daß man die Sorgfalt sich so fromm zu kleiden, nothwendig bewundern muste. Sie besaß endlich die Geschicklichkeit, mit einer gewissen andächtigen Art auf ihren Stuhl zurück zu fallen, welche auch das roheste Herz würde bewegt haben.

Sie hatte einen jungen Hofrath neben sich, der über und über vergüldet war, und der mich im Anfange nur mit Verachtung, bald hernach aber auch mit Zorn ansahe. Er schien uns alle zu fragen, ob wir auch auf seinen Putz Acht gäben, und er versäumete keine Gelegenheit, uns durch sein güldenes Uhrband in Verwirrung zu setzen. In der ersten Stunde ließ er sein Kleid für sich reden, und war nur bemüht, durch öfteres Rücken uns mit dessen Scheine die Augen zu blenden, endlich aber wollte er auch seinen Verstand weisen; allein er hätte grosse Ursache gehabt, sein Kleid beständig für sich sprechen zu lassen. Da er in dem Wahne stand, daß man einem Pfunde Gold die tiefste Ehrerbietung schuldig wäre, so erzürnte er sich über mich, als ich ihm einige male mit einem kleinen Lächeln wiedersprach, da er sonst nur vielleicht in der Nachläßigkeit geblieben wäre, mit welcher er meinen schlechten Rock bisher betrachtet hatte. Inzwischen schien es, als wenn seine blasse Nachbarin seinem grossen Herzen die Knechtschaft drohete, wenigstens gab er ihr diese Furcht mit diesen Worten zu erkennen, und meine Andächtige sahe ihn dabey mit solchen Blicken an, welche alle Augenblicke von der Frömmigkeit Abschied nehmen wollten.

Ihm folgte ein junges und aufgewecktes Mädchen, das mitten in der grossen Welt tugendhaft und klug ist. Alle Reitzungen der schönen Jugend zeigen sich in ihrem Gesichte, und ihr munteres und anständiges Betragen machte sie zu einer Zierde von unserer Gesellschaft. Sie war nach ihrem Alter gekleidet, und in ihrem ganzen Zierrathe herrschte ein guter Geschmack. Ihr aufgeweckter Geist ward bald von den lächerlichen Gegenständen gerühret, welche ihr die nächsten waren, und ihre angenehme Schalkheit ließ dieselben nicht entwischen. Ich sahe es eigentlich, daß die blasse Frömmigkeit noch nicht allen Neid abgelegt hatte, weil sie immer blasser wurde, so oft sie diese junge und muntere Schöne anblickte, und bey ihrem vergüldeten Nachbaren hatte sie es mit einer Nachläßigkeit verdorben, wodurch er glaubte, daß sein Uhrband beleidiget wä-

re.

re. Ich war so glücklich, daß ich neben ihr zu sitzen kam, und weil sie keine Unterhaltung mit meinem Rocke suchte, so kamen wir sehr wohl miteinander überein.

Den Beschluß unseres Kreises machte endlich ein Mann von einer Gattung, welche am meisten in der Welt gefunden wird. Man kann nicht sagen, daß er eine Seele hat, weil er nur von einer einzigen sinnlichen Sache gerühret wird, und diese ist das Geld. Alle diejenigen Leute, welche keine Schätze aufweisen können, finden seinen Augen die verächtlichsten Creaturen, und er glaubet unumstößlich, daß ein reicher Mensch alles besitzet. Tugend, Verstand, Gelehrsamkeit und Verdienste sind in seinen Ohren leere Namen, welche, wie er sagt, die Thoren blenden, hingegen braucht man ihm von einem Manne nichts mehr zu entdecken, als daß er reich ist, wenn man ihn zu der größten Hochachtung bewegen will.

Wir hatten schon eine gute Zeit in unserer Gesellschaft zugebracht, als ich auf einem Nebentische ihre Blätter gewahr wurde. Mich überfiel ein Verlangen dieselben zum Vorwurfe unserer fernern Unterredung zu machen, ich streckte die Hand darnach aus, und unsere Wirthin fragte mich sofort, ob mir diese Arbeit bekannt wäre. Ganz gewiß versetzte ich, dann ich lese sie mit besonderm Vergnügen. O fing meine schöne Nachbarinn an, das freuet mich, daß ich ihren Beyfall habe. Ich versichere Sie, daß ich diese Blätter zu meinem grossen Vortheile kennen lernen. Das achte Stück der klugen Phillis hat mir tausend Schwachheiten entdecket, die ich bisher theils nicht kennen wollen, theils aber auch nicht gekannt habe, und ich werde es von nun an zu einen Spiegel brauchen, welcher mir meine wahre Gestalt beständig fürhalten soll.

Ich habe diese Blätter, fing nunmehro der junge Geistliche mit einem Thone an, der uns einen Anfang einer Predigt verkündigte, wieder meinem Willen ansehen müssen, allein ich finde die Warheit zu gestehen, nichts darinn, was nicht in tausend geistlichen Büchern weit nachdrücklicher gesagt wäre. Doch wollte GOtt, ich hätte sonst nichts daran auszusetzen; allein so muß ich leider Kraft meines Amtes bekennen, daß diese Blätter mit zu den gefährlichen Schriften gehören, welche die böse und verderbte Vernunft herfür gebracht, die von einer gewissen Philosophie so sehr unterstützet wird. Alles schmecket darinn nach der Klugheit der Welt, welche doch den Christen so schädlich ist, die in aller Einfalt daher wandeln sollen. Doch ich werde mein bestes thun, in meinem Berufe dem fernern Einbruche des Wolfes in den Schafstall zu wehren, und den Menschen zeigen, daß die Vernunft und alles, was dieselbe saget, nichts als Sünde ist. Alle diese Blätter führen die Menschen von dem Gehorsam ab, mit welchem man die Vernunft gefangen nehmen soll.

Noch nicht genug, fiel ihm der Herr Hofrath ein. Einige Leute, welche den Verstand auf das genaueste ausmessen können, haben mich versichert, daß das eine Blatt eine halbe viertel Elle zu kurz geraten wäre. Allein überhaupt, was helfen dergleichen Schriften, die galante Welt wird über die Grillen eines Pedanten lachen, der von der rechten Lebensart nichts weiß. Kein Sieger, der seinen Feind geschlagen, kann mit einem stolzern Blicke seinen Sinnug halten, als derjenige war, mit welchem der vergüldete Herr Hofrath seine Rede beschloß.

Ich war schon bereit dem Orthodoxen zu antworten, als mich mein reicher Nachbar

bar daran verhinderte, welcher wissen wollte, ob dieses Blatt eine neue Avise wäre. Mein sagte ich, es träget die Moral vor, und belehret uns von solchen Warheiten, wodurch wir zu vernünftigen Menschen werden. Moral, fuhr er fort, mein GOtt, was erdenken nicht die Leute noch für Namen! was ist das für ein Ding? Doch ich mag es nicht wissen, weil es ganz gewiß auf eine unnütze Grille hinaus laufen wird.

Recht, versetzte ich im Eifer. Sie sollen es auch nicht wissen, denn man muß ganz andere Begriffe haben, wenn man sie kennen lernen will, als daß zwölf mehr ist, als acht.

Man mag nun diese Blätter für gefährlich halten oder nicht, erklärte sich meine schöne Nachbarinn wieder, so weiß ich, daß ich sie bisher zu meinem Vortheile gelesen, und daß ich allemal den Donnerstag mit Verlangen erwarte, welcher mir ein neues bringet. Ich habe GOtt Lob die Kunst nicht gelernet, welche überall Ketzereyen findet, dieses aber weiß ich, daß mir GOtt die Vernunft nicht umsonst gegeben hat. Eine Schrift, welche mir den Adel meines Ursprunges entdecket, die mich auf die eigentlichsten Pflichten aufmerksam macht, welche dem Menschen so anständig sind, die mit mir bis in mein Herz gehet, und die mich zugleich ergötzet, indem sie mich belehret, wird allezeit von mir einer trockenen Postille vorgezogen werden.

Ist es möglich, brach nunmehro unsere fromme Witwe los, indem sie die Augen gen Himmel schlug, daß ihnen diese Blätter gefallen können. Da ich sie nur obenhin angesehen, so habe ich gleich gefunden, daß der Verfasser noch nicht zu den Bekehrten gehöret. Und ihre Phillis, ach! das ist ein eiteles und weltliches Frauenzimmer, das noch von der Selbstverläugnung nichts weiß. Die Uppigkeit blicket aus allen ihren Zeilen, und die Liebe zu der Welt macht, daß sie das eine nothwendige vergißt. Es ist eine Schande, daß man dergleichen üppige Sachen bekannt macht, und das junge und unverständige Frauenzimmer dadurch zur Eitelkeit reitzet. Mögte doch die Phillis das Gebetbuch in die Hand nehmen, setzte sie mit einem heiligen Zorne hinzu, und daraus lernen, wie sie in sich selbst eingehen, und sich für der Verführung des Fleisches bewahren muß.

Stören sie sich nicht in ihrer Gelassenheit, fiel ihr meine artige Nachbarinn in die Rede. Sie haben es so weit gebracht, daß Sie die Eitelkeit überwunden, erlauben Sie uns, daß wir inzwischen der Welt geniessen, in so ferne uns die Tugend diesen Genuß nicht versaget, bis es uns auch ankommt, den Ruhm der Heiligkeit zu erjagen. Ich hasse die Scheinheiligkeit --- Sie wollte weiter fortfahren, als unser Gespräch durch einen neuen und unvermuteten Zuspruch unterbrochen ward.

Ich glaubte Ihnen indessen ein kleines Lachen zu bereiten, wenn ich Ihnen von dieser ganzen Unterredung eine Nachricht ertheilte. Hauptsächlich aber habe ich mir dabey die Ehre geben wollen, Sie zu versichern, daß ich mit ganz ausnehmender Hochachtung bin

Mein Herr Weltbürger

----- den 30. Merz
1741.

Dero ergebenster Diener
von L---

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Eilftes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 13. April 1741.

∴ ∴ ∴

Wer sich vergnügen will ist andern oft zur Last.

Es giebet vier besondere Arten von Leuten, welche in den Gesellschaften gleich beschwehrlich fallen, ob gleich die Ursachen davon sehr verschieden sind.

Die erste hat ein überaus finsteres und hämisches Ansehen, und ein heimliches, argwöhnisches und tückisches Herz. Sie scheinet bloß deßwegen die Gesellschaften zu besuchen, damit sie neuen Argwohn fassen, und ihrer geheimen Bosheit ein Genügen thun kann.

Nisa unterscheidet sich von ihrem ganzen Geschlechte durch diese unglückselige Gemüthsbeschaffenheit. Sie versäumet keine Gesellschaft, in welche es ihr nur immer möglich fället, sich einzuschleichen, allein sie bringet niemals die Absicht mit, zu dem Vergnügen derselben etwas beyzutragen. Die Finsterniß selbst tritt mit ihr in das Zimmer, so bald sie sich sehen lässet, und sie hat sich kaum den ersten Höflichkeiten entzogen, so erwehlet sie sich einen Platz, welcher sie am besten vor den Anwesenden versiecket. In diesem Winkel spricht sie kein Wort, und wenn sie sich ja nicht entbrechen kann, sich mit in die Unterredung zu mischen; so sind alle ihre Ausdrücke zweydeutig. Hingegen entwischet ihr nichts von allem, was sie siehet und höret, und sie weiß aus dem allen solche Folgen zu ziehen, die mit ihrem Argwohn und mit ihrer Bosheit überein stimmen. Bestehet die Gesellschaft aus Personen von beyderley Geschlecht, so freuet sie sich in geheim, daß sie desto mehr Gelegenheit erhält, sich mit ihren tückischen

Muthmassungen zu beschäftigen, denn zu einer solchen Freude ist sie allein geschickt. Damon saget sie zu sich selbst, ist blos Chloris zu Gefallen hier erschienen, ich sehe in ihren Blicken eine gewisse Uebereinstimmung, welche ihr heimliches Verständniß entdecket. Er küsset ihre Hand und ich bin nunmehro schon überzeugt, daß sie in der grösten Vertraulichkeit mit einander leben. *Ismene lobet* die Gefälligkeit, den Verstand und die Geschicklichkeiten des abwesenden Thirsis. Was braucht Nisa mehr für Beweisthümer, daß Ismene den Thirsis liebet; und was kann sie anders thun als in dieser Liebe etwas strafwürdiges zu finden. Man erkundiget sich nach Arsenen, und Polidor berichtet, daß er sie den vorigen Tag etwas beunruhiget gefunden. Sofort weiß Nisa die Ursache. Arsene saget sie sich heimlich, hat ihrem Manne zu der Eifersucht Gelegenheit gegeben, und Polidor ist sicher die Ursache dazu. Sonder Zweifel hat ihr Mann ihr Verständniß bemerket, und ihr seine Empfindung darüber bezeiget. Man redet von einer Lustbarkeit, die man vornehmen will. Nisa siehet sofort die Absichten davon, und bemerket, daß sie unerlaubt sind. Kurz, ein jedes Wort wird von ihr verkehrt ausgelegt, ein jeder Blick erwecket ihren Argwohn, und die unschuldigsten Freundschaftsbezeigungen sind ihr untriegliche Merkmale der größten Laster.

Crispin ist in den Gesellschaften nicht weniger beschwerlich, ob er gleich gar nicht mit der Nisa überein kommt. An Statt, daß diese beständig schweiget, so würde es ihm schwer fallen, nur zwo Minuten nicht zu reden. Man höret ihn schon von ferne, und so bald er sich sehen lässet, so bald leget er allen Anwesenden ein beständiges Stillschweigen auf. Die grösten Kleinigkeiten geben ihm Gelegenheit ganze Stunden nach einander zu sprechen, und er ist bey dieser Plauderey so vergeßlich, daß er eine einzige Sache sehr oft wiederholet. Man redet von ungefehr von einem Garten. Den Augenblick ergreifet er das Wort, ohne abzuwarten was man weiter vorbringen wollen. Er erzehlet sodann mit den widerlichsten Umschweifen, an welchem Orte der seinige lieget, wie viel Obstbäume und Blumen er in demselben pflanzen lassen, wie viel ihm sein Gärtner kostet, und aus welcher Gegend der Welt er gebürtig ist. Hierauf kommt die ganze Geschichte dieses Garten vor, der vielleicht bloß deßwegen verhanden ist, ehrliche Leute durch seine Beschreibung zu plagen. Inzwischen wird diese Geschichte mit dem ersten Besitzer angefangen, dessen sich Crispin erinnern kann, welchem alle andere nach

der

der Reihe folgen. Endlich geräth er auf die Zeit, in welcher er denselben angekaufet, wobey er den Verkäufer mit Vornahmen und Zunahmen hersaget, die Münze anzeiget, worinn derselbe bezahlet worden, der Zeugen erwehnet, die den Contract mit unterschrieben, und endlich noch das Alter und die Wohnung des Advocaten angiebet, welcher denselben aufgesetzet hat. O schweige doch einmal Crispin! Siehest du nicht, daß bereits alle deine Zuhörer gähnen, und daß sie deinen Garten und deine Plauderhaftigkeit verwünschen? Doch, es ist um sie geschehen, er fänget schon wieder an, allein da er sie zuvor schläfrig machte, so beweget er sie nunmehro zu der Flucht.

Gargil füllet den Gesellschaften zwar nicht durch beständiges Schweigen, oder durch nichtswürdige Erzehlungen beschwerlich; allein er ist nichts desto weniger eben so überlästig, als seine Vorgänger. Ein unruhiger und verdrießlicher Geist des Widerspruches, macht ihn unerträglich. Man mag in den Zusammenkünften sagen was man will, so hat er allemal etwas dawieder einzuwenden, und diese Einwendung geschiehet mit einer solchen Halsstarrigkeit, daß er dennoch nicht weichet, wenn man ihm auch schon die Lächerlichkeit und die Einfalt seines Widerspruches handgreiflich zeiget. Was andere loben, das tadelt er, und was diese schelten, das wird von ihm gebilliget. Er muß widersprechen, und ob man ihm gleich oft Recht giebet, um nur nicht bey seiner Halsstarrigkeit noch mehr zu leiden; so gewinnet man doch nichts dadurch, weil er sich sodann wieder seine eigene Meinung erkläret, damit er nur nicht mit der Gesellschaft übereinstimme. Dieses ist es noch nicht alles; sein Widerspruch bringet ihn endlich dahin, daß er alle Höflichkeit, allen Wohlstand aus den Augen setzet, und daß er diejenigen persönlich beleidiget, deren Meinung er verwirft. Sodann sind ihm alle Ausdrücke gleich, und wann er nicht allemal die bittersten und heftigsten erwehlet, so ist dieses bloß Schuld daran, daß sie ihm nicht sofort einfallen.

Endlich gehöret auch noch eine gewisse Classe von Pedanten hieher, welche in den Gesellschaften immer gelehrt thun will, und die gantz unfähig ist, sich mit der vertraulichen Freude und dem Vergnügen einzulassen.

Siphax ist ein Original aus dieser Classe. Er läßt sich allemal in den Gesellschaften mit einer Stirne sehen, welche durch ihre Runzeln die Tiefsinnigkeit sei-

ner

ner Gedanken und die Grösse seiner Gelehrsamkeit anzeigen soll. Man wird überaus selten sehen, daß sein Mund eine lächelnde Miene annimmt, weil er nicht gewiß weiß, ob Aristoteles und Plato auch gelacht haben. Er untersuchet erst mit einer gezwungenen Ernsthaftigkeit, ob es die Gesellschaft auch verdienet, daß er sie seine Weisheit hören lässet, und ehe er sich so weit erniedriget, bestehet seine Unterhaltung aus einsilbichten Wörtern, deren Folgen man aus den Bewegungen seiner Hände verstehen soll. Endlich lässet er ein Paar lateinische Brocken fliegen, welche, wenn er recht galant seyn will, auch noch wohl von einigen griechischen begleitet werden, und nach und nach fängt er mit einer abgedroschenen Sentenz eine Unterhaltung an, welche auch auf der Schulcatheder eckelhaft seyn würde. Er verachtet mit dem lächerlichsten Hochmute alle Stände, welche sich nicht schlechterdinges mit der Gelehrsamkeit beschäftigen, und selbst die Schönen haben es für eine grosse Gnade zu halten, wenn er sich die Mühe giebet ihnen zu sagen, daß sie einfältig und unwissend sind, daß er ihnen aber diese Einfalt und Unwissenheit vergiebet. Mit der Vernunft hat Siphax nichts zu thun, seine ganze Wissenschaft gründet sich auf sein Gedächtniß, welches aber nichts weiter gefasset hat, als was alle Menschen behalten können.

Eine vernünftige und muntere Gesellschaft gehöret mit zu den Glückseligkeiten des gegenwärtigen Lebens. Sie unterbricht die Ernsthaftigkeit der Geschäfte, erleichtert die Sorgen, sie machet der Freude und dem Vergnügen Raum, und giebet dem Verstande der Gefälligkeit und der Freundschaft Gelegenheit, alle ihre Schönheiten und ihre Vorzüge bekannt zu machen. Aus allen diesen Gesellschaften aber müssen Nisa, Crispin, Gargil und Siphax verbannet seyn.

Mein alter Freund hat sich entschlossen, heute über acht Tage meine Leser mit einem Blatte von seiner Art zu unterhalten.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Zwölftes Blatt.

Berlin/ Donnerſtags den 20. April 1741.

Haller.

Wo Glaubenszwietracht herrſcht, ſtehn Brüder wieder Brüder/
Das Reich verſtört ſich ſelbſt und friſſet ſeine Glieder.

Kann man es wohl ohne Schrecken ſagen, daß die chriſtliche Religion, deren Hauptcharackter die Einigkeit und die Liebe iſt, zu dem gröſten Haſſe, zu der bitterſten Feindſchaft und zu der ſchrecklichſten Verwüſtung der Menſchen Gelegenheit gegeben. In ihrem erſten Wachsthum ſeufzete ſie unter der Verfolgung der heidniſchen Tyrannen, welche in ihrem abſcheulichen GOttesdienſte die Rechtfertigung aller ihrer Unordnungen fanden, und die keine Lehre ertragen konnten, welche die Reinigkeit des Herzens, die Demuth und die Verachtung der ſinnlichen Wollüſte forderte. Allein kaum hatte ſich dieſe Warheit, welche von dem Himmel kommen iſt, ungeachtet aller Hinderniſſe ausgebreitet und feſtgeſetzet; ſo miſchten ſich der Aberglaube, der Stolz und der Eigennutz von neuem in die Religion, und übertäubten die Menſchen mit falſchen Satzungen, welche eine Finſterniß über ihre Gemüter ausbreiteten, die der heidniſchen Blindheit ſehr gleich kam. Es wurfen ſich gewiſſe Leute auf, welche ſich für unfehlbare Haushalter der göttlichen Geheimniſſe ausgaben, und die von ihrem beſondern Vortheile gereitzet, die Menſchen in Furcht, Schrecken, Einfalt und Blindheit ſtürzeten. Ein Tyrann ſiehet es für das ſicherſte Mittel an ſeine Unterthanen in der Sclaverey zu halten, wenn er ſie in ſolche Umſtände ſetzet, daß die Unwiſſenheit, der Mangel und die Armuth ſie verhindern an etwas anderes zu denken, als wie ſie ihr kümmerliches Leben fortbringen; und dieſe Wüteriche, welche noch weiter gingen, verſagten ſo gar den Menſchen die Freyheit zu denken, und befohlen unter den ſchärfſten Stra-

sen, nichts anders zu glauben, als was sie verordneten, damit sie ihre Herrschaft desto fester setzen mögten. Aus dieser Absicht sind die Blutgerichte entstanden, welche ihre Lehren mit Feuer und Schwerdt auszubreiten suchen.

Nichts war unersättlicher als ihr Stolz und ihr Geitz. Weil der Patriarch zu Constantinopel dem Papste zu Rom nicht weichen wollte, so überließ man den Saracenen das orientalische Kayserthum zum Raube, welche mehr als sieben mahl hundert tausend unschuldige Menschen durch die grausamsten Martern in die andere Welt schicketen. Doch diese stolzen Diener des demütigsten Herrn gingen immer weiter. Sie fingen endlich an in der Nähe mit den Fürsten um den Vorzug zu eifern, und ihnen unter dem Scheine der Religion die Rechte streitig zu machen, welche ihnen alleine gehören. Wie viel Millionen Menschen haben nicht in den Kriegen ihr Leben verlohren, welche die Päpste mit den römischen Kaisern um den Rang geführet, und wie oft hat man nicht die Verrätherey, die Vergiftung und alle die schändlichsten Mittel gebrauchet die Könige zu unterdrücken, unter dem Vorwande das Ansehen der Religion zu erhalten.

Die Unwissenheit, mit welcher allemal eine blinde Verehrung verknüpfet ist, ließ sich leicht durch die Vorstellung blenden, daß man die Ehre GOttes vertheidigen müste, welche so geschickt zum Deckmantel der abscheulichsten Bosheit angewendet wurde; und die unglücklichsten Leute glaubten noch bey aller ihrer Unterdrückung, daß sie nichts bessers thun könnten, als wenn sie sich aller ihrer Schätze und ihres Vermögens beraubeten, ihre Verfolger desto mehr wieder sich zu wafnen. Bey dieser Verfassung griff der Geitz dieser Tyrannen immer mehr um sich, und das Volk gab seinen Schweiß willig her, eine künftige Glückseligkeit zu erkaufen, worüber sich diese habsüchtigen Unterdrücker eine unumschränkte Gewalt anmasseten.

Die Reformation eröfnete zwar endlich einem wichtigen Theile der Welt die Augen, welcher sich von dieser Sclaverey loß riß; allein mitten unter der Freyheit, welche diese Veränderung verhieß, schlich sich doch der Gewissenszwang und der unglückselige Seelen-Eifer wieder ein. Es war kein Wunder, daß die Parthey, von deren Joche wir uns loß machten, Feuer und Schwerdt ergriff, diesen Abfall zu rächen. Sie konnte nach ihren Grundsätzen nicht anders handeln, welche Mord und Verwüstung für recht und billig halten, wenn ihr grausamer Eifer für die Religion aufwachet. Allein welch eine unglückselige Raserey verwirrete diejenigen wieder, welche fürgaben, daß sie

den

den Zwang hasseten, daß sie die Reinigkeit und die Lauterkeit des Evangelii besässen, und daß sie den Frieden suchten, welchen dasselbe verkündiget? An Statt, daß wir bloß die Warheit lehren, und auf die reinen Früchte unsers Glaubens hätten sehen sollen; so stiegen Leute unter uns auf, welche aus einem blinden Eifer den Haß predigten; die eben so heftig verdammten, wenn man ihnen nicht blindlings glauben wollte, als diejenigen, auf welche sie schmäheten; die eine traurige Uneinigkeit unter den Menschen erhielten; welche nur auf eine Gelegenheit lauerten, zu den Feindseligkeiten zu schreiten, und die sich eben so boshaft der Unwissenheit zu gebrauchen wusten, als ihre Vorgänger.

Noch diese Stunde äussert sich ein gewisser Haß, welcher manche von uns so weit gebracht hat, daß ihre ganze Religion nichts als ein blinder Eifer ist, und daß sie glauben, sie thun GOtt einen grossen Dienst, wenn sie ihren Nächsten um eine Sache verfolgen und unterdrücken, von der sie nichts verstehen. Man vergisset alle Pflichten der Menschlichkeit, und der redlichste und tugendhafteste Mann ist für der heftigsten Verfolgung nicht sicher, sobald der rasende Verdacht auf ihn fället, daß er nicht orthodox ist; da man hingegen alle Ruchlosigkeiten und alle Bosheiten verzeyhet, so bald man jemanden bemerket, der bereit ist für die Orthodoxie, von der er nichts weiß, blindlings zu wüten.

Ist unsere Religion hieran Schuld; so haben alle vernünftige und redliche Leute Ursache dieselbe zu verwerfen. Allein ist sie es gerade, welche den Haß, die Uneinigkeit, die Feindschaft, die Verfolgung und alle Grausamkeit verbietet; so lasset uns doch einmal aufhören, eben dieselbe Religion zu beschimpfen, welche wir lehren wollen.

Alle Lehrsätze der christlichen Religion haben das wahre und beständige Beste der Menschen zur Absicht, und wiedersprechen also keiner einzigen Pflicht, welche die Vernunft von uns fordert. Die Vernunft zeiget uns die genaue Verwandtschaft, in der alle Menschen mit einander stehen. Wir bemerken überall, daß wir gleiche Schwachheiten, gleiche Mängel haben, und daß wir unmöglich ohne Hülfe und Beystand anderer Menschen seyn können. Durch dieses Band wollte uns die Vorsicht verknüpfen, und eben durch dasselbe sollte die Einigkeit und der Friede erhalten werden. Man hat verschiedene so genannte barbarische Völker gesehen, welche bloß durch das Licht der Natur geleitet, diese Absicht des Schöpfers erkannt, und ohne die Warheiten, deren wir uns rühmen, in der größten Einigkeit mit einander gelebet haben.

Die christliche Religion bestätiget nicht allein diese Pflichten der Natur, sondern

sie

sie machet dieselben noch heiliger und vollkommener, da sie die sichersten Mittel wieder alle diejenigen Hindernisse anzeiget, welche die Ruhe der Menschen stören können, und da sie die Liebe zu ihrem Hauptcharackter setzet. Unser weiser und sanftmüthiger Gesetzgeber hat kein einziges Geboth bekannt gemacht, wodurch er die Menschen gereitzet hätte sich zu verfolgen und zu unterdrücken. Seine ganze Lehre gehet dahin, die Menschen noch genauer zu verbinden, ihre Leidenschaften zu reinigen, ihnen die wahre Ehre zu zeigen, und sie durch die Mittheilung seiner göttlichen Wartheiten unauflöslich zu verknüpfen. Alle seine Befehle lehren die Sanftmuth, die Demuth, die Uneigennützigkeit, die Freundschaft und die Liebe. Er bedienet sich niemals der Gewalt seine Lehren auszubreiten. Er wuste, daß das Herz der Menschen gebessert werden muste, und er suchte alle Feindseligkeiten aus demselben zu rotten, da er sie lehrete auch ihre Feinde zu lieben. Wie weit ist dieser Charackter nicht von dem unmenschlichen Eifer der fälschlich so genannten Orthodoxen entfernet!

GOtt ist ein vernünftiges Wesen, und will auf eine vernünftige Art verehret seyn. Unmöglich kann ihm ein Haß gefallen, der auf Blindheit und Unwissenheit ruhet, der gerade wieder die Absichten handelt, welche er nach seiner Weisheit sich fürgesetzet hat, und der nichts als Hartnäckigkeit, Haß, Feindschaft und Verwüstung erwecket. Man fange nur erst an redliche und gesittete Menschen zu machen, und ihnen die Pflichten zu zeigen, welche die Vernunft von ihnen fordert; Man bemühe sich, sie von der genauen Verbindung zu überführen, welche keinen einzigen Menschen ausschliesset; man belehre sie, daß unsere Religion keine niederträchtige und blinde Sclaven verlanget; und man bereite die Menschen so zu, Christen zu werden. Warlich! dieses ist das einzige Mittel, die verwüstenden Vorurtheile des unglückseligen Secten-Eifers zu verbannen.

Ich weiß es, daß mein Vorschlag allen denenjenigen mißfallen wird, welche in diesem Hasse ihren Vortheil und ihre Ehre suchen, und die vielleicht fürchten Hungers zu sterben, wenn sie nicht durch ein unbändiges und fürchterliches Schreyen für die Partheylichkeit eiferten. Allein GOtt Lob, daß unsere weise und menschlichere Obrigkeiten diese Feinde unserer Ruhe und unserer Glückseligkeit immer mehr einschränken; und daß es auch sonst an Leuten nicht fehlet, welche einen Eifer verabscheuen, der wieder die allgemeine Liebe läuft.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Dreyzehntes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 27. April 1741.

* * * * *

Wer zehlt die Quellen doch der Unruh und des Wahns?

Mein Vetter hat mir aufgetragen seine Leser ein Paar Donnerstage nacheinander zu unterhalten, weil er durch eine kleine Reise, zu der ihn die Freundschaft verpflichtet hat, verhindert wird, ihnen seine eigene Arbeit mitzutheilen. Ich werde mein Bestes thun, mich der Ehre dieses Vertrauens würdig zu machen, und ich fange heute an ein Paar von denen Briefen mitzutheilen, welche bisher an mich eingelaufen sind.

Wertheste Phillis.

Gleich, da ich das dritte Blatt des Weltbürgers gelesen hatte, welches Sie verfertiget haben, war ich ihre Freundinn. Es würde mir leicht fallen Ihnen die Ursache davon mit vielen Lobeserhebungen zu sagen, allein ich wollte gerne ihre Freundschaft bloß Ihrer Menschenliebe zu danken haben. Vielleicht bin ich derselben nicht unwürdig. Ich wünsche es und eben deßwegen fange ich schon an zu glauben, daß Sie meine Freundinn sind, ehe ich sie darum ersucht habe. Zürnen sie nicht, artige Freundinn, wenn ich Sie um etwas bitte, welches ich ihnen gewiß nicht abschlagen würde, wenn ich Phillis wäre. Sie nehmen an denenjenigen Blättern Theil, welche Ihr Vetter zum Besten seiner Mitbürger schreibet, und haben also so gut, als er, das Recht die Fehler der Menschen zu verbessern. Hören Sie mir zu kluge Phillis. Ich bin sehr oft in einem Hause, wo vernünftige Gespräche den edelsten Zeitvertreib ausmachen, und weil mein Wohlgefallen hieran unmöglich eine Schwachheit seyn kann; so will ich Ihnen gestehen, daß ich bloß deßwegen diese Gesellschaft für meine angenehmste halte. Jedoch ich sage fast zu viel, denn sie würde mir weit angenehmer seyn, wenn nicht fast alle Abende ein junger Mensch mit uns speisete, welcher

cher mich mit seiner Scharfsinnigkeit unendlich martert. Sobald er mich siehet, machet er schon eines der tiefsinnigsten Complimente, und so bald die Mahlzeit angehet, so fänget sich auch meine Marter an. Anfänglich redet er fast gar nicht, doch diese wenigen Minuten machen mich nicht einmal vergnügt, denn ich weiß allemal, daß er diese Zeit zu seiner Vorbereitung anwendet, mir etwas spitzfindiges zu sagen. Ich betrüge mich auch niemals hierinn, denn endlich fänget er auf einmal an mich von der Seele zu unterhalten. Hier schwatzet er mir von den drey Reichen der Natur vor, und versichert mich, daß meine Seele erst in einem kostbaren Metalle, hernach in einer prächtigen Blume gewesen, und endlich in meinen Körper übergegangen wäre. Die Höflichkeit verbindet mich ihm nichts anders zu antworten, als daß ich dieses schwerlich glaube, und hiermit gehet meine gröste Marter an. Er führet mich in das innerste der Weltweisheit, wo ich genöthiget bin, weil ich seine Gefährtinn abgeben muß, mich eben so wohl zu verirren, als er. O rufet er mit einer beträchtlichen Mine aus, vielleicht trage ich den Goldkörper an meinem Finger, worinn Ihre Seele vorher gewesen ist. Ich hätte Sie sehen mögen, da Sie noch ein Tausendschönchen, oder eine Rose waren! Was werden sie nach diesem Leben für einen Körper annehmen? Wollte doch das Schicksal, daß wir wenigstens dereinst unter ein genus proximum gehörten! Ich unterstehe mich nicht zu fragen, was genus proximum ist, denn diese Frage wäre genug mein Unglück voll zu machen. Dem ungeachtet kann ich nicht verhindern, daß er mir nicht von den Graden der Vollkommenheit unserer Seelen vorredet. Bald entwickelt er meine Begriffe die ich noch künftig haben werde, und bald giebet er den Unterschiedspunkt an, woran er mich in der künftigen Welt kennen will. Kein Mensch kann vor ihm ein andres Wort aufbringen, er redet allein, und quälet dadurch die Anwesenden auf das erbärmlichste. Kluge Freundinn, nehmen Sie sich doch die Mühe diesem Menschen zu sagen, wie Martervoll seine Unterhandlungen sind. Sie müssen sich hiebey zwar befürchten, daß er sodann einen Seelenbrief an Sie abgehen lässet, allein wer zwinget Sie ihm zu antworten? und wer verwehret es Ihnen seine Briefe ungelesen zu lassen? Doch ich brauche ihnen diesen Rath nicht zu ertheilen, dieses aber muß ich Ihnen noch sagen, daß ich mit überaus vieler Hochachtung bin

Ihre ergebenste Freundinn
B.

Kluge Phillis.

Meine Schwester ist itzo so stark von den Schooßhündchen eingenommen, daß es mir unmöglich fällt bey ihren Schwachheiten länger zu schweigen. So oft ich ihr diese lächerliche Leidenschaft vorstelle, so oft nennet sie mich einen Barbaren, der diese artigen Creaturen verfolget. Nehmen Sie sich doch die Mühe kluge Phillis, ihr diesen Fehler recht verhaßt zu machen. Sie schaffen dadurch einem Bruder eine Schwester wieder, die

die er beynahe für verlohren hält. Erlauben Sie mir aber inzwischen, daß ich Ihnen einige Umstände von dieser unördentlichen Liebe erzehle, für der ich meiner Schwester weit lieber eine kleine Neigung zu der Galanterie gönnen wollte.

Zwey kleine Thiere, von welchen man fast nicht mehr weiß, ob man sie unter die Würmer oder unter die Hunde zehlen soll, werden sehr mühsam von ihr mit Zuckerbrodte und Milch gefüttert. Hier ist ausser dem Futter für diese Hündchen nichts straffbares, und ich wollte es ihr auch noch verzeyhen, daß ihr Fidelchen mehr an dem Hertzen lieget als Mäuschen, wenn sie nur nicht glaubte, daß ausser diesen Creaturen nichts ihrer Neigung würdig wäre. Allein Chrysotine kann bey dem Evremond unmöglich mehr Leidenschaften für die Opern besitzen, als die Gedanken meiner Schwester mit ihren Hündchen beschäftiget sind. Zwey Himmelbettchen sind diesen Thieren zu ihrem Nachtlager bestimmet, und meine Schwester überlässet die Sorge dieselben in Ordnung zu bringen Niemanden als sich selbst. Des Mittags sitzet sie niemals bey Tische, daß ihre Hündchen nicht auf ihrem Schooße Mittagsruhe halten sollten, ja sie bleibet oft eine ganze Stunde nach der Mahlzeit ganz allein sitzen, damit ihre Lieblinge nur nicht durch das Aufstehen in ihrem Schlummer gestöret werden. Inzwischen darf niemand ein lautes Wort sprechen, und wer um diese Zeit die Bedienten in der Stube herum schleichen sähe, der sollte glauben, daß in unserm Hause eine ganz neue Art von Raserey herschte. Auf der Erde wird man diese Thiere gar nicht antreffen, theils weil sie durch die Sorgfalt meiner Schwester so fett geworden, daß keines von ihnen über die Helfte des Zimmers kriechen kann, wo es nicht schon meine Schwester durch ein jämmerliches Winseln erinnerte, dasselbe wieder auf den Schooß zu nehmen, hauptsächlich aber wegen eines Unglückes, welches unlängst Fidelchen begegnete. Dieser Wurm kroch eben unter dem Spiegeltische meiner Schwester herum, als ich bey ihr war. Ich weiß nicht durch welchen Zufall ich ein Coffeelöffelchen fallen ließ welches ihn bey nahe getroffen hätte. Allein ob es gleich nicht geschahe, so fing er doch ganz erbärmlich an zu schreyen, vermuthlich weil er von meiner Schwester dazu gewöhnet war, welche ihm sofort mit nassen Augen antwortete. Hätte ein anderer dieses Duett angehöret, so würde er vielleicht darüber gelacht haben, mir aber war es so beschwerlich, daß mir ganzer vier und zwanzig Stunden die Ohren davon wehe thaten. Endlich warf sie mir meine Härtigkeit vor, und ich mogte mich entschuldigen wie ich wollte, so blieb sie doch dabey, ich hätte den Löffel aus Bosheit fallen lassen. Dem Hunde fehlete nichts, allein dem ungeachtet gab sie ihm in Milch ein wenig von dem rothen hällischen Pulver ein, welches auch Fidelchen mit einer erstaunlichen Begierde verschluckte. Mit mir aber sprach sie nicht eher wieder freundlich, als bis der kleine Hund anfing ihr aus Schalkheit in den Finger zu beissen. Wie gefället Ihnen dieses, vernünftige Phillis? Doch hören Sie mir noch weiter zu. Unlängst wurde meine Schwester zu dem Fräulein von W--- gebeten. Allein weil sie wuste, daß das Fräulein keine Freundinn von Hunden

ist,

ist, so schlug sie diesen Besuch mit diesen höhnischen Worten ab: Mäuschen hätte sich die verwichene Nacht sehr unruhig befunden, und sie könnte noch nicht wissen was diese Unruhe für Folgen haben würde, deßwegen würde sie dem Fräulein ein andermal aufwarten. Wie ich erfahren habe, so hat man nicht wenig über diese Antwort gelacht, und meine Schwester fängt wirklich an durch ihre Hündchen zur Fabel und zum Sprichworte zu werden.

Noch etwas muß ich Ihnen werthe Phillis, erzehlen. Vor einem Vierteljahre hatte meine Schwester noch ein Hündchen, welches von ihrem Schooße fiel, und sie durch seinen Tod in die äusserste Betrübniß setzte. Ich glaube gewiß, daß sich wenig Personen über den Tod ihrer Verwandten so trostlos bezeigen, als meine Schwester über das Absterben der Belline. Sie klagte ihre Unachtsamkeit mit den stärksten Vorwürfen an, sie weinete, und als ich sie aus Gefälligkeit gleichfalls bedauerte, gestund sie mir, daß ich ihr die stärkste Probe von meiner brüderlichen Zärtlichkeit gäbe. Doch ihre lächerliche Traurigkeit ging noch weiter. Sie legte den kleinen todten Hund in ihrer Putzstube auf einen kleinen Tisch, und führte alle ihre Freundinnen, die auch Hündchen hatten hinein, die Leiche zu besehen. Endlich ward Belline unter tausend Thränen in eine Schachtel gesperret, die mit schwarzem Tuche überzogen war, und in unserm Garten am Lusthause begraben. Noch mehr, sie hat in Leipzig eine Grabschrift auf ihn verfertigen lassen, welche gegenwärtig in einen Stein gehauen wird, der diesem Begräbnisse zum ewigen Denkmale dienen soll.

Erbarmen Sie sich doch kluge Phillis, über meine unglückliche Schwester die ich sehr liebe. Ein einziges Wort von Ihnen wird gewiß mehr bey ihr ausrichten, als alle meine Vorstellungen, weil sie aus ihren Blättern eine besondere Hochachtung gegen sie gefasset. Ich aber bin mit einer ausnehmenden Ehrerbietung

---- am dritten April
1741.

Dero gehorsamster Diener
Adam Adolph von S---

Ich werde über beyde Briefe bey einer andern Gelegenheit meine Gedanken bekannt machen.

Phillis.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Vierzehntes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 4. May 1741.

* * * * * *

Die Tugend zeiget sich in mehr als einem Bilde.

Da mein Vetter bey seinen Verrichtungen noch etwas länger ausbleiben wird, als er vermutet, so werde ich inzwischen meinen Lesern eine Erzehlung mittheilen, welche wenigstens zu der Abwechselung gehöret, die bey den wöchentlichen Blättern nothwendig ist.

Orsillo, ein Kaufmann zu Neapolis hatte sich bey der Handlung durch sein kluges Betragen ein ansehnliches Vermögen erworben, welches er hauptsächlich dazu anwandte, seinen einzigen Sohn zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Antonio war dazu bestimmt dereinst die Handlung seines Vaters fortzusetzen, allein dieses hinderte nicht, daß man ihn nicht in allen schönen Wissenschaften unterrichten ließ, die allen Ständen eine wahre Zierde geben. Bey dieser Anführung entwickelten sich die edeln Eigenschaften des jungen Antonio immer mehr, sein Herz ward von den grossen Beyspielen gerühret die man ihm bekannt machte, und er erwarb sich überall, wo er sich sehen ließ, einen Vorzug, der seinen Vater reichlich für die Kosten bezahlte, die er auf ihn gewandt hatte.

Ich kenne reiche Eltern, die bey der Erziehung ihrer Kinder eine unglückselige Sparsamkeit zeigen. Da sie sonst einer wollüstigen Verschwendung alles aufopfern; so zehlen sie sodann die Kosten auf das genaueste ab, welche dazu erfordert werden. Die Ausgabe stocket in ihren Händen, weil sie dieselbe als einen Abbruch ansehen, den sie ihren Lieblingen, den sinnlichen Wollüsten thun, sie dingen und wehlen endlich das schlechteste, weil es am wohlfeilsten ist. Eben daher zeigen sich so viel rohe Menschen in der grossen Welt, welche durch ihre Ausschweifungen, und durch ihre gänzliche Ungeschicklichkeit die unglückliche Sparsamkeit ihrer Eltern rächen.

Antonio war nunmehro in einem Alter, wo er sich bereits der väterlichen Geschäfte mit einer gesetzten Sorgfalt annahm. Ihre vereinte Arbeit gab ihrer Handlung ein neues Gewicht, und ließ dem Orsillo bereits eine Ruhe schmecken, die ihm um so viel angenehmer war, weil sie von dem Fleisse und der klugen Haushaltung seines Sohnes herrührte. Die Redlichkeit und ein großmüthiges Herz entdeckten sich bey allen seinen Unternehmungen, sein Wort war unumstößlich, und Orsillo empfieng überall die Glückwünschungen zu einem so würdigen Sohne. Kein lächerlicher Hochmuth verdunkelte bey ihm die Erinnerung von demjenigen, was er seinem Vater zu danken hatte, er schrieb seine Tugend und seine Geschicklichkeit dem Exempel und der Sorgfalt dieses ehrwürdigen Greises zu, er liebete denselben wie ein edler Mann seinen besten Freund liebet, und was ist ein Sohn nicht fähig zu thun, der so edelmüthig denket? Ihre Handlung erstreckte sich sehr weit. Dieses verdoppelte den Eifer des jungen Kaufmanns, der bey allen Vorfällen, eine Einsicht und einen Entschluß wies, die man nur von einem gesetzten Gemüthe erwarten kann.

Lasset uns einmal das Vorurtheil ablegen, welches der Hochmuth und die Einfalt eingeführet haben, und das gewissen Ständen eine Verachtung aufbürden will. Ein Kaufmann, der in seiner Schreibestube seine Befehle in alle Theile der Welt schicket, ist in meinen Augen ein ansehnliches Mitglied der Republick. Er unterstützet den guten Glauben eines ganzen Volkes, er macht den Staat, wo er sich aufhält, mit den entferntesten Nationen bekannt, und durch ihn nimmt ein Land an den Schätzen der ganzen Erde Theil. Die Handlung ist die rechte Quelle, aus welcher der Ueberfluß entspringet, durch sie sind kleine Staaten groß, ansehnlich und mächtig geworden, und die grösten Potentaten haben sie durch die heiligsten Bündnisse beschützet und befestiget. Ist nun ein Mann der einen so wichtigen Theil der Glückseligkeit in der Republick besorget, nicht weit ehrwürdiger, als ein träger und unnützer Thor, der bey seiner Faulheit und bey seiner Ungeschicklichkeit auf einen Ruhm pochet, den einer von seinen Vorfahren erworben hat.

Gegen diesem reichen Kaufmanne über wohnte ein Bildhauer, der keine andere Schätze besaß als eine tugendhafte und schöne Tochter. Fabio würde gewiß bey seiner Geschicklichkeit in einem Lande nicht in der Dürftigkeit geblieben seyn, wo die Künste allemal Belohnung gefunden, wenn ihn seine beständigen Krankheiten nicht immer auf dem Bette gehalten hätten. Ein verzehrend Fieber ließ ihm nicht die Kräfte den Meissel zu fassen, und fraß zugleich denjenigen Vorrath auf, welchen er sich bey gesunden Tagen erworben hatte. Er lebte bereits in einer merklichen Dürftigkeit, welche ihm um so viel empfindlicher war, weil Angelina mit dabey leiden musste, die er auf das zärtlichste liebete. Oft sahe er sie mit bethränten Augen an, und Angelina, welche die wahre Ursache dieses Kummers wohl wusste, tröstete ihren Vater mit einer wunderwürdigen Standhaftigkeit, und erwies ihm so viel Sorgfalt und

Ehrer-

Ehrerbietung, als wenn sie die Reichthümer der Erde von ihm zu erwarten hätte. Fabio besaß Verstand und Erfahrung, welche noch die einzigen Mittel waren, wodurch er seiner Tochter seine Liebe zeigen konnte. Er bemühete sich ihren schönen Geist aufzuklären, ihr die Größe der Tugend bekannt zu machen, und durch seine klugen Vorstellungen zu verhindern, daß sie weder aus Leichtsinnigkeit, noch aus Einfalt fehlete. Seine Bemühung war nicht vergebens; Die Tugend und der Verstand der Angelina kamen ihrer Schönheit gleich; und sind denn Tugend, Verstand und Schönheit nicht schätzbarer als alle Reichthümer?

Antonio sahe seine schöne Nachbarinn und liebete sie. Er erkundigte sich nach den Umständen dieses einsamen Hauses, und erfuhr bald die geheime Noth desselben. Diese Nachricht erweckte bey ihm keine Verachtung gegen Angelina, nein, seine Liebe ward nur durch das Mitleiden noch zärtlicher, welches er empfand, diese schöne Person unglücklich zu wissen.

Nichts ist ungerechter, als wenn man den Menschen den Reichthum zur Ehre setzet, und sie wegen ihrer Armuth verachtet. Gleichwohl ist diese Grausamkeit allgemein geworden. Sobald man nur die Armuth eines Menschen erfähret, sobald siehet man ihn mit einer stolzen Dreistigkeit an, welche sich berechtiget glaubet, alles von ihm zu fordern. Der Mangel der Schätze erniedriget ihn so sehr, daß man es für einen Schimpf hält, der dem Reichthum wiederfähret, wenn sich der Arme durch seine Verdienste herfür thun will, und man besinnet sich keinen Augenblick diesen Schimpf durch die empfindlichste Verachtung zu rächen. Inzwischen ist es gewiß, daß die wahren Vorzüge nichts von dem Reichthume borgen.

Angelina hatte ihren Nachbarn nicht weniger bemerket, und der Ruhm den ihm die ganze Stadt beylegte war ihr unverborgen. Es schien, als wenn sie Theil an demselben nähme, ohne daß sie die eigentliche Ursache davon zu entwickeln wuste, und sie konnte sich nicht enthalten eine geheime Freude zu empfinden, wenn Antonio gelobet wurde.

Dieser edelmütige junge Kaufmann hatte Angelina nicht vergessen. Er bemühete sich sie näher kennen zu lernen, um zu erforschen ob er seinem Herzen Gehör geben sollte, und es glückte ihm endlich sie in einer Gesellschaft anzutreffen. Bisher war Antonio nur von ihrer Schönheit gerühret worden, allein gegenwärtig ward er von ihrem Verstande und von ihrem großmütigen Betragen ganz eingenommen.

Es giebet gewisse Leute, welche ein Herz haben, das weit über ihren Stand gehet. Ihr ganzes Bezeigen entdecket eine gewisse Edelmütigkeit, der man nicht wiederstehen kann, und es scheinet, als wenn die Vorsehung dadurch alle andere Hoheit demütigen wollen.

Antonio ward von so vielen Vorzügen auf das lebhafteste gerühret. Er bezeigte

zeigte der Angelina die zärtlichste Ehrerbietung, und vielleicht ist niemals eine Liebe mit grösserer Hochachtung verknüpft gewesen.

Ihr Andenken begleitete ihn nach Hause. Er sahe nunmehro die unglücklichen Umstände ihres Vaters mit noch grösserer Bewegung an, und sein Herz bewog ihn den Augenblick dieselben zu erleichtern. Fabio erhielt in kurzer Zeit einen ansehnlichen Zuschub, ohne daß man ihn in die betrübte Nothwendigkeit setzete, demjenigen dafür zu danken, von welchem derselbe herrührete. Die Art womit ihm derselbe zugestellet wurde, war von aller Prahlerey entfernet, es schien, als wenn dieses Geld dem Fabio gehörte, um ihn nicht durch eine hochmütige Wohlthat noch mehr zu kränken, als durch seinen Mangel.

Angelina allein schrieb dieselbe dem Antonio zu, wenigstens wünschte sie in geheim, daß sie nur ihm dafür verpflichtet seyn mögte. Sie ward von der großmütigen Art gerühret, allein sie weinte bey dieser Hülfe, weil ihr Herz weit eher gemacht war, Wohlthaten auszutheilen, als zu empfangen.

Indessen hatte sich Antonio mit ihrem Vater bekannt gemacht, der sich nicht entbrechen konnte diesen schönen Jüngling zu lieben. Antonio fand bey dieser Gelegenheit immer mehr schöne Eigenschaften an der Angelina; und er entdeckte ihr endlich mehr als einmal die Zärtlichkeit welche er für sie hegte.

Angelina war großmüthig und tugendhaft: Ihr eigenes Herz sagte ihr, daß sie dieser Neigung nicht unwürdig wäre, allein sie sahe auch den Augenblick alle Schwierigkeiten ein, welche sich dabey herfür thaten. Diese Erinnerung machte sie behutsam, und brachte sie dahin, sich wieder ihr Herz zu erklären.

Antonio merkte diese Großmuth und verehrte die Angelina um so viel mehr. Er wiederholte inzwischen seine zärtlichen Vorstellungen, und er gab ihr zu erkennen, daß es ihm gar nicht schwer fallen würde, die Einwilligung seines Vaters zu erhalten, welcher ihn viel zu sehr liebete, wenn sie ihm nur die Erlaubniß dazu ertheilen wollte. Alle diese Vorstellungen wurden von einer so lebhaften Ehrerbietung begleitet, daß sich endlich Angelina erklärte, daß sie ihm ihr Herz zuerkennen würde, wenn sein Vater und der ihrige mit seiner Neigung übereinstimmten. Dieser Entschluß setzte den Antonio in die gröste Freude und er fing von demselben Augenblicke an, mit seinem Vater davon zu sprechen.

Künftigen Donnerstag werden meine Leser den Beschluß hiervon erhalten.

Phillis.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Funfzehntes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 11. May 1741.

* * * * * *

Die wahre Großmuth wohnt auch oft in zarten Herzen.

Orsillo hörte den Vortrag seines Sohnes mit grosser Aufmerksamkeit an, welcher sich beständig auf die Liebe berief, die ihm sein Vater bisher bezeiget hatte, und der ihn mit der lebhaftesten Zärtlichkeit bat, sein Glück durch diese Vereinigung vollkommen zu machen. Er mahlete ihm zugleich alle schönen Eigenschaften der Angelina mit solchen Ausdrückungen ab, daß Orsillo leicht merken konnte, wie sehr das Herz seines Sohnes von diesem Gegenstande gerühret seyn müste. Es ist wahr, fügte Antonio endlich hinzu, bey allen Vorzügen der Angelina mangelt ihr der Reichthum, der gemeiniglich das erste Augenmerk bey den meisten Ehen ist. Allein ihr selbst mein Vater habet mich gelehret, den Verdiensten auch ohne Schätze Recht wiederfahren zu lassen, und die Tugend und den Verstand weit höher zu halten, als das Gold. Vielleicht haben sie niemals mehr verdienet den Vorzug zu erlangen, als in der Angelina, und können wir uns wohl mit unserm Vermögen ein grösseres Vergnügen erwerben, als wenn wir das wiedrige Schicksal einer tugendhaften Person ändern?

Genug Antonio, fiel ihm Orsillo hier in die Rede, ich will euch in dreyen Tagen meinen Entschluß entdecken, ihr wisset daß ich euch liebe. Inzwischen fordere ich von euch, daß ihr in dieser Sache nicht weiter gehet. Antonio erklärte sich diesem Befehle ohne Aenderung nachzukommen, und blieb drey Tage unter dem Vorwande einiger Unpäßlichkeit zu Hause.

Was wird hierbey eine gewisse Art von Vätern denken? welche die Pflichten der Natur, die Hochachtung für die Tugend, und die Wohlfarth ihrer Kinder ihrem Eigennutze aufopfert, und die so wenig menschlich ist, daß sie nichts härter bestrafet, als die Empfindungen der Menschlichkeit.

Inzwischen forschte Orsillo auf das genaueste nach dem Leben der Angelina. Er veranstaltete zugleich, daß sie in ein Haus gebeten wurde, wo er, ohne daß man seine

Gegenwart wuſte, ihre Unterredungen anhören, und ihr Betragen bemerken konnte. Allein alles was er von ihr hörete und ſahe, überzeugte ihn, daß Angelina eines beſſern Glückes würdig wäre. Er erfreuete ſich in der Stille über die Wahl ſeines Sohnes, und beſchloß ſeinem Anſuchen nicht zu wiederſtehen.

Angelina hatte indeſſen den Vortrag des Antonio ihrem Vater entdecket, und ſie berathſchlagten ſich noch eben über das Verhalten, welches ſie dabey beobachten ſollten, als ſich Orſillo am dritten Tage bey ihnen anmeldete. Das Herz der ſchönen Angelina klopfete, als ſie den Vater ihres Liebhabers ſahe, welcher mit einer vertraulichen Freundlichkeit dem Fabio anzeigte, daß er etwas mit ihm zu reden hätte. Angelina entwich, und Orſillo ſprach ſeinen Nachbarn um ſeine Tochter für ſeinen Sohn an.

Fabio, welcher ſich nichts weniger, als dieſen Vortrag vermuten war, betrachtete den Orſillo eine Zeitlang mit groſſer Bewegung. Wiſſet ihr auch wohl, rief er endlich, mein Herr, was ihr von mir begehret. Angelina beſitzet keine andern Schätze, als ihre Tugend, und ein gutes Herz. Zwar iſt ſie in meinen Augen eines beſſern Glückes würdig, als ich ihr geben kann; allein vielleicht wird dieſe Meinung nur bloß von der Liebe gewürket, die ich zu ihr trage. Thut ihr kein Unrecht, unterbrach ihn Orſillo. Angelina verdienet tauſendmal mehr, als ihr das Glück gegeben hat, und mein Sohn hätte keine Wahl treffen können, die mir angenehmer geweſen wäre. Erkläret euch wertheſter Fabio, und fraget eure ſchöne Tochter, ob ſie ohne Zwang mit unſerer Abſicht übereinſtimmen kann, ich werde euch nicht eher verlaſſen, bis ich mir die würdigſte Tochter erworben habe.

Fabio erholte ſich, er ſuchte die freundſchaftlichſten Ausdrückungen herfür dem Orſillo zu danken, und verſicherte ihn, daß er ſeine Tochter keinem williger übergäbe, als dem Antonio. Eure Erklärung verſetzte Orſillo, erwecket mir ein wahres Vergnügen, und damit daſſelbe vollkommen werde, ſo laſſet uns gleich die Meinung der Angelina vernehmen.

Angelina erſchien und Orſillo wiederholte nunmehro bey ihr ſelbſt ſein Anbringen. Mein Sohn, ſagte er, hat mir die Neigung entdecket, die er zu euch träget, ich billige dieſelbe, und ich wünſche, daß ihr euch nach ſeinem Verlangen erkläret. Eure Tugend, die Standhaftigkeit, mit der ihr bisher euer Unglück ertragen, und die Vorſorge, welche ihr eurem Vater erwieſen, ſind mir unverborgen, und ich freue mich, daß ich dieſelben einigermaſſen belohnen kann. Kommet in mein Haus ſchöne Angelina, werdet meine Tochter, und ſeyd verſichert, daß ich von nun an euer Vater ſeyn will.

Eine reitzende Schamröte färbete das ſchöne Angeſicht der Angelina, ſie ſchlug ihre Augen nieder, welche unter dieſer Anrede ſchon von Thränen angefüllet waren, und ſchwieg eine Zeitlang ſtille. Als ihr aber ihr Vater gebot zu antworten, ſo ließ ſie ſich mit einer Beſcheidenheit vernehmen, die den Orſillo noch mehr gewann, daß ſie keinen andern Willen hätte, als dem Befehle ihres Vaters zu gehorchen.

Ich bin mit euch zufrieden erklärte ſich Orſillo, und da euer Vater mit meiner

Abſicht

Absicht übereinstimmet, so darf ich glauben, daß ihr derselben ungezwungen beytretet. Diese Unterredung ward immer zärtlicher, und Fabio versprach endlich dem Antonio seine Tochter. Orsillo umarmte sie beyde, und bat sie denselben Abend bey sich zum Essen, weil Fabio von seiner gewöhnlichen Kranckheit so viel Ruhe hatte, daß er diese kleine Veränderung vornehmen konnte.

Sie erschienen, und Antonio ward von einer unbeschreiblichen Freude eingenommen, als er diese beyden Personen so unvermutet in seinem Hause erblickete. Ihre Gegenwart ließ ihn bey seinem Wunsche nichts wiederliches schliessen, er erwartete nur mit einer merklichen Ungedult den Ausgang.

Am Ende der Mahlzeit erhielt endlich Antonio von seinem Vater die Nachricht, daß Angelina zu seiner künftigen Gemahlinn bestimmet wäre. Wie groß war nicht seine Freude. Bald dankete er seinem Vater für diese Erklärung mit den zärtlichsten Worten, bald blieb er mitten in der Rede stehen, die Angelina mit den gröstn Merkmalen seiner Liebe um die Warheit dieses Glückes zu fragen, und bald umarmte er den Fabio, ohne daß er etwas andres dabey herfür bringen konnte, als mein Vater. Die Väter sahen diese freudige Unruhe mit Wohlgefallen an, die Thränen stunden ihnen in den Augen, und beyde ertheilten ihren Kindern ihren Segen.

Nunmehro war Antonio darauf bedacht der Angelina ehestens die Hand zu geben, als er auf einmal von dem höchsten Gipfel seines Glückes herunter gestossen ward. Ein Kaufmann zu Genua, dem Orsillo nur allzuviel getrauet hatte, entwich und nahm einen grossen Theil von dem Vermögen des Neapolitaners mit. Diese Nachricht setzete den Vater und den Sohn in ein ungemeines Schrecken, welches noch grösser ward, da sie von Venedig die Nachricht erhielten, daß auch daselbst ein Haus zu Grunde gegangen wäre, an welchem sie wichtige Posten zu fordern hatten.

Kaum war dieses in Neapolis ruchtbar geworden, so erwachten daselbst alle Gläubiger des Orsillo, ein jeder griff wie gewöhnlich zu, seinen Schaden zu verhüten, und dieser unglückliche Kaufmann ward in kurzer Zeit so arm als Fabio.

Antonio war bey diesem Unglücke untröstlich. Er sahe seinen Vater, den er so zärtlich liebete in seinem Alter der Dürftigkeit ausgesetzet, er verlohr die Hofnung sich ehestens mit der Antonia zu vereinigen, noch mehr, er sahe keine Mittel diese Vereinigung jemals zu erlangen, weil er die Angelina nicht mehr glücklich machen konnte.

Der Liebe hungert auch nach Brodt,
Sie lebet nicht allein von Küssen,
Bey Mangel, Armuth, Furcht und Noth
Wird ihre Gluth zuletzt verlöschen müssen.
Der Held von dem wir oft gelesen,
Der in der Wüsteney bey Mangel und Gefahr
Mit seiner Schönen glücklich war,
Ist im Roman nur da gewesen.

Angelina tröstete ihn bey diesem Schmerze. Antonio war in ihren Augen nicht weniger

weniger liebenswürdig, als zuvor, er hatte mit seinen Schätzen nichts von seinen Tugenden verloren, und nur von ihr allein hörte er die Hofnung gerne, daß sich noch die Umstände mit der Zeit ändern könnten.

Inzwischen muste er nach Genua gehen, die Beschaffenheit des Entwichenen zu untersuchen, da Orsillo nach Venedig reisete, selbst zu sehen, ob nicht dort noch etwas von seinem Vermögen zu retten wäre. Angelina begleitete ste mit Thränen und Wünschen, welche allemal die Zuflucht der Unglücklichen sind.

Doch die Vorsehung hatte beschlossen die Tugend dieser Schönen zu belohnen. Ein reicher Vetter, der nicht weit von Neapolis auf dem Lande wohnete, und der sich bisher mit einer verächtlichen Kaltsinnigkeit wenig um den Fabio bekümmert hatte, ward gefährlich krank: Man kündigte ihm an, daß er sterben müste, und diese Nachricht brachte ihn auf die Gedanken, wenigstens einmal in seinem Leben großmütig zu handeln. Er ließ den Fabio mit seiner Tochter zu sich holen, errichtete seinen letzten Willen, und setzete die Angelina zur Erbin von seinem ganzen Vermögen ein. Er schien, als wenn er nur noch so lange leben sollen, bis er dieselbe versorget hatte, denn kaum war dieses Testament zu Stande gebracht, so schloß er die Augen zu.

Fabio besorgete das Begräbniß des Verstorbenen, er nahm hierauf von der Verlassenschaft mit der Angelina Besitz, und verfügte sich so dann wieder mit ihr in die Stadt.

Sobald dieses geschehen war, so schrieb Angelina an den Orsillo und an den Antonio, daß ste sich durch nichts abhalten lassen mögten zu ihr nach Neapolis zu kommen, weil ste von den wichtigsten Sachen mit ihnen zu sprechen hätte. Sie stelleten sich beyde ein, und Angelina redete ste nach der freundlichsten Bewillkommung mit diesen Worten an: Ich bin noch von der Art gerühret Orsillo, mit der ihr mich zu eurer Tochter angenommen, und ich liebe euch diesen Augenblick nicht weniger Antonio, als da ich euch zum erstenmale die Versicherung von meiner Liebe gab. Ich war arm, und ihr ertheiletet mir doch den Vorzug. Gegenwärtig muß ich euch zeigen, daß ich nicht unerkenntlich bin. Der Tod eines reichen Vettern hat mich in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzet. Theilet dasselbe mit meinem Vater und mit mir. Ich begehre noch das Bündniß mit dem Antonio zu vollziehen, welches wir ehedem geschlossen haben, und er ist mir durch sein ausgestandenes Unglück noch schätzbarer geworden.

Wer will die Bewunderung und die Zärtlichkeit ausdrücken, in welche Antonio durch diese großmütige Erklärung gesetzet wurde. Ich begnüge mich nur noch meinen Lesern zu sagen, daß Orsillo durch diese Hülfe seine Handlung wieder anfing, daß Antonio sich mit der Angelina vermählte, und daß dieses Haus in einen grössern Flor gerieth, als in dem es zuvor gewesen war.

Phillis.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Sechszehntes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 18. May 1741.

Haller.

Was wahre Tugend iſt, wird nie der Pöbel kennen.

Ich habe meine Reiſe glücklich vollendet, und werde nunmehro meine Arbeit mit einem neuen Vergnügen fortſetzen. In dieſer Abſicht will ich mich heute mit meinen Leſern von zwoen Tugenden unterhalten, welche der Menſchlichkeit nicht wenig Ehre machen.

Nichts ertheilet allen Vorzügen eine gröſſere Zierde und eine ſtärkere Reitzung, als die Demuth. Dieſe Heldentugend iſt ein ſicheres Merkmal eines groſſen Geiſtes, und einer weit ausſehenden Betrachtung aller Dinge; ſo wie der Hochmuth aus einer niedrigen Sele, und gleichſam aus einem ſchwachen Geſichte entſtehet, welches ſich bey den gemeinen Vorurtheilen aufhält, von welchen wir umgeben ſind.

Ein Hochmüthiger zweifelt ſelbſt an ſeinen Verdienſten, da er ſein Anſehen von dem Stolze borgen will, er raubet ſich das Vergnügen, welches aus einer ungezwungenen Hochachtung entſtehet, er treibet die Warheit, die Freundſchaft und die Ruhe von ſich, und er vergiſſet endlich den kleinen Platz, welchen er in der Welt ausfüllet. Ein Demüthiger hingegen reiſſet ſich von den Vorurtheilen loß, die er überwindet, er verbirget ſeine Verdienſte vor ſich ſelbſt, ſeine Beſcheidenheit machet ihn immer kleiner als er iſt, und da er viel weiter ſiehet, als das geblendete Auge des Stolzes, ſo bemerket er die Nichtigkeit und die Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge. Er weiß endlich, daß er in dem kleinen Raume, welchen er einnimmt, kaum ein Stäubchen gegen das Ganze iſt; und worauf will ein Weſen pochen, von welchem man in einem Augenblicke keine Spur mehr findet?

Die Demuth iſt es, welche den Menſchen beweget, daß er ſtrenge gegen ſich ſelbſt

 und

und sanftmüthig gegen andere verfähret, da sie ihm seine eigenen Fehler und die Vorzüge anderer nicht verstecket. Er entfernet sich durch ihren Beystand nicht weniger von dem Neide, von der thörigten Eigenliebe welche das Herz aufblähet, und von der Grausamkeit, als von dem Stolze, und er findet allemal die Verdienste da, wo sie anzutreffen sind. Soll ich noch mehr sagen? Ein Demüthiger ist gefällig, aufrichtig, ehrerbietig, gütig, und allemal bereit sich uns mit diesen Eigenschaften zu zeigen. Der Beystand und die Hülfe, welche er andern Menschen leistet, geschehen mit einem redlichen Eifer, der von dem prahlerischen Trotze und von der Verachtung weit entfernet ist, mit welchen der Stolz seine Wolthaten austheilet, und er ist niemals demüthiger als wenn er hilft. In der That, wie kann auch die vernünftige Creatur bey den Wolthaten hochmüthig seyn, welche sie mir erzeiget, da ihr nothwendig einfallen muß, daß sie mir nicht helfen könnte, wenn ihr nicht zuvor geholfen wäre.

Dieser Gemüthsverfassung haben wir es zuzuschreiben, saget **Steele**, daß wir uns von allen Dingen eine richtige Vorstellung machen, und daß wir alle Sachen nach ihrer wahren Grösse, oder nach ihrer wirklichen Niedrigkeit betrachten, nicht aber wie sie uns von dem Glücke oder von einem blinden Zufalle vorgestellet werden.

Die Demuth ist der Seele eben das, was eine schöne Gesichtsbildung dem Leibe ist. Ohne sie wird die schönste Gestalt, die angenehmste Bildung, die lebhafteste Farbe unangenehm werden, so wie sie im Gegentheil genug ist, die Heßlichkeit selbst zu schmücken, und den Mangel der Gestalt und der Bildung zu ersetzen. Sie bedecket die Fehler und zeiget an deren Stelle etwas bezauberndes, ja sie giebet endlich der ersten Hoheit unter den Menschen einen ganz neuen Schimmer. Kann man nun wohl diese Tugend einen Augenblick kennen, ohne sie zu lieben?

Ich setze der Demuth die Dankbarkeit an die Seite, welche nicht weniger ein Kennzeichen eines grossen Herzens ist.

Ein Undankbarer hat ein überaus niederträchtiges Gemüth. Er ist ein Betrieger, der alle Arten von Gestalten annimmt, wodurch er euch überraschen kann. Er kriechet wie der niedrigste Sclave zu euren Füssen, er überhäufet euch mit ausschweifenden Lobessprüchen, bis er euch hintergangen, und er verspotter euch in demselben Augenblicke, da er die Wolthat von euch empfänget, die er verlanget hat. Noch mehr, er wird euer Feind so bald er bey einem andern einen Vortheil dadurch zu erhaschen trachtet, er vergiftet bey einer neuen Absicht die Hülfe, welche er von euch erhalten hat, er verfolget euch, und endlich fället es ihm sehr leicht seinen Fürsten und sein Vaterland zu verraten, so bald diese Verrätterey nur mit seinem Nutzen verknüpfet ist.

Ein Dankbarer wird sich niemals mit Unverschämtheit zu der Wolthat drängen,

und

und ſie allemal mit eben der Beſcheidenheit annehmen, mit welcher er ſie ſelbſt austheilen würde. Auch die geringſte Gefälligkeit rühret ihn, er miſſet ſeine Erkenntlichkeit nicht nach dem Eigennutze ab, das gute Herz, mit welchem man ihm beyſpringet, und die Art, mit der man ihm unter die Arme greifet, rühren ihn. Die Wolthat erfreuet ihn nicht nur den Augenblick, da er ſie empfänget, nein, er erinnert ſich derſelben beſtändig, und allemal mit Erkenntlichkeit. Die Ehrerbietung, welche er ſeinem Wohlthäter erzeiget, iſt ungezwungen, ſein Herz ſpricht durch ſie und nicht der Eigennutz, und die Gefälligkeit mit der man ihm begegnet, würde ihn beunruhigen, wenn er nicht wenigſtens dabey zeigen könnte, daß er nicht unempfindlich wäre. Man wird ihn allemal bereit finden an dem Unglücke der Menſchen Theil zu nehmen, er wird ſich eine Freude daraus machen ihnen zu helfen, und er wird es mit einer Freundlichkeit thun, die von ſeiner Redlichkeit und von ſeinem guten Gemüte zeuget. Ein dankbarer Menſch iſt treu, dienſtfertig, zärtlich bey dem Verdruſſe ſeines Nächſten, aufrichtig gegen das höchſte Weſen, und von ihm kann man mit Recht ſagen, daß man ſich einen unſchätzbaren Freund an ihm erworben hat.

Ich will meinen Leſern ein Exempel von dieſer Tugend herſetzen, von welchem ich allerdings gerühret worden bin.

Haroun-Alrachid, Caliph von Babylon, herrſchte mit einer Strenge, welche der Grauſamkeit ſehr nahe kam; allein dem ungeachtet bemerkte man doch an ihm gewiſſe edele Empfindungen, welche allein bey einem groſſen Geiſte angetroffen werden.

Schiafar, ſein Großvizir ſtand bey ihm in den größten Gnaden, ſo daß der ganze Hof dieſen Liebling anbetete, und vielleicht hatte ein Günſtling die Gewogenheit ſeines Herrn niemals mehr verdienet, als dieſer. **Schiafar war treu, gerecht, freygebig, uneigennützig,** und er gebrauchte ſich bloß ſeines Anſehens die Verdienſte zu belohnen, und den Unterdrückten zu helfen. Doch gerade dieſe Eigenſchaften erweckten bey verſchiedenen Groſſen eine bittere Feindſchaft gegen ihn. Dieſe eigennützigen Leute, welche alle gerne den Poſten des **Schiafar** gehabt hätten, und die ſich einbildeten, daß er ihnen eine Gelegenheit raubete, ſo lange er denſelben verwalten würde, der ſie ſich weit vortheilhafter bedienen könnten, als er, brachten es endlich durch ihre Ränke dahin, daß **Schiafar** in Ungnade fiel.

Dieſer Fall machte vollends den Haß aller ſeiner Feinde laut, welche den **Caliph** immer mehr gegen ihn erbitterten. **Haroun-Alrachid** war in allen ſeinen Bewegungen heftig, er trieb alſo auch ſeine Ungnade ſo weit, daß er den Großvizir an einen kleinen ſchlechten Ort verbannete, und in ſeinem ganzen Lande bey Lebensſtrafe verbieten ließ, künftig den Namen des **Schiafar** zu nennen.

An

An einem Morgen fand sich ein junger Mensch in Babylon, der mit lauter Stimme ein Loblied des Großvizirs absang, in welchem sein Name oft wiederholet wurde. Alle diejenigen bey welchen er vorüber gieng, verschlossen sich in ihren Häusern, damit man nicht einmal sagen könnte, daß sie gegenwärtig gewesen, als der Name des Schiafar ausgesprochen worden, weil ihnen die Strenge des Caliphs bekannt war.

Diese Furchtsamkeit störte den jungen Menschen keinesweges, er fuhr immer fort seinen Lobgesang in allen Gassen hören zu lassen. Die Bewegung welche hierdurch allenthalben entstand, drang bald nebst der Ursache zu den Feinden des Großvizirs, welche dem Caliph so fort Nachricht von dieser Unternehmung ertheilten.

Haroun-Alrachid gerieth in den heftigsten Zorn, und gab Befehl, diesen jungen Menschen sofort vor ihn zu bringen. Man gehorchte und der Caliph fragte ihn mit drohenden Blicken, wer ihn so verwegen machte einen Namen zu nennen, der ihm zum Abscheu geworden wäre?

Ich weiß es, Befehlshaber der Gläubigen, antwortete der Gefangene mit unerschrockenen Geberden, daß Schiafar bey dir in Ungnade gefallen ist, allein ich weiß auch, daß dieses mich nicht bewegen kann undankbar gegen ihn zu seyn. Schiafar hat mich erzogen, er vertrat die Stelle eines Vaters bey mir, ihm bin ich alles schuldig, was ich gegenwärtig besitze, und durch seine Lehren bin ich ein ehrlicher Mann, und dein treuer Unterthan geworden. Gegenwärtig wird er von allen gehasset, ob ihm gleich die meisten fast eben so viel schuldig sind als ich. Soll denn in deinem grossen Reiche kein Dankbarer gefunden werden? Du kanst mich tödten lassen, setzete er hinzu, diese Gewalt hast du, allein du wirst mich niemals zwingen können einen Mann nicht zu lieben, dem ich so sehr verpflichtet bin.

Der Caliph erstaunte über einen Charackter, der ihm niemals vorgekommen war, und der unerschrockne Muth dieses Jünglings brach seinen Eifer. Er befahl ihm ein reiches Kleid zu geben, welches bey den orientalischen Völkern ein Zeichen der Gnade ist, und behielt ihn bey der Tafel. Nach der Mahlzeit warf sich dieser Gast zu den Füssen des Caliphs, dem er für die ertheilten Vorzüge auf eine großmüthige Art dankete, als er aber das Zimmer verließ, sagte er noch zu den gegenwärtigen Schmeichlern: Auch für diese Ehre bin ich dem Schiafar verpflichtet.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Siebenzehntes Blatt.

Berlin/ Donnerstags den 25. May 1741.

Junker.

Die Warheit iſt gewiß ein ſcharf durchdringend Licht,
Allein ſo wie der Blitz mit Donner kommt ſie nicht/
Sie iſt der Sonne gleich/ die ſtille ſich erhebet/
Und alle Creatur, die ſie beſcheint, belebet.

Unter den Briefen, welche bisher bey mir eingelaufen ſind, habe ich heute den folgenden erwehlet, ihn meinen Leſern bekannt zu machen.

Mein Herr,

Eine kleine Geſellſchaft, deren Mitglied ich bin, hat mir aufgetragen an Sie zu ſchreiben, und ich muß es Ihnen geſtehen, daß ich mich überaus willig dazu finden laſſen, weil ich einen Mann vor mir hatte, mit dem man nur vernünftig umgehen darf, wenn man ihm gefallen will.

Unſere Geſellſchaft kann Ihnen dem Namen nach nicht unbekannt ſeyn. Wir nennen uns Freydenker; allein wir ſind von einer gewiſſen andern Anzahl Menſchen, welche ſich dieſes Namens mit Unrecht bedienet haben, ſehr unterſchieden. Ich will Ihnen einen deutlichen Begriff von uns machen, damit auch nicht das kleinſte Vorurtheil übrig bleibe, welches Sie verhindern könnte in das Verlangen zu willigen, das ich Ihnen im Namen aller meiner Mitbrüder entdecken werde.

Unſer Urſprung iſt einer der allerälteſten. Wir mögen in die Zeiten ſoweit zurück gehen, als wir wollen, ſo finden wir etliche Freydenker, aber den erſten kennen zu lernen, das iſt uns jederzeit unmöglich geweſen. Es iſt noch nicht lange, daß wir in Deutſchland eine Geſellſchaft aufgerichtet haben. Einige von uns, welche einander durch gewiſſe Merkmale kennen lernten, bemüheten ſich ſofort ihre Kräfte zu der Er-

Kenntniß der Warheit gemeinschäftlich anzuwenden, und diese Absicht gab Gelegenheit, daß wir theils durch Briefe theils durch mündliche Unterredungen unsere Vereinigung ins Werk richteten. Itzo ist unsere Gesellschaft noch sehr geringe, weil die wenigsten Menschen geschickt sind rechte Freydenker abzugeben, und weil wir noch die wenigsten wahren Freydenker kennen. Doch wir hoffen noch mit den letztern unsere Gesellschaft zu verstärken, sobald wir sie aus gewissen Merkmalen werden erkannt haben, und wir sind versichert, daß sie sodann unseren Absichten beytreten werden.

Allein ich muß Ihnen hier diese Absichten entdecken, damit Sie desto sicherer von uns urtheilen können.

Wir sind auf das gewisseste überzeugt, daß GOtt uns die Vernunft nicht vergebens ertheilet hat. Ohne Vernunft würden wir weder einen GOtt erkennen, noch in ihm den Ursprung alles Guten verehren können, und ohne Vernunft würde die Welt bey allen dem, womit sie angefüllet ist, gleichwohl nichts als eine Wüsteney seyn, und GOtt würde folglich ganz vergebens seine Weisheit offenbaret haben.

Da nun die Vernunft zu der Erkenntniß des höchstens Wesens, und zu der Einsicht der wichtigsten Wahrheiten nothwendig ist; so nehmen wir sie bey allen Untersuchungen zu unserer Führerinn, so glauben wir nichts bloß deßwegen, weil es andere sagen, so haben wir nach ihren unumstößlichen Grundsätzen alle Religionen untersuchet, und so sind wir von der Warheit der christlichen Lehren immer gewisser geworden.

Die Religion ist eine Sache, mit der man nicht schläfrig und nachläßig umgehen kann, so lange man noch einen Augenblick denket. Die Gewißheit, oder die Ungewißheit derselben muß uns in Ruhe oder Schrecken setzen, nach dem wir dieselbe erkannt haben. Da nun die Religion das wichtigste ist, womit sich die Menschen beschäftigen können, und da es so viele Betrieger bey derselben gegeben; so brauchen wir hauptsächlich die Vernunft bey der Zusammenhaltung aller dererjenigen verschiedenen Meinungen, welche die Menschen zu der Erkenntniß GOttes und zu ihrer dauerhaften Glückseligkeit führen sollen.

In unsere Gesellschaft werden Leute von allerhand Secten aufgenommen, wenn sie nur vernünftig sind, und wenn sie nur die Absicht haben die Warheit zu erforschen. Denn da wir uns am ersten von dem Vorurtheile losgemacht, welches diejenigen sofort verketzert und verdammet die anders denken, als wir; so hören wir die Meinungen eines jeden, und die Ursachen derselben mit Gelassenheit an, und untersuchen ohne Verbitterung ihre Gründe und ihre Richtigkeit. Durch dieses Betragen sind wir nicht allein in den erkannten Warheiten fester gesetzet worden, sondern wir haben auch

gewisse

gewisse heimliche Abwege kennen lernen, auf welche die Vernunft geraten kann, wenn sie die Absicht, nur bloß das Wahre zu wissen, einen Augenblick aus den Augen verlieret, Man glaube doch nicht, daß es der wahren Religion vortheilhaft ist, wenn man den Menschen verbieten will zu denken und zu zweifeln. Wir geben nur den Spöttern Gelegenheit zu argwohnen, daß wir nicht im Stande sind die Zweifel zu heben, und daß wir keine andere Warheit haben, als die durch Gewaltsamkeit vertheidiget werden muß. Nichts ist den Menschen eigener, wenn sie zu gewissen Jahren kommen, als zweifeln, und nichts ist ihnen schädlicher, als wenn sie durch Grausamkeit, Verfolgung und Unterdrückung in diesem Zweifel gelassen werden.

Doch wir bleiben nicht platterdinges bey unserer eigenen Einsicht stehen, wir hören gründliche Lehrer der Religion mit der größten Lehrbegierde. Dieses aber halten wir uns für schimpflich, wenn man uns aufbürden will, uns der Unwissenheit eines Mannes zu überlassen, der nichts gelernet hat, als seinen Zuhörern die Erkenntniß einer Warheit als ein Gesetz zu gebieten, und auf diejenigen den Fluch zu legen, welche nach den Gründen fragen.

Wundern sie sich nicht mein Herr, warum ich Ihnen nur unsere Absichten, was die Religion betrifft, entdecket habe. Eben diese sind es, warum wir bisher von vielen aus einem blinden Vorurtheile gehasset worden. Ein unglücklicher Schwarm von verwegenen Leuten hat sich bisher oft unsers Namens bedienet. Die Proben seiner Beschäftigungen sind auch in der That der Religion sehr nachtheilig gewesen, so daß man diese Leute mit gutem Grunde eines Mißbrauchs ihrer Vernunft beschuldiget hat. Allein was für ein Unterschied ist nicht zwischen uns und diesen rasenden Schwärmern! Wir wenden die Vernunft an uns von den Vorurtheilen zu befreyen, jene brauchen sie dazu die allerabgeschmacktesten zu rechtfertigen. Wir suchen die Warheit, jene die Freyheit sich allen Ausschweifungen zu überlassen. Wir zweifeln, um desto gewisser zu werden, und jene verwerfen alles ohne die geringste Untersuchung. Wir denken frey, weil wir uns von der Knechtschaft losreissen, welche man den Menschen aufgebürdet hatte, jene denken gar nichts, weil sie ohne alle Grundsätze handeln. Thut man uns nun nicht das gröste Unrecht, wenn man uns mit einer Menge Thoren vermischet, denen es am Verstande und am Willen fehlt? und ist es nicht grausam gehandelt, wenn man die Ausschweifungen der Unvernunft der Vernunft aufbürden will?

Unsere gröstten Feinde sind inzwischen gewisse Orthodoxen, und einige kleine Philosophen die gar zu gerne einen Anhang von Schülern haben mögten. Jene hassen

uns

uns, weil uns ihr Licht gar zu dunkel scheinet, und diese sind erbittert, daß wir uns nicht nach ihrem Namen nennen, und die Herolde ihrer eingebildeten Verdienste abgeben wollen. Allein, da wir Freydenker sind, so rechnen wir uns einen Haß zur Ehre, welcher der Welt zeiget, daß wir Muth genug gehabt uns aus einer Sclaverey zu reissen, die noch den grösten Theil der Menschen drücket.

Endlich muß ich Ihnen auch noch melden, daß wir unserer Gesellschaft keine Gesetze vorgeschrieben, als dieses einzige: alles genau zu beobachten, was die Obrigkeit von uns fordert. Denn es ist bey uns sehr strafbar, und es würde ein gewisses Kennzeichen seyn, daß sich ein falscher Freydenker unter uns eingeschlichen hätte, wenn sich ein Mitglied unterstehen wollte die allgemeine Einrichtung der grossen Republick zu beunruhigen. Wir denken nur frey, und sehen dabey die öffentlichen Gesetze als die Regeln unserer Thaten an. Frey zu denken aber ist noch von keinem Gesetzgeber verboten worden.

Mein Herr, wir haben Ihnen diese Nachricht von unserer Gesellschaft ertheilen wollen, damit wir uns den Beyfall eines vernünftigen Mannes erwerben mögten. Hiernächst aber ersuchen wir Sie der Welt von unserer Verfassung Nachricht zu geben. Wir glauben hierdurch einen doppelten Endzweck zu erhalten. Erstlich werden wir alle diejenigen auf unserer Seite haben, wenn wir es gut finden uns zu entdecken, die noch nicht von Vorurtheilen gegen uns eingenommen sind, hiernächst aber werden sich vielleicht einige von unsern Feinden schämen, daß sie bisher so heftig wieder einige ehrliche Leute geeyfert, welche ihnen niemals recht bekannt gewesen sind, und von deren Verfassung Sie niemals anders geurtheilet, als der Blinde von der Farbe.

Erlauben Sie uns inzwischen, daß wir Ihnen einen von den ersten Plätzen in unserer Gesellschaft einräumen, und daß wir Ihnen zuweilen einige von unsern Meinungen zur Prüfung übergeben. Durch beydes suchen wir der Hochachtung genug zu thun, welche für Sie heget

Die Gesellschaft der Freydenker.

Es soll mir überaus angenehm seyn, wenn ich diese vernünftige Gesellschaft der Freydenker näher kennen lerne, und ich mache mir aus der angetragenen Stelle eine wahre Ehre. GOtt Lob, daß wir die Zeiten erlebet haben, in welchen es erlaubet ist nach der Warheit zu fragen, und sie zu bekennen.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Achtzehntes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 1. Junius 1741.

Haller.

Mach Wohlthun dir zur Lust, und Helfen zum Gewinn.

Es giebet überaus wenig Menschen, welche geschickt sind mit einem edeln Herzen Gefälligkeiten zu erzeigen, Wohlthaten auszutheilen und zu helfen. Ehe ich meine Gedanken über die Art eröfne, welche einen großmütigen Mann hierinn unterscheidet, so muß ich erst ein Paar Exempel anführen, die ich mehr als einmal angemerket habe.

Lycas lernet euch kaum kennen, so giebet er sich alle Mühe euch Gefälligkeiten zu erzeigen. Er kommt eurem Verlangen zuvor, er übertäubet euch mit gewissen Kleinigkeiten, bey welchen er eine grosse Mine annimmt, er ist überaus geschäftig euch sein gutes Herz anzurühmen, und er zwinget euch fast seine Freundschaftsbezeigungen anzunehmen. Ihr werdet euch kaum merken lassen, daß euch etwas angenehm ist, so suchet er schon mit der größten Freundlichkeit euren Wunsch zu erfüllen, und ihr werdet ihn auch wirklich bereit finden euch zu dienen. Allein Lycas hat kein gutes Herz, er ist ein Großprahler, der sich bloß deßwegen gefällig erzeiget mit seinen Wohlthaten groß zu thun. Er wird in einer jeden Gesellschaft erzehlen, wie viel Menschen er glücklich gemacht, er wird die Gefälligkeiten an den Fingern herrechnen, die er euch erwiesen, und sein Bericht wird so eingerichtet seyn, daß man es ihm leicht abmerket, wie sehr er sich dadurch bemühet sein Ansehen, sein Vermögen, seinen Verstand, seine Gewalt und seine Geschicklichkeit heraus zu streichen. Er wird über nichts lieber, als über den Undank der heutigen Welt klagen, weil ihm dieser Seufzer Gelegenheit giebet, sich selbst zu rühmen, und endlich werdet ihr es in einem Au-

genblicke gänzlich mit ihm verderben, weil er immer mehr Erkenntlichkeit von euch fordert.

Du macheſt auf einmahl den Werth aller deiner Wohlthaten geringe **Lycas**, da du gar zu aufmerkſam biſt, dieſelben unter die Leute zu bringen. Wir müſſen allerdings ſchweigen, wenn du reden willſt, und man würde uns auslachen, wenn wir alles dasjenige wiederholen wollten, was du bereits ſo oft geſaget haſt. Sey nur nicht gar zu eyfrig von dir ſelbſt zu reden, erwarte doch nur, bis wir uns erklären, denn ſo lange du uns mit deinen Erzehlungen zuvor kommſt, ſo lange kanſt du nicht ſagen, daß wir die Vortheile, welche wir durch dich erhalten, aus Undankbarkeit verſchwiegen haben. Und was ſind wir dir denn endlich ſchuldig, da du nicht ſo wohl auf uns geſehen, als deiner prahlerhaften Eitelkeit genug zu thun?

Artemon hilft euch, ohne, daß es ihm jemals einfället mit ſeiner Hülfe zu prahlen, allein er machet euch dieſelbe ſo ſchwer, daß ihr endlich mehr ſeinen Stolz und ſeine Härte als ſeinen Beyſtand empfindet. Ihr werdet euch zehnmahl zeigen, ehe es ihm einen Augenblick gelegen iſt euch zu hören, und wenn ihr endlich dieſe Gnade erlanget, ſo wird euch ſein Anblick erſt in Furcht ſetzen. Er wird in das Zimmer treten, ohne daß es ſcheinet, als wenn er wüſte, daß ihr vorhanden wäret, ihr werdet euch tief bücken, und er wird über euch weg ſehen. Doch itzt beſinnet er ſich, daß er nicht allein iſt, er wirft einen Blick auf euch, der euch weder Vertrauen zu ſeinem Beyſtande erwecket, noch euch tröſtet. Er höret euch mit der gröſten Kaltſinnigkeit an, Seine Reden und ſein Betragen ſind mehr Wahrzeichen ſeiner Verachtung, als ſeiner Menſchenliebe. Er erniedriget euch, er läſſet euch empfinden, daß ihr unglückſelig ſeyd, er machet euch eure Wiederwärtigkeiten noch ſaurer und unerträglicher, als ſie ſind, er verweiſet euch mit kaltem Blute zu der Geduld, es ſcheinet, als wenn er ein Vergnügen darinn findet die Menſchlichkeit zu kränken, und nachdem er euch euren Mangel genug fühlen laſſen, ſo hilft er euch.

Wohl dem **Artemon**, der von der unglückſeligen Nothwendigkeit befreyet iſt, Hülfe bey dir zu ſuchen und Wohlthaten von dir zu empfangen. Du verachteſt die Menſchlichkeit durch deine Härte, du zwingeſt die Betrübten trauriger von dir weg zu gehen, als ſie gekommen ſind, und was ſoll eine Hülfe für Vergnügen machen, die

ſo

so sauer erworben wird? Was würde dich ein freundlicher Anblick kosten? und was würde es deiner Hoheit schaden, sich einen Augenblick herunter zu lassen? Grausamer Beystand, der aus Härtigkeit und Stolz verzögert wird! wie viel Vergnügen, wie viel wahre Freude raubest du dir nicht, die Noth und das Unglück derjenigen zu verkürzen, welche dir für einen jeden Augenblick danken würden, den du ihrem Elende entzogen hattest.

Warlich nichts erhebet die Menschen auf eine gewisse Art mehr, als daß sie fähig gemacht worden sich unter einander zu helfen. Eine Creatur ist von der Vorsehung in solche vortheilhafte Umstände gesetzet, daß sie ihres gleichen trösten, durch Freundlichkeit aufrichten, und Menschen ruhiger und glücklicher machen kann! Es war der unendlichen Weisheit gemäß die Verfassung der Welt so einzutheilen, daß die Menschen immer Gelegenheit erhielten alle Tugenden auszuüben, und dem höchsten Wesen nachzuahmen. GOtt ist die Liebe, die Freundlichkeit, das höchste Gut, und seine unwandelbare Absicht ist alles glücklich zu machen. Er gab den Menschen den Trieb zu der Ehre, und was ist grösser für uns, als wenn wir in unsern Grenzen der Absicht GOttes beytreten?

Da ich hier von der Art rede, wie ein großmütiger Mann Wohlthaten austheilet, so muß ich meinen Lesern eine Abbildung von dem **Berindo** machen, der allen künftigen Zeiten zum Exempel dienen kann.

Berindo hat von der Natur ein zärtliches, edles und menschliches Herz empfangen, welches sich beständig bey allen seinen Unternehmungen äussert, ohne, daß er sich bemühen darf, dasselbe erst anzurühmen. Nichts ist in unsern Tagen gebräuchlicher, als sich auf sein gutes Herz zu berufen, allein die meisten sprechen so davon, wie die Pietisten von der Ichheit. **Berindo** ward durch die Vorsehung, welche den Menschen wohlthun wollte, in einen Posten gesetzet, der ihn weit über andere erhebet, und nunmehro ist sein Haus die Zuflucht aller derer geworden, welche etwas zu suchen haben. Er ist beständig zum Dienste des Staats beschäftiget, weil ihm aber sein durchdringender Verstand auch die schwersten Dinge erleichtert, so bleibet ihm allemal noch einige Zeit übrig, seiner liebsten Neigung genug zu thun, nehmlich Wohlthaten auszutheilen und zu helfen. Man wird ihm nie zur ungelegenen Zeit kommen,

men, wenn man etwas von ihm erbitten will; man saget ihm, daß ihr vorhanden seyd, und er antwortet, man muß alle Leute hören, welche sich melden. Er erscheinet, und sein erster Anblick bringet euch Hofnung und Zuversicht bey, er giebet sich die Mühe eure Vorstellung gelassen zu vernehmen, er hilft euch, ihm dieselbe bekannt zu machen, seine Unterredung ist voller Freundlichkeit, er entdecket euch selbst die Mittel euren Zweck zu erreichen, und sein Versprechen ist der Anfang der Hülfe, welche er euch wiederfahren lässet. Es ist wahr, er wird euch genau ausforschen, allein er wird diese Ausforschung niemals zu eurem Schaden anwenden, er untersuchet eure Kräfte, indem er euch allmählich zu einer gewissen Vertraulichkeit bringet, wodurch ihr euch selbst entdecket.

Unmöglich kann **Berindo** allen helfen, welche sich ihm zeigen. Das Verlangen der Menschen ist oft so thörigt und ihr Begehren gehet oft so weit, daß man die allgemeine Einrichtung gänzlich verändern müste demselben genug zu thun. Inzwischen werdet ihr doch immer beruhigter von diesem grossen Manne wieder weggehen. Die Art, mit der er euch gewiesen, daß euer Wunsch zu viel begehret, wird euch trösten, und er wird euch wenigstens einen andern Weg vorschlagen, der euch zeiget, daß er euch gerne geholfen wissen will. Je unglücklicher ihr seyd, und je mehr ihr Hülfe verdienet, je leutseliger und williger werdet ihr ihn finden euch beyzuspringen. Er hasset die grausame Art die Bedrängten zu verachten, und sie ihr Unglück noch mehr empfinden zu lassen, und Verdienste machen euch aller seiner Vorsorge würdig. Er glaubet dem Vaterlande einen neuen und nützlichen Bürger zu geben, wenn er seine Wohlthaten über einen Mann ausbreitet, der ihrer würdig ist, und er wird euch selbst weisen, wie ihr dem Staate Dienste leisten könnet. Bey seinem ganzen Betragen aber zeiget sich weder Stolz noch Prahlerey, und eben deswegen lässet er sich von dem Schmeicheln niemals hintergehen. **Berindo** hilft, und ich weiß nicht, wer hierbey mehr Vergnügen empfindet, ihr, die ihr Hülfe von ihm empfanget, oder er, der sie euch wiederfahren lässet.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Neunzehntes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 8. Junius 1741.

Die Torheit und den Wahn ſtets lächerlich zu machen.

Ich werde heute wieder einmal ein Paar von den Briefen herfür ſuchen, welche bisher bey mir eingelaufen ſind, damit ich theils meine Leſer durch beſtändige Abwechſelung bey der Aufmerkſamkeit erhalte, theils aber auch, damit ich dem Verlangen verſchiedener meiner Correſpondenten ein Genügen leiſte.

Mein Herr Weltbürger.

Ich würde eine von den nützlichſten und angenehmſten Perſonen in der Republick ſeyn, wenn ich nicht ſo im verborgenen ſteckete. Bisher habe ich mir zwar alle Mühe gegeben mich aus der Dunkelheit zu ziehen, allein meine ganze Bekanntſchaft erſtrecket ſich nur noch auf einen gewiſſen Menſchen, der gerne Geheimerath werden will, und auf eine alte Jungfer, die heftig von der Liebe geplaget wird. Da dieſe beyden Perſonen aber lange nicht zureichen, meine Wiſſenſchaft recht zu zeigen, und mich reichlich zu unterhalten; ſo nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, und erſuche Sie der Welt etwas mehr von mir zu melden, als ſie bisher gewußt hat.

Ich verſtehe die Kunſt den Menſchen mit einer ungemeinen Deutlichkeit und Gewißheit ihr künftiges Schickſal aus dem Caffee zu ſagen. So bald ich das Dicke von dieſem Getränckе mit einem Geheimnißvollen Geſichte in eine reine Taſſe geſchüttelt, und dieſelbe auf einige Augenblicke umgeſtürzet und auf die Seite geſetzet, ſobald erwacht der Geiſt der Wahrſagung in mir, und ich werde endlich mit einer Gewalt zum Sprechen gerieſſen, welche zwar nichts von der Raſerey der Bachantinnen an ſich hat, die aber ſofort aller Augen auf mich ziehet.

Nachdem ich nun ſodann die Taſſe dreymal gegen Morgen, und dreymal gegen Abend gekehret, ſo ſehe ich in der zertheilten Grundſuppe Greiffe, Adler, Habichte, Scorpionen, Tiſche, Spiegel, Wege und noch tauſend andere Sachen, welche kein

Auge, als das meinige entdecken kann, und aus diesen allen mache ich meinen Zuhörern Glück, Reichthum, gute Tage, Ehre und den Fortgang in ihrer Liebe kund.

Ich muß es Ihnen gestehen, daß ich mich nunmehro schon zwey und zwanzig Jahre bemühet habe, diese Wissenschaft auf einen gewissen Fuß zu setzen, und ich darf mir schmeicheln, daß ich es viel weiter darinn gebracht, als die meisten von meinen Mitschwestern, welche sich damit abgeben. Denn an Statt, daß diese von ihren Zuhörern fordern, bey der Zubereitung der Tasse sich etwas gewisses vorzustellen, so erlaube ich ihnen gar nichts zu denken, und finde in meinem eigenen Kopfe alles, was in dem ihrigen hätte vorgehen können.

Daß meine Kunst gewiß ist, davon könnte ich Ihnen hier tausend Beweisthümer hersetzen, wenn ich nicht lieber so lange warten wollte, bis die ganze Stadt ihr selbst dieses Zeugniß giebet. Inzwischen darf ich mich auf Leipzig berufen, woselbst meine Schwester, die eben so geschickt darinn ist, als ich, sich nun schon achtzehn Jahre mit derselben beschäftiget, und wo eine grosse Anzahl Menschen einmütig gestehet, daß ihre Prophezeyungen nur bloß bey den Ungläubigen nicht eingetroffen sind.

Doch ich habe noch eine Ursache, welche meine Gegenwart vielen Gesellschaften unentbehrlich machen wird. Man weiß es, daß nicht alle Leute geschickt sind, sich lange auf eine angenehme Art zu unterhalten, und daß man oft in den grösten Zusammenkünften über lange Zeit klaget. Niemand kann dieselbe angenehmer verkürzen als ich, und man wird wenigstens bey meiner Anwesenheit vergessen, von den Abwesenden übel zu reden, welches noch die einzige Zuflucht derjenigen ist, die sonst beständig stumm seyn würden, wenn ihnen nicht die Verläumdung die Zunge lösete.

Endlich suche ich zwar allen Menschen mit meiner Wissenschaft zu dienen, hauptsächlich aber biete ich dieselbe dem schönen Geschlechte an. Die edle Neugierde, welche ihnen von Natur eigen ist, und ihr Herz, welches von keinen philosophischen Vorurtheilen weiß, und das sich eben daher desto leichter bewegen lässet, machen, daß ich weit lieber ihnen als den Mannspersonen meine Geschicklichkeit zeigen will. Was werde ich nicht bey der artigen Fräulein von *** für Freude erwecken, wenn ich ihr sage, daß ihr künftiger Gemahl sich binnen vier Wochen zeigen wird, wenn ich ihr seine Gestalt beschreibe, wenn ich ihr auf das deutlichste weise, daß er in einem köstlichen Kleide mit vier reich verbrämten Dienern erscheinet, und was wird dieses nicht für ein Trost fur die muntere Frau von *** seyn, wenn sie von mir erfähret, daß ihr murrischer und kraftloser Mann bereits den einen Fuß im Grabe hat.

Eins muß ich noch anmerken, ehe ich mein Schreiben schliesse. Man hatte mir entdecket, daß ein gewisses artiges Frauenzimmer sich mit dem Prophezeyen aus den Kartenblättern abgiebet. Diese Nachricht setzte mich in Unruhe, ich erkundigte mich nach dieser schönen Wahrsagerin, allein ich fand, daß sie sich eher mit dem Lieben, als mit dem Wahrsagen beschäftigen sollte. Inzwischen würde Sie mich bey ihren Vorzügen in Furcht setzen ganz zurück zu bleiben, wenn ich nicht durch Eingebung mei-

meiner Caffee-Taſſen wüſte, daß Sie eheſtens ihre ganze Kunſt in den Armen eines geliebten Gemahls vergeſſen würde.

Hier haben Sie alles was ich Ihnen dieſesmal von meiner Wiſſenſchaft mitheilen können. Nehmen ſie ſich doch derſelben an, oder machen Sie nur wenigſtens meinen Brief bekannt, welcher gewiß nicht ohne Würkung bleiben wird. Für dieſelbe wird Ihnen verpflichtet ſeyn

Sybille.

Berlin den 18. May 1741.

P. S Bald hätte ich das nothwendigſte vergeſſen. Man hat mir ſeit einigen Tagen, da meine Kunſt etwas ruchtbar geworden, verſchiedene zubereitete Taſſen in mein Haus geſchicket. Da dieſes aber zu weitläuftig iſt, und da ich nothwendig die Perſon ſelbſt ſehen muß, welche meine Nachricht verlanget, ſo erſuche ich alle diejenigen zum voraus, welche mich mit ihrem Vertrauen beehren wollen, mich künftig zugleich ihrer perſönlichen Bekantſchaft zu würdigen, und ſich nicht der Vergeſſenheit oder der Ungeſchicklichkeit ihrer Bedienten anzuvertrauen. Meine Wohnung iſt leicht zu erfragen.

Mein Herr.

Ich lebe in einer Stadt, welche von der Natur ungemein viel Vortheile erhalten hat, und wo der Aufenthalt ſehr angenehm ſeyn würde, wenn nicht eine unglückliche Gewohnheit, die daſelbſt unter den meiſten Einwohnern herſchet, das Vergnügen ſtörete, welches ſich uns an dieſem ſchönen Orte anbietet. Unmöglich kann noch eine Gegend auf dem ganzen Erdboden gefunden werden, die mit Menſchen beſetzet iſt, wo man ſich eyfriger bemühet, die Verrichtungen, das Betragen, und die innern Umſtände eines Hauſes auszukundſchaften, wo man auf jeden Tritt mehr acht giebet, und wo man emſiger iſt auch die kleinſte Bewegung zu bemerken, welche auf den Gaſſen vorgehet, als bey uns.

Dieſe beſchwerliche Neugierde bringet die unglücklichſte Würkung herfür. Denn ſo bald man mit dem Auskundſchaften und der Aufmerkſamkeit fertig iſt, ſo bald nehmen die heftigſten und grauſamſten Urtheile ihren Anfang. Man giebet den wiedrigſten Vorſtellungen Gehör, man findet in allen dem was ſelbſt die reinſte Unſchuld verantworten kann, etwas ſchändliches, man leget einer jeden Handlung die fürchterlichſte Abſicht bey, man bringet die lächerlichſten Muthmaſſungen aus, welche mit dem gröſten Eifer ausgebreitet und fortgepflanzet werden, und man ſetzet ſich und andere in Unruhe und Verdruß. Denken Sie ja nicht mein Herr, daß dieſe Raſe-

rey

rey nur bloß unter dem Pöbel bey uns eingerissen ist, o nein, auch diejenigen, welche ihr Stand unterscheiden sollte, sind eben so sehr davon geplagt, als der erstere. Inzwischen leidet niemand mehr hierbey als ich und noch einige andere ehrliche Leute, die wir gerne die unschuldigen Ergetzlichkeiten genieſſen mögten, ohne dieser Wuth dabey unterworfen zu seyn. Haben sie doch Mittleiden mit unserer Marter. Wir leben in einem beständigen Gefängnisse, nur damit wir uns nicht der Verläumdung Preis geben wollen, wir rauben uns alle Ergetzungen, damit wir die Urtheile darüber verhüten, und wir müssen, weil es die Gewohnheit so haben will, uns für einigen niederträchtigen Leuten fürchten, welche nicht die geringste Aufmerksamkeit verdienen sollten.

Mein Herr, Sie würden sich alle diese Geplagten ganz besonders verpflichten, wenn sie einmahl in einem ihrer Blätter diese Grausamkeit bestrafen, und wenn Sie uns Bedrängten zeigen wollten, daß wir durchaus nicht verbunden sind, uns nach dem Eigensinn, nach der Einfalt und nach der Bosheit anderer Leute zu richten. Wir wissen wohl, daß wir bey allem Tadeln sicher seyn können, wenn wir uns selbst keinen Vorwurf zu machen haben, allein wir würden gerne sehen, wenn diese Warheit von einem Manne vertheidiget würde, von dem man überzeugt ist, daß er allen Vorfällen Recht wiederfahren lässet. Es ersuchet Sie darum

Mariane.

Die kluge **Mariane** beklaget sich über eine Grausamkeit, die an mehr als einem Orte eingerissen ist. Es giebet allenthalben neidische und boßhafte Leute. Die ersten mißgönnen uns das Vergnügen, welches Ihnen entweder versaget wird, oder zu dessen Empfindung sie nicht fähig sind, und die andern beurtheilen alle Menschen nach ihren schändlichen Absichten. Inzwischen thut ein tugendhaftes Frauenzimmer sehr wohl, wenn sie alle ihre Handlungen mit Behutsamkeit einrichter. Allein diese Behutsamkeit hat ihre Grenzen. Sollen denn die Ergetzlichkeiten bloß für die Lasterhaften seyn? und sind dann den Tugendhaften die Empfindungen der Menschlichkeit versaget? das sey ferne. Mariane zeiget in ihrem ganzen Schreiben ein edles und gesetztes Gemüth, und sie hat Recht an allen Belustigungen Theil zu nehmen, welche von der Unschuld begleitet werden. Die Tugend ist keine Tyrannin, sie will ihren Freunden nicht die Freude verbieten, sondern nur ihr Vergnügen reinigen, und sie wohnet niemals in den trüben und finstern Gemütern welche in einer übel verstandenen Verläugnung der Menschlichkeit einen Vorzug suchen.

Dieses Blatt wird alle Donnerstäge in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Zwanzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 15. Junius 1741.

Ich theile heute meinen Lesern ein Gedicht mit welches ich unlängst in einer aufgeweckten Gesellschafft empfangen, und worüber ich zu einer andern Zeit meine Gedanken eröfnen werde.

Der verschlafene Schäfer.

Der Mensch verscherzet oft sein Glück,
Durch sein unachtsames Verfahren,
Oft raubet ihm ein Augenblick
Die Frucht von vielen sauern Jahren.

Verliebte nehmt die treue Warnung an,
Die niemals schadt und immer helfen kann.
Es werden sich gewisse Zeiten finden,
Wo auch die Sprödeste den Eigensinn vergißt,
Wofern nun euer Herz hier nicht aufmerksam ist,
So wird der Augenblick verschwinden,
Und ihr seyd denn an der verscherzten Huld,
Bloß durch Unachtsamkeit, bloß durch euch selber Schuld.

Exempel wirken viel, bestätigen die Lehre,
So reitzt uns Hannibal zur Ehre,
Und Seneca zur Heucheley.
Drum will ich meinen Satz zugleich dadurch beweisen,
Ihr werdet meinen Eifer preisen.
Die alte Warheit wird in neuen Bildern neu.

Dort in Arcadien, allwo das Schäferchoor
In einem ungestörten Flor
Auch ohne Gold die Lust der güldnen Zeiten schmecket,
Wo sich die Liebe nie verstecket,
Als wenn sie nun bey stiller Nacht
Im Schatten scherzt, der sie noch schöner macht,
Dort sag ich noch einmal hat sich vor wenig Tagen,
Die Zeit ist ganz gewiß, dieß Beyspiel zugetragen.

Kein Schäfer lebet dort,
Den nicht der Trieb entzündet,
Den Erd und Meer und Luft und Wald empfindet,
Ein unbetrüglich Wort,
Der abgestorbne Ruhm der Unschulds vollen Zeiten,
Die zur Verwunderung und nie zur Folge leiten,
Natur und Lust und ungekünstelt Scherzen,
Verbinden da nur noch die Herzen.

Ein Hirte, Polidor,
So hab ich ihn oft nennen hören;
Allein ob er mit eben dem verwandt,
Der in des Pferdes Bauch durch Trojens Mauren schlich,
Das laß ich mich hier gar nicht stören,
Genug so hieß er sicherlich.

Nun dieser Polidor der auch die Gluth entflammte,
Die aus Ismenens Augen stammte,
Schlich dieser Schönen schon seit vierzehn Monden nach.
Allein umsonst, was er auch sprach,
So ließ Ismene doch ein hartes Herze sehn.

Dieß will die Erbarkeit.
Ein Mädchen muß die Gluth nach süssem Zwang gestehn.
Ein Schatz den man erhält, so bald man nach ihm trachtet.
Der wird genossen und verachtet.

Dieß wust Ismene wohl. Ein kleiner Eigensinn,
Der Weiber Eigenthum, der meisten Keuschen Zierde,
Der Vater grösserer Begierde,
Der oft zur Reitzung dienen muß,
Verhinderte zugleich den zärtlichen Entschluß.

Wer liebt muß standhaft seyn, so folgt ihm der Gewinn.
Der Schönen spröder Trotz verbessert oft die Sache,
Und würkt die allerschönste Rache.

Gut, als nun jungst bey angebrochner Nacht,
Ismene wie gewohnt ihr Vieh zu Hause führte,
Hat Polidor, den stets ein gleicher Trieb regierte,
Sich ihr ganz nah gemacht.
Man sah den tiefsten Gram aus seinen Augen brechen
Er seufzt, dann fängt er an zu sprechen.
Ach Schönste soll dein Strahl vergebens mich entzünden,
Reitzt und erschreckt denn nur dein schönes Angesicht?
Soll ich denn meinen Tod in deinen Augen finden
Und bist du weiter nichts als ein verzehrend Licht?

Doch

Doch nein so reden Schäfer nicht,
So sprechen nur die grossen Lichter,
Die schwülstigen verirrten Dichter,
Ismene, Schäferin, Geliebte! fing er an.
Ists möglich, daß dein Herz mich immer hassen kann!
Entdeckteſt du nicht längſt die Marter, die mich quälet.
Hat dirs nicht mein Geſang, nicht jeder Baum erzehlet,
In den die treue Hand Ismenens Namen schrieb.
Errieteſt du nicht da der Arbeit regen Trieb?
Kein Blühmchen zeigte ſich, das ich nicht abgeriſſen,
Und das nicht deiner Stirn zu Kränzen dienen müſſen.
Kein Morgen kam ſo früh, kein Abend fand ſich ein,
So klagte dir mein Rohr den Urſprung meiner Pein,
Und legt ich endlich mich doch nur zum Schlummer nieder,
So ſang ich noch zuvor die dir geweyhten Lieder.
Wie oft hab ich den Wolf von deiner Trift verjagt,
Wann ich der meinigen den erſten Schutz verſagt,
Wie oftmahls ſchien ich nicht mein eigen Vieh zu haſſen,
Wann ich dem deinigen die beſte Flur gelaſſen.
Ismene! Schäferin! würkt meine Treue nicht!
Geliebte! höre doch was ſelbſt dein Herze ſpricht!
Ach raube dir und mir doch nicht die ſchönſten Stunden,
Wird ohne Liebe wohl ein wahres Guth gefunden?
Der Himmel, da er dich zum Meiſterſtück gemacht,
Hat dich nicht ganz umſonſt ſo ſchön herfür gebracht.
Bedenke Schäferinn, wie Tag und Jahre fliehen,
Vergangne Stunden ſind nicht wieder herzuziehen,
In der verſtrichnen Zeit, darinn du dich bedacht,
Haſt du dich allbereits um tauſend Luſt gebracht.
Durch Lieben nur allein empfindet man das Leben,
Und was man ihr entzieht, wird ſchon der Gruft gegeben.

So kräftiger Beweis, und ſo viel Zärtlichkeit,
Erweckt in ihrer Bruſt den allererſten Streit.
Die Liebe ſchleicht ſich ein. Ein ſanftes Händedrücken
Erklärt ſich reitzender bey halb verſtohlnen Blicken,
Als was die beſte Kunſt der Redner ſagen kann.
Ismenens Herze klopft und Luſt und Zeit gewann.
Der Augenblick erſcheint, der ihre Strenge beuget.
Wie ſinnreich hat ſich nicht die Liebe ſtets bezeiget!
Oft ſcheint die Schlaue ſelbſt ein hartes Herz zu fliehn,
Bloß, um es in ihr Netz noch ſicherer zu ziehn.
Ein Mädchen, die allein aus Strengigkeit nicht liebet,
Liebt endlich heftiger, als die ſich gleich ergiebet.
Ja, ſpricht ſie, Polidor, mein Herz giebt dir Gehör,

Ich kenne dein Verdienst, beklage dich nicht mehr,
Komm wann der Mond sich zeigt zu meinen kleinen Hütten,
Da soll die Liebe selbst dich um Vergebung bitten,
Da sollst du Zeuge seyn, wie sehr ich dankbar bin.

Man treibet hurtig hin,
Ismene bringt ihr Vieh in die gewohnten Ställe
Macht ihre Lämmer satt,
Versorget sie auf alle Fälle,
Und wirft sich denn auf ihre Lagerstatt
Ihr meynt, sie schlief. O nein, ein seufzendes Verlangen
Den treuen Schäfer zu empfangen
Hielt Schlaf und Ruh zurück.
Sie denkt. Was denkt sie doch? Sie wirft die schönen Glieder,
Voll Ungeduld, voll Zittern hin und wieder,
Sie hoffet tausend Lust, wann Polidor sein Glück
Mit froher Zärtlichkeit ihr zu erkennen giebet.
Oft will sie noch ein wenig spröde seyn,
Allein ihr Herz das schon zu heftig liebet,
Verwirft dieß gleich. Izt fühlt sie seine Pein,
Ja ruft sie Polidor ich will mit tausend Küssen,
In deinem Arm für meine Strenge büssen,
Sie will noch mehr als dieß. Was dann?
Daß weiß ich nicht sie hats nicht kund gethan.

Nun zeigt der Mond die allerersten Strahlen,
Nun fängt er an die Gegend zu bemahlen,
Wo sie den Schäfer hoft. Sie reißt sich plötzlich auf,
Sie hört den Polidor bereits in vollem Lauf.
Umsonst. Des Zephirs sanfter Hauch
Schleicht durch die Fluren hin, und der betriegt sie auch.
Kaum reget sich ein Blatt, so schwert ihr schöner Mund,
Izt macht ihn schon ein nahes Rauschen kund.
Umsonst. Sie hört die Hunde bellen,
Nun spricht sie naht er sich bereits zu meinen Ställen.
Umsonst. Es schlägt die Nachtigall,
Ja denkt sie, diese will mit ihrem holden Schall
Des Schäfers stillen Gang begleiten.
Umsonst. Nun hört sie ihn zu ihrer Thüre schreiten.
Er kommt. Doch nein, sie hat umsonst gewacht,
Denn Polidor verschläft sein Glück die schönste Nacht.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Ein und zwanzigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 22. Junius 1741.

Hagedorn.

Des Glückes hämiſcher Eigenſinn
Wirft oft die Schätze dieſer Erden
Unwürdigen Beſitzern hin,
Durch Reichthum lächerlich zu werden,
Wo findet beydes ſich zugleich
Geld und Verſtand zu hohen Thaten?
Vielleicht im tauſendjährgen Reich,
In Warheit nicht in unſern Staaten.

So bald bey allen Völkern die wahren Verdienſte in Verfall geriethen, ſobald erlangte der Reichthum allein alles Anſehen, und man ſollte faſt auf die Gedanken kommen, daß auch in unſern Tagen die wahren Vorzüge nicht ſo häufig bekant ſeyn müſten, weil auch gegenwärtig der Reichthum von den meiſten geehret wird.

Dieſe Veränderung hat eine Menge von unglücklichen Vorſtellungen herfür gebracht, welche ſich durch beſondere Ausdrücke zu erkennen geben. Damon heißt es z. E. beſitzet viele Geſchicklichkeiten, er zeiget ſich bey allen Vorfällen als einen klugen und redlichen Mann, allein er iſt nicht zehn Thaler werth; Cripin hat weder Verſtand noch Verdienſte, doch was für ein Unterſchied, er iſt hundert tauſend Thaler ſchwehr.

So weit ſind die Menſchen von der geſunden Vernunft und von der wahren Ehre abgewichen, daß ſie Verſtand, Wiſſenſchaft, Großmuth und Redlichkeit gegen eine Hand voll Gold auf die Wage legen, und dem letzten den Ausſchlag geben.

Allein ſeit dem Augenblicke da dieſe Veränderungen füraegangen, ſeit dem iſt die wahre Hoheit der Sele, durch welche ſich ſo viele groſſe Männer im Alterthum weit über den Reichthum erhuben, immer unbekanter geworden, und ſeit dem hat ſich der Neid, die Habſucht, der Stolz und ſelbſt die Verrätherey ſo häufig gezeiget

Ich muß bey dieſer Gelegenheit das Betragen etwas unterſuchen, mit welchem

man den Armen begegnet, ehe ich mich weiter über die verkehrte Hochachtung erkläre welche sich der Reichthum erworben hat. Man verzeihet dem Menschen eher alle Fehler, als die Armuth. Diese machet ihn so verächtlich, daß man sich für seiner Gesellschafft wie für einer ansteckenden Krankheit fürchtet, und daß man die Thüren sorgfältig für ihm bewahret, welche der Thorheit, der Unwissenheit und allen Lastern offen stehen, wenn sie nur in prächtiger Gestalt erscheinen. Man nahet sich nicht eher zu einem Armen, als bis man ihn mit Verspottung zurück weisen kann, und wenn man ihn ja höret, so geschiehet es mit einem Stolze, der den Muth des unglücklichen noch immer mehr niederdrücket. Seine Verdienste und Geschicklichkeiten werden ihm nur bey den wenigsten Menschen eine Aufmerksamkeit zu wege bringen, bey den meisten aber wird er mit allen seinen Vorzügen den Augenblick vergessen, in welchem sich der Reichthum sehen lässet. Man machet sich das grausame Vergnügen, in seiner Gegenwart das Gold über alles zu erheben, man siehet ihn in der Gesellschaft der Reichen über die Achsel an, wenn er etwas fürbringen will, weil ein jeder fürchtet, man mögte sich einbilden, daß er mit dem Armen in einiger Vertraulichkeit stünde, und endlich saget ihm ein dummer und grausamer Reicher, daß er keinen Armen zu seinem Freunde verlanget. So hart bezeiget sich eine Creatur gegen die andere, da sie von einer falschen Hoheit träumet, und da sie auf einen Vorzug trotzet, mit dessen Verluste alle ihre Verdienste verschwinden.

Diese unglückliche Hochachtung für das Gold machet, daß die Menschen die Uneigennützigkeit, die Großmuth, ja die Menschlichkeit und die Liebe zu dem Vaterlande selbst vergessen, und alle ihre Sorgen auf die Erlangung desselben richten. Die erste Jugend wird bereits zu diesem Abwege geführet, und das Lob des Reichthums ist gemeiniglich das erste, was die meisten Kinder in den Häusern ihrer Väter erschallen hören. Sie sehen die Ungerechtigkeit, die List und die Unterdrückung in dem Betragen ihrer Eltern gerechtfertiget. Die sichtbare Lehre, daß nichts herrlicher und ruhmwürdiger ist, als der Reichthum, präget sich sehr tief in ihr Gedächtniß, und sie merken aus dem Eifer mit welchem man nach den Schätzen trachtet, daß man alles unternehmen darf sich für der Armuth, als für dem grösten Schimpf zu bewahren.

Hieraus entstehen zwo Unordnungen, welche der bürgerlichen Gesellschaft ungemein schädlich sind. Ich setze die Begierde reich zu werden voran. Sobald man einmal von dieser ausschweifenden Leidenschaft eingenommen ist, sobald hält man alle Mittel für recht und erlaubt seiner Habsucht genug zu thun. Man überlässet sich der Ungerechtigkeit, welche zum bereichern so nützlich ist, und man zerreisset die heiligsten Bande, so bald nur diese Trennung Vortheil einbringet. Hier höret endlich alle Menschlichkeit auf. Seine Freunde zu verkaufen, die Elenden zu unterdrücken, das Vaterland zu verraten, alles dieses ist demjenigen sehr leicht, welcher einmal reich werden will. Unmöglich kann dieses Betragen der menschlichen Gesellschaft vortheilhaft seyn. Alle diejenigen welche sich so sehr bezeigen alle Vortheile an sich zu ziehen, saugen die Kräfte wodurch viele erhalten werden könnten allein an sich, ohne wieder etwas mitzutheilen, und sie rauben

ben unter dem scheinbaren Vorwande einer guten Wirthschaft dem Staate einen grossen Theil seiner wirksamen Glieder. Aus diesem Grunde entstehen die niederträchtigen Begriffe, welche alle schändliche Handlungen, wenn sie nur bereichern, der ehelichen Armuth vorziehen, und eben daher ist der Reichthum einer von den obersten Abgöttern geworden, welche von den Menschen angebetet werden. Je mehr die Begierde nach dem Golde zunimmt, je mehr man den Schätzen Vorzüge zugestehet, ie mehr wird die Uneigennützigkeit, die Gerechtigkeit, die Freundschaft, die Freygebigkeit und die Menschlichkeit unterdrücket, und ie höher steigen die Unwissenheit, der dumme Stolz, und die Pracht, welche sich mit geborgten Titeln und mit leren Ehrenbezeigungen zu sättigen suchen.

Die zwote Unordnung ist der Republick nicht weniger nachtheilig. So bald sich der Reichthum in einem Staate das erste Ansehen erworben hat, so bald fallen alle Wissenschaften, welche am ersten durch die Ehre unterstützet werden. Ich kenne eine Menge von jungen Leuten, welche es sich durchaus für schimpflich halten etwas zu lernen, bloß deßwegen, weil sie wissen, daß sie reich sind. Was sagen sie, gehen uns die Künste, die Gelehrsamkeit, die gegründete Klugheit, und das Kentniß der vergangenen Zeiten an, da das Geld allein fähig ist die Menschen groß, ansehnlich und geehrt zu machen. Geld giebet den Vorzug, und überwieget alle Verdienste, welche von der Armuth erdichtet worden ihre Blösse zu bedecken. Geld eröfnet den Weg zu allen Ehrenstellen, und nicht Geschicklichkeit, Treue und ein gutes Her;, und was hat man es nöthig die schönsten Jahre seines Lebens mit einer ernsthaften Arbeit zuzubringen, da Titel und Aemter zu Kaufe stehen. Die Pracht machet mehr Eindruck als alle Beleſenheit in den griechischen und lateinischen Schriften, man weichet ihr mit Ehrerbietung aus, man überhäufet sie mit Lobsprüchen, und ein vergüldeter Thor gilt weit mehr, als ein schlecht gekleideter weiser M.

Eben durch dieses Vorurtheil leidet der Staat unendlich viel. [illegible] die Verwaltung desſelben allen denenjenigen offen stehet, welche Vermögen haben [illegible]fen, und da dieses Vermögen der einzige Weg ist zu allen Posten in demselben zu steigen; so müssen nothwendig in allen Bedienungen Leute gefunden werden, denen es an Verdiensten, an Redlichkeit, an Einsicht und an Weisheit mangelt, weil alles dieses nicht zu der Erlangung dieser Stellen nothwendig ist. Daher entstehen die übele Verwaltung der Aemter, die Unzündigkeit der Gesetze, und alle diejenigen Fehler, welche oft ein ganzes Reich in einen fast unwiederbringlichen Schaden und Verlust setzen, weil das Geld weder Verstand noch Redlichkeit giebet. Aus dieser Quelle entspringen zugleich der lächerliche Hochmuth, die Titelsucht und der schändliche Handel mit der Gerechtigkeit, und alle diese Leute gehen in die Geschäfte, nicht dieselben mit Eifer und Klugheit zu verwalten, sondern ihr Geld in Ansehen zu bringen.

Es kommt uns wo nicht lächerlich, doch fast unglaublich für, daß die Armuth in dem Alterthume in solchem Ansehen gewesen, und daß diese verachtete Mutter so viel große Kinder gezogen hat. Inzwischen sind die griechischen und römischen Geschichte voll von diesen ausserordentlichen Exempeln. Aristides war einer von den grösten Leuten, die Athen jemals herfür gebracht, und nichts desto weniger war er arm. Er stieg bis zu dem

höch-

höchsten Posten in der Republick, und seine Armuth begleitete ihn überall, ohne daß sie ihn verächtlich machte. Man würde vielleicht an einem andern Orte in so wichtigen Aemtern eine so grosse Begierde sich zu bereichern vermutet haben, allein man setzete zu Athen in die Armuth des Aristides nicht das geringste Mißtrauen. Er verwaltete die öffentlichen Einkünfte mit eben der Sorgfalt und der Treue, mit welcher ein kluger Hausvater die seinigen würde eingetheilet haben, und seine Armuth war die einzige Ehre, welche er von allen seinen glorwürdigen Verrichtungen behalten wollte. Man verklagte den Callias einen von seinen nächsten Anverwandten, und man warf ihm als ein Hauptverbrechen für, daß er bey seinem grossen Reichthum den Aristides und sein Haus in der Dürftigkeit liesse. Callias welcher merkte, daß dieser Vorwurf bey dem Gerichte nicht wenig Eindruck machte, versicherte daßelbe, daß er den Aristides mehr als einmal, aber immer vergebens genötiget hätte grosse Geldsummen von ihm anzunehmen, und er forderte den gegenwärtigen Aristides zum Zeugen seiner Versicherung auf. Du sagest die Warheit, antwortete dieser grosse Mann, allein, ich habe dir immer entgegen gesetzet, daß man Leute genug finden könnte, die sich ihres Reichthums gut oder übel bedienen, daß man aber wenige antreffen würde, welche die Armuth großmütig ertragen. Was werden meine Leser zu einem so grossen Exempel sagen?

Bey den Römern war die Armuth in nicht geringerm Ansehen. Curius, dieser grosse Feldherr, der sich mehr als einmal im Triumph gezeiget hatte, ward von den Gesandten der Samniter, die um Frieden baten auf seinem Landgute angetroffen, als er eben beschäftiget war einige Rüben zu seiner Abendmahlzeit zu braten. Die Gesandten boten ihm überaus reiche Geschenke an, und glaubten, daß man nur einem Manne in so grosser Armuth diese schimmernden Sachen zeigen dürfte, um alles von ihm zu erhalten; allein Curius schlug dieselben mit der ihm anständigen Großmuth aus, und erklärte sich, daß er lieber solchen reichen Leuten befehlen, als selbst reich seyn wolte. Was für ein Unterscheid zwischen uns und diesen grossen Männern!

Man glaube ja nicht, daß ich den Reichthum verdamme, und daß ich aus einem murischen Eigensinne alle Leute arm haben will Die gegenwärtige Einrichtung machet die Schätze nothwendig und sie gehören allerdinges mit zu der Erhaltung und zu dem Ansehen der Staaten. Alles was ich durch mein heutiges Blatt zu gewinnen suche ist dieses, daß man nicht dem Reichthume die höchste Ehre, und den Vorzug vor den Wissenschaften dem Verstande und der Großmuth zuerkennet. Ich mögte gerne, wenn ich so reden darf, die Reichen demütigen, wenn ich ihnen sage, daß ihre Schätze allein ihnen keine Hochachtung erwerben können, daß die Pracht ein leres Blendwerk ist, und daß sie ihre Ehre und ihren Vorzug auf ein Gewebe gründen, welches ein einziger Wink des Unglückes weg nimmt. Man sage mir nur einmal, was mich das angehet, daß ein anderer hundert tausend Thaler besitzet, und was mich verpflichten soll ihm deßwegen eine besondere Ehrerbietung zu bezeigen. Doch ein Reicher verdienet auch seines Reichthums wegen Hochachtung, wenn er denselben anwender Menschen rubiger, zufriedener und glücklicher zu machen.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Hasdens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Zwey und zwanzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 29. Junius 1741.

Ein wahrer Freund, der gröſte Schatz.

Lucian hat uns in ſeinen Werken unter andern ein Geſpräch von der Freundſchaft hinterlaſſen, in welchem ein Grieche und ein Scythe ſich den Vorzug in dieſer Tugend ſtreitig zu machen ſuchen, die niemals unbekannter war, als in unſern Zeiten. Beyde führen einige Exempel an, wodurch ein jeder ſein Volk über das andere in dieſem Stücke zu erheben ſuchet, und beyde hatten zuvor bey ihren Göttern geſchworen, die Warheit zu ſagen.

Ich will meinen Leſern von einem jeden ein Exempel mittheilen.

Der Grieche.

Demetrius von Sulon und Antiphiles waren in ihrer zarten Jugend mit einander erzogen worden, und hatten von eben dieſer Zeit an den Grund zu einer dauerhaften Freundſchaft unter ſich geleget. Bey reifern Jahren reiſete **Demetrius** mit ſeinem Freunde nach Egypten an eben dem Orte die Weltweisheit zu lernen, wo **Antiphiles** ſich mit der Arzeneykunſt bekanter machen wollte. **Demetrius**, welcher zugleich die Abſicht hatte, die Alterthümer des Landes zu beſehen, begab ſich auf den Nil, die merkwürdigſten Oerter zu beſuchen, und ließ inzwiſchen ſeinen Freund an dem Orte zurück, wo ſie ſich zuerſt aufgehalten hatten, weil **Antiphiles** wegen ſeiner zärtlichen Leibesbeſchaffenheit weder die Hitze der dortigen Gegend, noch die andern Beſchwerlichkeiten der Waſſerfarth ertragen konnte. Inzwiſchen begegnete dem **Antiphiles** ein Unglück, welches ihn in die gröſte Beſchimpfung und in die äuſſerſte Lebensgefahr ſtürzete. Einer von ſeinen Sclaven ſchlug ſich zu einer Räuberbande, welche den Tempel des Ortes beſtahl, wo **Antiphiles** die Zurückkunft ſeines Freundes erwartete. Man nahm nicht allein alle Koſtbarkeiten aus dieſem Götzenhauſe, ſondern auch den Abgott ſelbſt, und man verbarg alle dieſe Sachen in dem [illegible] Hauſe, in welchem **Antiphiles** wohnete. Die Laſter machen die Menſchen immer kühner und verwegener, und dieſe Rotte wagete es endlich gar verſchiedene Stücke ihrer geſtohlnen Beute an eben demjenigen Orte zu verkaufen, wo die Frevelthat geſchehen war. Man erkante dieſe Koſtbarkeiten, und das Gericht griff die Verkäuffer

käuffer an, welche nach einer genauen Untersuchung ihre Bosheit gestanden. Die grausamen Handlanger der Gerechtigkeit bemeisterten sich also des Sclaven, und bald darauf auch seines Herrn, welcher eben in der öffentlichen Schule war, nachdem man alle entwandte Sachen bey ihm gefunden hatte. Diese Missethat kam den Einwohnern dieses Ortes so abscheulich für, daß sich niemand des Antiphiles annehmen durfte, und jeder hielt diesen Tempel-Räuber der grösten Strafe werth. Doch sein hartes Schicksaal ging noch weiter. Kaum hatte man ihn gefänglich eingezogen, so griffen seine beyde andern Sclaven nach allen demjenigen, was ihm und dem Demetrius gehörete, und flohen ungehindert davon. Diese Beraubung brachte den Antiphiles vollends in das Elend. Die Richter und die Wächter seines Gefängnisses liessen ihn alle Härte seines Unglückes empfinden, weil er nichts zu geben hatte, er schlief auf der blossen Erde, ohne, daß er seine Füsse ausstrecken konnte, und dieser verlassene Mann ward aus Kummer und Mangel krank. Der fürchterliche und schreckliche Ort seines Aufenthalts, wo eine ewige Finsterniß herschte, die Grausamkeit seiner Wächter, und das Geräusch der Ketten, alles machte sein Elend immer grösser, so daß man in diesem höllenmäßigen Loche, und in einer so abscheulichen Gesellschaft von dem Antiphiles, der sehr zärtlich erzogen war, nichts, als nur noch den Schatten fand. Er erwartete bereits denjenigen Augenblick, welcher sein Elend und sein Unglück vergraben sollte, als Demetrius von seiner Reise zurück kam, die länger als sechs Monate gedauert hatte. Wie groß war nicht das Schrecken dieses Freundes, da er das Verhängniß des Antiphiles erfuhr. Er langete bey später Nacht an, allein dieses hinderte ihn nicht den Augenblick nach demjenigen Ort zu eilen, welcher der Unschuld oft so gefährlich ist, als den Lastern. Doch da die entwichenen Sclaven ihm auch alles entwendet hatten, und da er folglich mit leeren Händen erschien, so verwieß man ihn mit Ungestüm auf den folgenden Tag. Kaum war derselbe angebrochen, so fand sich auch Demetrius schon wieder ein, und nachdem er die träge Ankunft des Vorstehers dieses finstern Abgrundes abgewartet hatte, so ließ man ihn endlich nach vielem Bitten, welchen der grausame Stolz dieses kleinen Tyrannen lange mit Verachtung begegnete, in den Kerker. Antiphiles war bey einer Menge anderer Missethäter eingeschlossen, und Demetrius bemühete sich bey einer kleinen Lampe vergebens seinen Freund zu finden, der nichts ähnliches mehr an sich zeigte. Er rief also mit nassen Augen und mit zitternder Stimme zu verschiedenen malen seinen Namen aus, bis ihm endlich eine matte Antwort den Antiphiles entdeckte, den er bloß an der Rede erkante. Demetrius näherte sich ihm, er streifte die verwirrten Haare von seiner Stirne, und sank über den Anblick dieses unglücklichen zu der Erde, als er überzeugt war, daß er seinen Freund gefunden hatte. Der Aufseher des Gefängnisses überließ ihn mit einer anständigen Kaltsinnigkeit der Würkung seiner Natur, welche sich auch endlich wieder erholete. Er umarmte den Antiphiles, er benetzete seine eingefallenen und kalten Wangen mit seinen Thränen, und bedeckte seinen nackten und abgezehrten Leib mit seinen Mantel. War Antiphiles nicht in diesem Augenblicke glücklich, er fand einen Freund! Nachdem nun Demetrius denselben

ben auf das zärtlichſte getröſtet hatte, ſo verließ er dieſen unglücklichen Mann, um für ſeine Erhaltung Sorge zu tragen. Betrübter Beyſtand, Demetrius hatte weder Geld noch Glauben etwas zu leyhen. Er vermiethete ſich alſo des Vormittags die Kaufmanns-Waren zu tragen, und verfügte ſich des Nachmittags in das Gefängniß zu ſeinem Freunde, wo er einen Theil ſeines erworbenen Lohnes dem Kerkermeiſter gab, und den andern anwandte ſeinen Freund zu erquicken. Ungeachtet dieſer Freygebigkeit erlaubte ihm der barbariſche Befehlshaber dieſes Schrecken-Ortes dennoch nicht des Nachtes in dem Kerker zu bleiben, und Demetrius ſchlief vor der Thüre des Gefängniſſes auf einem Bette von Kräutern und Aeſten, welches er ſich ſelbſt bereitet hatte. Dieſes dauerte eine Zeitlang bis einer von den Gefangenen plötzlich ſtarb, von dem man ſich einbildete, daß er Gift genommen hätte. Von dieſem Augenblicke an wollte man niemanden mehr in dieſen Ort der Trübſal laſſen, ſo daß Demetrius, der nicht von ſeinem Freunde weichen wollte, ſich endlich ſelbſt bey dem Gerichte für einen Mitſchuldigen des Verbrechens angab, um weſſen willen Antiphiles in Banden lag. Er klagte ſich an, und man führte ihn in den Kerker, wo er erſt nach vielem Bitten erhielt, daß er mit dem Antiphiles an eine Kette geſchmiedet wurde. Hier tröſteten ſich dieſe beyden großmütigen Leute, und jeder von ihnen war mehr bemühet ſeinem Freunde beyzuſpringen, als auf ſein Elend zu denken. Doch mitten in dieſen betrübten Freundſchafts-bezeigungen, bey welchen ſie nichts als den Tod erwarteten, erſchien ihre Erlöſung. Einer von den Gefangenen hatte ſich durch ſeine Geſchicklichkeit ſchon längſt einer Feile bemächtiget, welche er nunmehro herfür zog, da ſie nicht mehr ſo oft durch den Beſuch der Fremden geſtöret wurden. Er ſetzte ſich durch dieſelbe in Freyheit und zerbrach zugleich durch ihren Dienſt die Ketten ſeiner Mitbrüder, welche mit ihm in der Nacht die Flucht ergriffen, nachdem ſie zuvor ihre Wächter erwürget hatten. Demetrius und Antiphiles, denen die Erlöſung durch dieſes Mittel zugleich angeboten wurde, ſchlugen dieſelbe großmüthig aus, und hielten ſelbſt ihren Sclaven von der Flucht ab, weil ſie lieber in ihrer Unſchuld ſterben, als ſich durch ihre Entweichung in den Verdacht ſetzen wollten, daß ſie an einer That Theil hätten, die viel ſchändlicher war, als der Tod. Die meiſten von den Entwichenen wurden wieder erhaſcher: als aber der Oberrichter in Egypten die Umſtände erfuhr, welche ſich bey ihrer Ausreiſſung zugetragen: ſo ſtellete er dieſe beyden edeln Freunde auf freyen Fuß, welche ihre Unſchuld ſattſam bewieſen, und die von demſelben aus Bewunderung einer ſo ſeltenen Tugend reichlich beſchenket wurden.

Der Scythe.

Als ich zu den Jahren gekommen war, in welchen der Menſch anfänget ſelbſt zu denken, begab ich mich mit dem Siſinnes nach Griechenland, daſelbſt die ſchönen Wiſſenſchaften zu lernen. Wir langten zu Amaſtris an, und nachdem wir unſere Sachen in einem Wirthshauſe wohl verwahret glaubten, verfügten wir uns in die Stadt, der Neugierde genug zu thun, mit der man ſich gemeiniglich an einem fremden Orte umſiehet. Allein nach

un-

unſerer Zurückkunft fanden wir, daß man unſer Zimmer erbrochen, und uns alles geraubet hatte, was uns zu unſerer Erhaltung und zu der Fortſetzung unſerer Reiſe ſo nothwendig war. Dieſer Verluſt machte mich ſo beſtürzt, daß ich bereits als ein junger und unbedachtſamer Menſch mein Schwerdt wieder mich kehren wollte, als mich Sifinnes zurückhielt, mit der Verſicherung, daß er Mittel zu unſerer Unterhaltung ausfinden würde. Weil wir aber kaum noch auf einen Tag zu leben hatten, ſo erwarb er ſich indeſſen durch Holztragen ſo viel Brodt, als nöthig war unſern Hunger zu ſtillen. Den folgenden Morgen vernahm er auf dem öffentlichen Platze, daß in dreyen Tagen einige junge Leute um einen Preis kämpfen würden, den die Stadt aufgeſetzet hatte. Kaum hatte er ſich dieſen Bericht einige male wiederholen laſſen, als er ſich mit groſſer Geſchwindigkeit bey mir einfand, und mich verſicherte, daß er ein Mittel angetroffen, uns in kurzem zu bereichern. Nach dreyen Tagen verfügten wir uns in den Schauplatz, wo bereits alles Volck verſammlet war, die Spiele anzuſehen. Bald nach unſerer Ankunft trat ein junger Menſch herfür, welcher von einem Herolde begleitet wurde, der demjenigen acht tauſend Thaler anboth, welcher es wagen würde, ſich mit ſeinem Helden zu ſchlagen. Sofort erſchien Sifinnes, welcher das beſtimmte Geld annahm, und daſſelbe mir zuſtellete. Werde ich ſiegen ſagte er mir zugleich, ſo haben wir nunmehro die nöthigen Mittel unſere Reiſe fortzuſetzen, ſterbe ich, ſo kanſt du allein wieder in unſer Vaterland kehren, nachdem du mich anſtändig begraben laſſen, und nach dieſer Erklärung verließ er mich ſofort wieder. Ich war von dieſem Betragen ganz übertäubet, und als ich mich wieder erholte, fand ich ihn ſchon mit ſeinem Gegner im Handgemenge. Allein auch in eben dieſem Augenblicke erhielt er von demſelben einen Hieb, auf welchen das Blut häufig aus ſeinem Leibe herfür brach. Dieſer glückliche Streich machte den Herausforderer dreiſter, er trat dem Sifinnes näher auf den Leib, der ihn aber mit groſſer Herzhaftigkeit ſelbſt angriff, und ihn durch einen fürchterlichen Schlag zu Boden legete. Er ſetzete ſich ſofort auf dem todten Körper, weil er ſich nicht länger halten konnte, und in dieſer Stellung ward er von dem Volke zum Sieger ausgerufen. Ich wandte inzwiſchen kein Auge von ihm, und da ich nunmehro zu ihm dringen konnte, ſo ließ ich ihn ſofort in die Herberge bringen, wo ich für ſeine Geneſung ſo eyfrig Sorge trug, daß er in kurzem völlig wieder hergeſtellet wurde.

Ich überlaſſe es meinen Leſern nach dieſen Exempeln die allermeiſten Freunde der heutigen Welt zu beurtheilen, deren Name gegenwärtig faſt nichts mehr bedeutet, als der Name des Phönix, und ich werde bey einer andern Gelegenheit die Urſachen zu entdecken ſuchen, warum die wahre Freundſchaft gegenwärtig ſo unbekannt geworden.

Zuletzt muß ich noch dem ſcharfſinnigen Herrn von K.. der aufgeweckten und vernünftigen Anconette und der klugen Modeſta ſagen, daß ihre Briefe richtig eingelaufen ſind, und daß ich dieſelben zu ſeiner Zeit herfürbringen werde. Inzwiſchen lade ich den Herrn von K*** hiermit ein, an meiner Arbeit künftig mehr Theil zu nehmen.

Dieſes Blatt wird alle Donnerſtage in Haudens Buchhandlung aufgegeben.

Der Weltbürger.

Drey und zwanzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 6. Julius 1741.

Der Thoren Wahnwitz zu verspotten.

Man wird mit mir einig seyn, daß eine Gesellschaft, welche aus beydem Geschlechte bestehet, weit munterer ist, und dem Witze, der Höflichkeit und der Behutsamkeit weit mehr Gelegenheit giebet sich zu zeigen, als wenn wir, oder die Mannspersonen allein versammlet sind. Da ich nicht in einer gewissen tückischen Scheinheiligkeit erzogen worden, welche sich den unschuldigen öffentlichen Ergetzungen entziehet, um sich in Geheim den niederträchtigsten Ausschweifungen zu ergeben, so muß ich gestehen, daß ich mich gerne in der Gesellschaft aufgeweckter und kluger Mannspersonen befinde. Durch diesen Umgang habe ich verschiedene Warheiten erfahren, welche man allein durch das Kentniß der Menschen lernet, und die den Geist lebhafter, die Empfindung des Herzens reiner, und die Beurtheilung sicherer machen.

Ich bin nicht so gelehrt, daß ich verlangen sollte in den Gesellschaften nichts als tiefsinnige Betrachtungen anzustellen. Die Gesellschaft soll eine Ruhe der ernsthaften Arbeit seyn, sie darf wohl belehren, aber im Ergetzen, und hier ist es dem Witze erlaubt auch gewisse Kleinigkeiten angenehm zu machen. Die Höflichkeit, die Gefälligkeit, ein sinnreicher Scherz, und eine kluge Freyheit sind hier weit angenehmer, als der wichtigste aristotelische Schlußsatz, und man braucht nicht eben immer sauer auszusehen, wenn man eine Warheit sagen will.

Allein, ob ich gleich nicht läugnen kann, daß ich verschiedene Mannspersonen kenne, welche die Kunst sehr wohl verstehen, eine Gesellschaft von meinem Geschlecht angenehm zu unterhalten, ohne die Behutsamkeit zu beleidigen, welche man demselben schuldig ist, so muß ich doch auch versichern, daß ich noch weit mehrere angemerket, welche derselben überaus beschwerlich geworden. Ich kann mich nicht entbrechen hier einige von diesen Originalen abzuschildern,

Pompon ist niemals unbescheidener und unerträglicher als in der Gesellschaft des Frauenzimmers. Er hat sich beflissen ein Meister in der Zweydeutigkeit und in den pöbelhaften Ausdrückungen zu werden, und diese verächtliche Wissenschaft ist alles was er weiß. Da er weder von der Tugend noch von der Unschuld gerühret wird, so hält er die-

ſelben für erdichtete Nämen, und ſpricht ſie ſonderlich unſerm Geſchlechte ab. Er hält es nicht der Mühe werth vernünftig mit uns zu reden. Eben daher machet ihm nichts mehr Freude, als wenn er uns mit ſeiner niederträchtigen Klugheit in Verwirrung ſetzet, und er iſt ſodann auf ſeinen Sieg überaus ſtolz, wenn wir ihm mit Stillſchweigen zu entgehen ſuchen.

Ich weiß daß **Pompon** noch viele Brüder hat, und ich erſuche alle meine tugendhafte Mitſchweſtern bey der Beleidigung, welche wir von ihnen empfangen, nicht gleichgültig zu bleiben. Eine Mannsperſon, welche die Hochachtung aus den Augen ſetzet, die man uns ſchuldig iſt, die ſaget uns zugleich, daß ſie uns für niederträchtig und laſterhaft hält; und können wir wohl mehr beleidiget werden? Nichts iſt billiger, als daß wir uns an dieſen Feinden rächen, welche uns mit ſo vielem Stolze begegnen. Sie ſollen, ſo oft ſie ſich zeigen, die Verachtung, welche wir vor ſie hegen in unſern Augen leſen, und da wir ihre ſchmutzige Weisheit nicht beantworten können, ſo wollen wir durch tauſend Freundſchaftsbezeigungen, welche wir denenjenigen in ihrer Gegenwart erweiſen, die klüger und beſcheidener ſind, ihre Torheit zu ſtrafen ſuchen. Man muß die Mannsperſonen nicht kennen, wenn man glaubet, daß ihnen eine ſolche Verachtung nicht empfindlich iſt

Critias hat eine ganz andere Art uns in Geſellſchaften beſchwerlich zu fallen. Er erzehlet uns die Vertraulichkeit, worinn er mit verſchiedenen Damen ſtehet, ohne, daß man ihn darum befraget. Er ſiehet alle Augenblicke nach ſeiner Uhr die beſtimmte Zeit nicht zu vergeſſen, welche ihm zu einer geheimen Zuſammenkunft angeſetzet worden; er verſäumet dieſelbe und er verſichert uns endlich, da wir ſeinen Aufbruch hoffen daß es ihm unmöglich fället uns zu verlaſſen, ob er ſich gleich dadurch den Zorn ſeiner Schönen zuziehet. Dieſe vorgegebene Aufopferung rechnet er uns hoch an, und er giebet uns zu verſtehen, daß wir ihm nicht wenig dafür verpflichtet ſind. Wir belachen ſeine Einbildung, und er glaubet, daß er ſchon mehr, als halb gewonnen hat. Um nun ſeinen Sieg vollkommen zu machen, ſo ziehet er ein Gemählde herfür, welches ihm eine gewiſſe Barenesſe geſchenket haben ſoll, er lieſet uns verſchiedene Briefe vor, von welchen die beſten aus dem Menantes genommen ſind, und die er bald von einem Fräulein bald von einem Kammermädchen empfangen hat, weil er ſeiner Meinung nach alles überwindet. Sodann kommt ſeine Liebesgeſchichte, die ſo ordentlich nach einander weg gehet, als wenn er ſie auswendig gelernet hätte. In Paris hat ihn eine Prinzeſſin von Geblüte für ihren Sieger erkläret und es iſt daſelbſt kein Morgen vorbey gegangen, an welchem er nicht von ſechs Gräfinnen und ſieben Baronneſſen die ſchriftliche Verſicherung ihrer Zärtlichkeit erhalten. Noch gegenwärtig plaget ihn ſein gutes Glück mit ſeinen überhäuften Siegen, und er ſtehet in der gröſten Verwirrung, wo er ſeine Wahl bey ſo vielen angebotenen Vortheilen hinwenden ſoll.

Criſias iſt ein elender und einfältiger Thor. Er bildet ſich ein, durch dieſe Prahlerey ein ſicheres Mittel gefunden zu haben, alle Schönen zu reitzen. Warlich ein Menſch

um

um den sich so viele Gräfinnen und Baronessen zanken, verdienet doch wohl, daß man ihn für andern einen Vorzug giebet, und daß man die Eroberung seines Herzens für eine annehmende Ehre hält! Doch nein, du irrest Critias, die Menge deiner angegebenen Siege machet dich unserer Aufmerksamkeit unwürdig, du marterst uns nur mit der Erzehlung deiner Triumphe, und du verräthest deine Einfalt, da du das sicherste Mittel erwehlest, dich bey allen vernünftigen Schönen verächtlich zu machen.

Alcibiades tritt kaum in eine Gesellschaft, wo sich mein Geschlecht befindet, so ist er auch schon verliebt. Er begrüsset uns mit den Ausdrücken eines wahren Romanen-Ritters, welche allemal von verschiedenen zärtlichen Seufzern begleitet werden. Nichts ist merklicher als die Sorgfalt, womit er sich ausgeputzet hat. Man würde vergebens auf seinem Kopfe ein Härchen suchen, welches nicht in seine gehörige Fuge geleget worden, und der Puder ist mit einer solchen Beurtheilung ausgestreuet, daß keine Stelle weniger, als die andere davon besitzet. Seine Hände sehen aus einer dicken Wolke, welche von dem Ermel seines Hemdes verursachet wird nur zuweilen herfür, und man sollte glauben, daß er daselbst den Schweitzer-Kragen nachahmen wollen. Kurz man bemerket einen Menschen, der seine Ankleidung für die wichtigste Verrichtung seines Lebens hält. Kaum hat er sich nach vielen lächerlichen Eingängen, bey welchen wir alle leiden müssen, endlich zu einer von uns niedergelassen, so gehet der Roman an. Er findet sofort eine Göttin, die er anbetet, sein Herz lieget in ihrer Sclaverey, er siehet den Himmel auf ihrer Stirne, und er verwirret das ganze Firmament seine Nachbarin zu loben. Die Sonne ist wenigstens um den tausendsten Theil dunkler, als ihre Augen, und die Sterne sind gegen dieselben, was ein Nachtlicht gegen eine Fackel ist. Den Augenblick fällt er von der Höhe in die Tiefe, ihre Wangen sind nunmehro von Alabaster, ihre Hände von Schnee, und auf dem Alabaster wachsen Rosen und Lilien. Wir armen Leute erschrecken darüber, daß wir solche Mißgeburten vorstellen, wenn wir uns aber besinnen, so können wir uns unmöglich des Lachens enthalten. Noch nicht genug, um diesen Rasereyen den rechten Nachdruck zu geben, so stimmt er endlich mit einem erbärmlichen Thone an: Da te lungi mio caro bene &c. und sodann glaubet er, daß er uns alle gefesselt hat. Verliebter Alcibiades, nimm doch Helm, Schwerdt und Speer und mache einmal die Geschichte des Don Quischott wahr.

Ich würde Unrecht thun, wenn ich nicht noch den Triphonius mit in dieses Capitel ziehen wollte. Dieser Feind alles Schmuckes erscheinet in unserer Gesellschaft mit einem Paar Stiefeln, welche ihn eher in den Stall, als in das Zimmer zu den Schönen führen sollten. Seine Haare machen bloß durch ihre Verwirrung aufmerksam, und seine Hände und seine Wäsche haben einerley unangenehme Farbe. Wenn er sich zu einer Versammlung, wo er zuvor weiß, daß sich mein Geschlecht befinden, recht weisen will, so hänget er seinen Stiefeln noch ein Paar grosse Sporen an, und sodann glaubet er, ein recht martialisches Ansehen zu haben. Er tritt mit einem Gepräsche in das Zimmer, als wenn ein halb Dutzend Husaren erschienen, und seine erste Begrüssung ist ein wildes Geschrey, welches uns die Ohren beräubet. Hierauf wandert er mit recht nachdrücklichen

Schritten

Schritten in dem Zimmer herum, und giebet uns seine wiederliche Kunst im Pfeiffen zu erkennen. Lässet er sich aber auf einen Stuhl nieder, so ist nichts für seinen Füssen sicher. Bald wirft er den Caffeetisch über einen Haufen, bald verwickelt er sich mit seinen Sporen in dem Rocke seiner Nachbarinn, und bald lieget er mit seinem eigenen Sitze zu Boden. Alle diese Unordnungen verwirren ihn nicht, er suchet in denselben eine Galanterie, und er glaubet, daß niemand ungezwungener ist, als er. So oft er endlich den Mund aufthut, so oft saget er eine Torheit, worüber er für Freuden in ein solches Gelächter ausbricht, daß die meisten von uns ihn endlich mit einem heftigen Kopfschmerzen scheiden sehen. Warlich **Triphonius** du solltest billig die Gesellschaft der Pferde niemals verlassen!

Was für ein Unterschied zwischen diesen lächerlichen Originalen und dem **Criton.** Dieser Verehrungswürdige Mann ist bereits zu einem Alter gekommen, welches dem Haare eine Silberfarbe ertheilet, ohne daß er dadurch etwas von der Lebhaftigkeit seines Geistes verlohren hat. Er thut einigen Freundinnen und mir zuweilen die Ehre, daß er sich bey unsern Zusammenkünften einfindet, und wir verlassen seine Gesellschaft niemals, daß wir nicht wünschen sollten, ihn bald wieder bey uns zu sehen. Sein Alter hat ihm nichts von einer gewissen reitzenden Gefälligkeit geraubet, welche sich mit Klugheit herunter lassen kann, und die alle Vorfälle zum Vortheile der Gesellschaft anwendet. Da er überaus viel gelernet und erfahren hat, so fehlet es ihm niemals an Stoff die Munterkeit in den Gesellschaften zu unterhalten, und alles was er saget, ist ihm eigen. Weder ein murrischer Eigensinn noch eine stolze Verachtung unserer Unwissenheit machen seine Gegenwart verdrießlich. Er höret uns mit grosser Gelassenheit an, und wenn er etwas aussetzet, so geschiehet es mit einer so sanften Art, daß wir ihm alle noch mehr verpflichtet werden. Seine ganze Unterhaltung entdecket ein standhaftes, großmütiges und menschliches Herz; er verfolget nicht die Schwachheiten mit rauhem Ungestüm, er bessert sie, und es scheinet oft, als wenn die Weisheit und die männliche Majestät der Seele sich wollten sichtbar in ihm sehen lassen. Er scherzet auch, aber er beleidiget niemals die Unschuld, und nichts ist angenehmer, als wenn er mit einer klugen Behutsamkeit sein Ansehen an die Seite setzet. Nichts machet seine Einsicht wiederlich; er weiß die Gesellschaft so zu leiten, daß es scheinet, als wenn wir alle so viel Verstand hätten, als er. Er führet uns mit einer wundersamen Freundlichkeit auf gewisse Warheiten, und er weiß sich so zurück zu ziehen, daß er uns zuletzt die Ehre der Erkenntniß derselben allein überlässet. Er lobet, allein sein Lob ist ein Stachel zu der Tugend, und sein Beyfall merket mehr, als alle Strenge. Er kennet die Zärtlichkeit unsers Geschlechts, und er suchet dieselbe nur für der Verirrung zu bewahren, an Statt sie zu unterdrücken; er erlaubet uns das Vergnügen, und wir lernen den Gebrauch desselben von ihm. Verehrungswürdiger **Criton**, sey noch lange eine Zierde der Menschen, und die Wollust deiner Freunde.

Phillis.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Vier und zwanzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 13. Julius 1741.

Pope in seinem Essay on Man:

Then say not Man's imperfect, heav'n in fault;
Say rather, man's as perfect as he ought
His being measur'd to his state and place.

Brockes in seiner Uebersetzung dieses Werks.

So sprecht denn ferner nicht: es sey der Mensch ein unvollkomnes Wesen
Und daß der Himmel Unrecht habe; Nein sondern sprecht vielmehr, er sey
So vollkommen als er seyn soll. Zum Stande wozu er erlesen,
Und zu dem Ort, der ihn umschränkt, ist er recht füglich zubereit't.

Mein Herr.

Ich bin ein Mann, der sich in der Einsamkeit mit nichts, als mit Betrachtungen über die Welt und über die Menschen beschäftiget, nachdem ich mich lange genug von dem Strome der allgemeinen Vorurtheile fortreissen lassen. So lange ich mich nach den Meinungen richten wollte, worinn bey den Menschen Tugend, Gerechtigkeit, Wissenschaft und Ehre bestehen, so lange war ich unruhig, bekümmert und unzufrieden, und ich kann auch noch nicht sagen, daß ich eine wahre Ruhe gefunden, nachdem ich mich der Welt entzogen habe.

Erlauben Sie mir, daß ich meine Gedanken gegen Sie ausschütte, und daß ich mich Ihnen so zeige, wie ich bin. Sie werden einen besondern Character antreffen und ich weiß selbst noch nicht unter welchen Titel ich denselben bringen soll.

Kaum war ich zu den Jahren gekommen, in welchen der Mensch anfänget sich zu empfinden, so merkte ich, daß ich eine gewisse Eigenschaft besaß, welche man Vernunft nannte, von der man mir sagte, daß sie das gröste Vorrecht der Menschen wäre, und daß man sich durch ihren Gebrauch glücklich machen könne. Ich hörete zugleich, mit wie vielen Lobsprüchen man dieselbe belegte, und ich wurde gewahr, daß man denenjenigen einen besondern Vorzug zuerkannte, welche sich dadurch von andern unterschieden. Glückselig und geehrt zu seyn, erweckte allerdings meine Aufmerksamkeit, und ich fing recht eyfrig an diese Vernunft nicht allein kennen zu lernen, sondern auch den Endzweck zu suchen, welchen ich nothwendig mit ihr verknüpft glaubete. Mich dauchte auch wirklich, daß ich sie und ihre Folgen besaß, und meine Eigenliebe erhielt mich eine Zeitlang in einem süssen Traume, ohne daß ich mich um die Ursachen bekümmerte, welche ihn zuweilen störten.

Doch endlich ward ich auf diese Zerrüttung aufmerksamer gemacht, weil sie immer stärker wurde, je mehr ich glaubete, daß ich mit der Vernunft bekant wäre. Meine Unruhe nahm täglich zu, ich entdeckte bey verschiedenen Dingen einen Wiederspruch, welche ich vorher für die Gewißheit selbst angesetzen hatte, und dieser Wiederspruch raubete mir alle Zufriedenheit. Ich sahe das Gewühl der Menschen, die sich alle für vernünftige Creaturen ausgaben, die aber mit Uebereilung von einer Torheit zu der andern übergingen, die alle Augenblicke wieder die Vernunft handelten, auf welche sie sich beriefen, und die mich wenigstens in geheim auslacheten, wenn ich dabey stutzete. Noch mehr ich beunruhigte mich bey gewissen Handlungen, welche die bürgerliche Gesellschaft, den Gottesdienst, die Ehre und den Gewinn angehen, und bey welchen ich tausend andere ganz gleichgültig und ruhig fand. Zuletzt konnte ich mich gar nicht mehr in meine und anderer Menschen Vernunft finden als ich sahe, daß man den Reichthum, die Pracht und den leren Schall eines Titels mit so grosser Gefahr und mit solchem Eifer suchete, daß man die Ehre nach der Meinung schätzete, welche andere Menschen von uns hegen, und daß man die Schmeicheley, die Niederträchtigkeit und alle Laster belohnete.

Diese Erfahrung bewog mich den Menschen etwas genauer zu untersuchen, welcher Weisheit und Verstand besitzen soll, und den man einen König der Creaturen nennet. Allein was für ein zweydeutiges Geschöpf fand ich nicht in demselben! Es ist wahr, daß ihm Vernunft und Ueberlegung ertheilet worden, was hilft ihm aber beydes, da er sich selbst die Hinderniß wird, diese Vorzüge zu seinem Vortheile anzuwenden. Er unterscheidet und wehlet das schlechteste, er suchet die Warheit, welche ihm alle Augenblicke entwischt, und er unterhält sich an deren Stelle mit Irrthum und Einbildung. Heute erhebet er eine Sache bis an den Himmel die er Morgen wieder nicht tief genug erniedrigen kann. Eine einzige Stunde siehet ihn mehr, als einmahl trotzig und verzagt, und er eilet mit gleichem Ungestüm von der Neugierde zu der Trägheit und zu der Nachläßigkeit. Die Leidenschaften sind seine Tyrannen. Diese werfen ihn aus einer Sclaverey in die andere, und wenn er glaubet, daß er den einen überwunden hat, so wacht an dessen Stelle ein anderer wieder auf, der noch grausamer mit ihm umgehet, als der erste. Seine Tugenden und Laster entspringen aus seiner Gemütsa[illegible] sie sind mehrentheils nichts als Abgötter, die er sich selber machet, und von welchen er immer einen dem andern aufopfert. Die ersten Jahre seines Lebens gleichen einem Traume, man beschäftiget sich mit seiner Erziehung, das heisset, man sucht ihm die Vorurtheile beyzubringen, von welchen man selbst eingenommen ist, die folgende Zeit verschwindet mit Ungewißheit und Ausschweifungen, und wenn er diesen noch entwischet, so wird er gleichwohl im Alter nicht klüger. Er saget, daß er einen GOtt glaubet, und er handelt beständig, als wenn keiner da wäre. Unersättlich in seinem Verlangen, verlieret er allemal das gute, welches er besitzet, und beklaget sich über den Mangel einer Sache, bey der er doch sofort wieder gleichgültig wird, wenn er sie erhält. Er redet viel von Dingen, von welchen er nichts verstehet, er tröstet sich mit einer zukünftigen Ruhe, um die er sich wenig bekümmert, und er hasset und verfolget alle diejenigen, welche nicht so denken, als er. Seine Eigenliebe kennet keine Grenzen, alles ist für ihn gemacht, er begehret alles, und er mögte gerne alle andere von seinem Geschlechte da-

von

von ausschliessen. Man hat niemals gehört, daß ein Bär den andern zu unterdrücken suchet, daß Tyger mit Tygern kämpfen, und daß der Geyer einen andern Geyer frisset, allein, daß Menschen sich unter einander hassen und verfolgen, das siehet man täglich. Die Verwegenheit in ihrer Einbildung, der Trotz bey gutem Glücke, die Niederträchtigkeit bey dem Verdrusse, die Blindheit in ihrer Einsicht, und die Grausamkeit in ihrer Rache zeigen am meisten, daß sie Menschen sind. Dort folget ein grosser Haufen mit niederträchtigem Stolze dem Hochmute nach, hier schläfet ein anderer bey der grösten Gefahr in dem Schooße der Wollust, und dort verschliesset sich der Geitz mit Furcht und Schrecken bey seinen Schätzen, kurz;

De tous les animaux qui s'elevent dans l'air,
Qui marchent sur la terre, ou nagent dans la mer,
De Paris à Perou, du Japon jusqu'a Rome,
Le plus sot animal, à mon avis, c'est l'homme. Boileau.

Doch gesetzt auch, daß die Vernunft durchdringet, daß sie alle Hindernisse aus dem Wege räumet, wird sie deßwegen den Menschen gesetzter und glücklicher machen? So lange er noch ein Mensch ist, so lange wird er sich beständig widersprechen, und so lange wird er bey aller Vernunft unzufrieden seyn. Je reiner seine Einsicht wird, je weniger schicket er sich für die menschliche Gesellschaft, und je mehr findet er Ursache zu der Unruhe. Mit wie vielen Feinden hat er nicht zu kämpfen, denen sich andere ohne Widerstand ergeben, wie emsig sind nicht die Leidenschaften ihn zu überfallen, wenn er sich noch so gut verwahrt glaubet, und wie überlästig muß ihm nicht der übrige Haufen fallen, welcher mitten in der Raserey von nichts als von Vernunft redet. Er wird sich von den allgemeinen Vorurtheilen losmachen, und man wird ihn verspotten, er wird kein Sclave des Wahnes seyn, er wird weder die Vorzüge anderer blindlings anbeten, noch ihren Ausspruch verehren, ohne denselben zu untersuchen und man wird ihn hassen, er wird die Redlichkeit, die Wahrheit und die Verdienste im Staube sehen, und er wird darüber seufzen, und endlich wird ihm seine Vernunft zur Last fallen. Ich weiß es wohl, daß man einen weisen Mann über alles dieses wegsetzet, daß man in ihm eine ganz andere Freude finden will, als das Vergnügen, welches gemeiniglich die Menschen rühret, daß man ihn groß, unbeweglich, und mit sich selbst zufrieden abmahlet, und daß man ihm eine Ruhe beylegt, zu deren Beschreibung man überaus prächtige Ausdrücke brauchet; allein ich weiß auch, daß diese Gemählde bloß in der Einbildungskraft der Scribenten entstehen, und daß man die Exempel dazu aus den ältesten Zeiten nimmt, weil die Erdichtung gar zu kenntlich seyn würde, wenn man bey den gegenwärtigen bleiben wollte. Warlich ein Thor ist unglücklich und ein vernünftiger noch mehr.

Weiter. Man fordert von einem vernünftigen Manne, daß er sein Leben dem Dienste des Vaterlandes widmen soll, und die Beförderung der Gerechtigkeit würde eine von den anständigsten Verrichtungen seyn, zu der er sich entschliessen könnte Allein mein GOtt, in was für einen unglücklichen Zustand wird er nicht gesetzet, wenn er sich damit abgiebet. Die Gerechtigkeit ist ihrer Natur nach eine Mutter der Ruhe und des Friedens und sie ziehet die Menschen von der Habsucht, von dem Eigennutze und von der Unterdrückung ab.

Allein

Allein in den gegenwärtigen Zeiten iſt ſie eine Freundin des Geitzes, der Liebloſigkeit und der Unwiſſenheit geworden, und ein Mann, der ſich für einen Vertheidiger derſelben angiebet, der ſetzet ſich zugleich in die Gefahr ein Beſchützer des Zankes, der Verdrehung und der liſtigen Bosheit zu werden. Seit dem man die Vertheidigung der unterdrückten Unſchuld zu einer Kunſt gemacht, ſeit dem hat die Zungendreſcherey und die verſchmitzte Geſchicklichkeit der Menſchen Mittel gefunden das gröſte Recht in Unrecht zu verwandeln.

C'etoit peu que ſa main, conduite par l'enfer
Eût paîtri le Salpetre, eut aiguiſé le fer,
Il falloit que ſa rage à l'univers funeſte,
Allât encor de lois embrouiller un Digeſte,
Cherchât pour l'obſcurir des gloſes des Docteurs,
Accablât l'equité ſous des monceaux d'auteurs. Boileau.

Kaum iſt eine Klage erhoben, ſo miſchet ſich die Partheylichkeit und das Anſehen der Perſon ſehr oft mit in die Sache. Die Zungendreſcherey, dieſe gewaltige Beſitzerinn aller Verdrehungen kommt dazu, und die Unſchuld des Leidenden erhält eine ganz andere Geſtalt. Endlich ſchläget ſich die Zweydeutigkeit der Geſetze zu beyden Partheyen, und ſo wird vor den Augen der Gerechtigkeit eine Verwirrung eingefädelt, von der man in vielen Jahren nicht das Ende finden kann. Umſonſt ſuchet der Vernünftige, welcher durch dieſen Nebel dringen ſoll die Warheit, man führet ihn auf ſo viele Abwege, daß er ſich oft nothwendig wieder ſeinen Willen verirren muß. Es iſt gewiß, er merket die Liſt der Bosheit, und das wahre blicket ihm auch aus dem Nebel in die Augen, doch es kommt ſelten auf ſeinen Ausſpruch allein an, man höret ihn nicht, er iſt überſtimmet, und er wird ohne ſeine Abſicht ein Unterdrücker, da er zu ohnmächtig iſt allein der Gewalt zu wiederſtehen.

Was würde mir nicht der geiſtliche Stand für Gelegenheit geben, die elenden Vorzüge der Vernunft und das Unglück eines Weiſen zu zeigen, wenn ich mich damit einlaſſen wollte. Genug, daß ich ihnen die unglückliche Verfaſſung überhaupt gewieſen, in welcher ſich die Menſchen und hauptſachlich die Vernünftigen befinden. Es iſt wahr, ich habe mich zwar von allen den äuſſerlichen Anfällen loß gemacht, da ich mich der Einſamkeit überlaſſen, aber ich bleibe allemal ein Menſch, das iſt eine ungereimte, ſich ſelbſt beſchwehrliche und unglückliche Creatur. Bey einer andern Gelegenheit wird ihnen noch mehr hievon ſagen

Dero fleißiger Leſer

Siegfried.

Ich muß dem Herrn Siegfried ſofort etwas antworten. Wir irren, wenn wir glauben, daß wir nicht eher ruhig werden können, als bis alles um uns zur Ruhe gebracht worden. Überhaupt ſind die Menſchen nicht ſo böſe, noch ſo unglücklich, als Herr Siegfried ſich dieſelben vorſtellet, wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß die Vernunft unſere Ruhe befördern kann, wenn wir mit derſelben nicht über die Einrichtung der gegenwärtigen Welt weggehen. Doch dieſe Erinnerung iſt zu allgemein, ich werde ein eigen Blatt beſtimmen, welches zu der völligen Beantwortung dieſes Schreibens ausgeſetzet ſeyn ſoll.

Dieſes Blatt wird alle Donnerſtage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Fünf und zwanzigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 20. Julius 1741.

La Fontaine.

Plus d'une fois je me ſuis etonné,
Que ce qui fait la paix du mariage
En eſt le point le moins conſideré,
Lorsque l'on met une fille en menage.
Les pere & mere ont pour objet le bien.
Tous le ſurplus, ils le comptent pour rien.

Heyraten iſt eine von den wichtigſten und ernſthafteſten Verrichtungen in dem menſchlichen Leben, und gleichwohl iſt es eben dieſe Handlung, bey der die meiſten Menſchen am wenigſten Vorſicht gebrauchen. Zwang, Eigennutz, Stolz, Geitz, und alle Torheiten ſind die Kuppler der mehreſten Ehen, was Wunder, daß die Reue, der Haß, die Feindſchaft, der Gram und alle Ausſchweifungen ſich mit in einen Bund miſchen, der von den gröſten Feinden unſerer Ruhe und unſerer Glückſeligkeit geſtiftet worden. Warlich man muß in Schrecken geſetzet werden, wenn man die meiſten Ehen anſiehet, welche nichts anders als ein Joch zeigen, worinn ein Paar wiedrige Menſchen geſpannet worden, die ſich ſelbſt plagen und martern, und welche durch die Ueberzeugung, daß ihre Sclaverey ewig iſt, einander immer unerträglicher werden.

Nichts iſt grauſamer, als wenn Eltern ihre Kinder zu einem Bündniſſe zwingen, welches ſich auf die Liebe gründen ſoll. Inzwiſchen giebet es verſchiedene Väter, die mit der Verheyratung ihrer Kinder einen ordentlichen Handel treiben, und die bloß diejenige Parthey erwehlen, welche ihrem Eigennutze oder ihrem Stolze am meiſten genug thut, ohne, daß ſie ſich groß um die Folgen ihrer Wahl bekümmern. Alle dieſe Tyrannen halten es für etwas überflüßiges die Neigung ihrer Kinder zu unterſuchen; ſie bey einem Entſchluſſe anzuhören, welcher die Einrichtung ihres ganzen Lebens betrift, und den Empfindungen des Herzens und der Zärtlichkeit nachzugeben.

Da das ſchöne Geſchlecht die Härte dieſes Zwanges weit mehr empfindet, als die Mannsperſonen, ſo muß ich mich auch deſſelben hier beſonders annehmen. Es iſt wahr, die Gewalt der Eltern über ihre Kinder iſt ſo heilig und ſo gegründet, daß man derſelben nicht wiederſprechen kann, ohne die Geſetze der Natur zu beleidigen, und die Kinder haben

bey ihrer wenigen Einsicht allerdings eine Leitung nöthig, die man wohl bey niemanden aufrichtiger vermuten darf, als bey den Eltern. Die jungen Töchter lassen sich leicht von einem Scheine hintergehen, sie rechnen oft nur auf ein eingebildetes Vergnügen und auf die äusserliche Pracht, und sie sehen die meiste Zeit mehr auf das gegenwärtige als auf das künftige. Nichts ist also nöthiger und vortheilhafter für sie, als daß sie in einer so wichtigen Sache keinen zweifelhaften Schritt wagen, und daß sie sonderlich bey diesem Bündnisse dem Rathe ihrer Eltern Platz geben, dessen Verachtung allemal überaus gefährlich und nachtheilig für sie ist. Allein eben die Gesetze der Natur, welche die Macht der Eltern unterstützen, setzen derselben zugleich gewisse Schranken, welche die Klugheit, die väterliche Liebe, und die Sorgfalt für das wahre Beste der Kinder leicht findet. Ein Vater beschimpfet seinen ehrwürdigen und heiligen Namen, wenn er sich zu einem Tyrannen aufwirft, der mit einem blinden Trotze das Herz und die Neigung seiner Kinder zwingen will; er reitzet sie zum Wiederspruche, und er bringet sie oft zu Entschliessungen, zu welchen sie ohne diese Grausamkeit wohl nicht geschritten wären. Diese Tyranney entdecket sich bey unzehligen Eltern am meisten bey der Verheyratung ihrer Töchter. Sobald sich ein Freyer anmeldet, so ist ihre erste Bemühung wohl zu untersuchen, ob er auch reich ist. Hat dieses seine Richtigkeit, so bekümmert man sich weiter nicht um seine Person noch um seine Fehler, er wird mit grossen Freuden der Tochter zugeführet. Hier verstecket er zwar in den ersten Tagen seinen Geitz, seine Bosheit und seine Einfalt so gut, als möglich ist, allein die Schöne, welche noch nicht so geitzig geworden, als ihre Eltern, und die ihn folglich mit ganz andern Augen betrachtet, entdecket die Mißgeburth, welche unter dieser Larve stecket. Sie empfindet eine Abneigung für diesen Menschen, aus der bald ein Haß entstehet, sie siehet das Bündniß, welches sie mit ihm eingehen soll, und das ihre Eltern für ihr gröstes Glück halten, als ihr gröstes Unglück an. Sie entdecket endlich ihren Wiederwillen, allein man drohet und pochet, man wiederhohlet ihr alle Augenblicke den Fluch, welchen das vierte Geboth den Ungehorsamen ankündiget, und endlich überliefert man dieses Schaaf in die Klauen eines Wolfes, der bald die angenommene Freundlichkeit und Ehrerbietung ableget. Die ersten Wochen verfliessen in einer versteckten Unruhe, die endlich ausbricht, und die das Haus mit Klagen, Vorwürfen und Widerspenstigkeit anfüllet. Die Schöne findet einen hochmütigen und trotzigen Befehlshaber, dessen Zwang noch weit unerträglicher ist, als der Zwang der Eltern, sie entdecket einen einfältigen und tückischen Mann, der seine Herrschaft immer weiter treibet und der sich einbildet, daß er seinem beschwerlichen Ansehen zu nahe treten würde, wenn er dasselbe durch eine gewisse freundliche Nachsicht mäßigte. Nunmehro ist das Unglück allgemein geworden, der Haß und der Wiederwille nimmt von beyden Seiten zu, und bricht zuletzt in Ausschweifungen aus, die niemals entstanden wären, wenn die Eltern nicht allzuviel Gehorsam von ihrer Tochter gefordert hätten.

Doch der Zwang ist es nicht allein, welcher unglückliche Heyraten machet, der gar zu frühe Anfang dieses sehr ernsthaften Standes hat nicht weniger schlimme Folgen. Man koppelt ein Paar Personen zusammen, die selbst noch

noch nicht einmal recht wissen, daß sie da sind, und man nennet sodann das Vergnügen, welches ihnen die Veränderung giebet worinnen sie sich gesetzet, Liebe und ein sicheres Merkmahl ihrer künftigen Glückseligkeit. Diese beyde berauschten. Leute glauben selber, daß sie für einander gemacht sind, sie zweifeln nicht einen Augenblick daran, daß sie sich lieben, und sie träumen eine Zeitlang von Ruhe und Ergetzlichkeit. Allmählig verschwindet dieser Traum, sie erwachen aus einem tiefen Schlafe, die Trunckenheit ist vorbey, und die Kaltsinnigkeit, eine Tochter der Gewohnheit verjaget nunmehro die vorigen Freuden. Sie entdecken tausend Fehler an einander, welche sie zuvor nicht wahrgenommen hatten, sie fangen an sich zu wiedersprechen, der beständige Umgang wird ihnen zur Last, und die erste Hitze, welche nicht nach einer so langen Dauer eingerichtet war, verwandelt sich zuletzt in die gröste Kaltsinnigkeit. Das frostige Betragen, mit welchem sie sich nunmehro begegnen, trennet sie allgemach immer mehr von einander, und endlich sehnen sie sich nach einer Abwechselung, welche nicht weniger Schrecken, Unruhe und Verwirrung in ein Haus bringet, als wo der strengeste Zwang der Eltern den Grund zu einem immerwehrenden Unglücke geleget hat. Es gehöret überaus viel dazu die Ewigkeit des Ehestandes ohne Eckel zuzubringen.

Darf ich es sagen, die Schönen sind sehr oft selbst Schuld an ihrer unglücklichen Verheyratung. Ich liebe meine artigen Mitbürgerinnen viel zu aufrichtig, als daß ich sie nicht auf eine Uebereilung aufmerksam machen sollte, die im Anfange sehr klein scheinet und wodurch sie bald um die Glückseligkeit ihres ganzen Lebens gebracht werden. Vieles Frauenzimmer hat eine überaus grosse Neigung zu der Pracht, die sich mit Geräusche zeiget, und ein vergüldetes Kleid, ein reich bebrämter Diener, ein schöner Wagen machen bey ihnen nicht wenig Eindruck. Die Mannspersonen kennen diese Schwachheit, und wenden sie zu ihrem Vortheile an; sie finden das Mittel ein unschuldiges Herz zu gewinnen überaus leicht, weil weder Verstand noch Verdienste dazu erfordert werden, und weil sie in allen Kramladen die Reitzungen antreffen, welche dazu nöthig sind. Allein wie oft ist nicht ein Frauenzimmer unglücklich geworden, welches sich von diesem Blendwerke hintergehen lassen.

Ich will den Schönen hier ein Exempel hersetzen welches ganz neu ist, und es soll mir eine grosse Belohnung meiner Arbeit seyn, wenn ich sie dadurch künftig für einem Fehltritt bewahren kann, der sie um den glücklichen Genuß ihres Lebens bringet.

Silvia hat von der Natur überaus viele Vortheile erhalten, welche noch dazu von einem ansehnlichen Vermögen unterstützet wurden. Sie war nunmehro in ihr achtzehentes Jahr getreten, als **Lucullus** in ihrer Geburtsstadt erschien. **Lucullus** sahe diese Schöne, sie gefiel ihm und er fassete sofort den Entschluß alles zu wagen, durch sie zugleich ein Besitzer ihres grossen Vermögens zu werden. Er gab sich alle Mühe die Neigungen der Silvia zu erforschen, und er entdeckte bald, daß sie durch nichts mehr, als durch die Pracht gewonnen werden konnte. Diese Uberzeugung machte sein Unternehmen leicht, er verwandte den wenigen Vorrath von seinem Vermögen auf den Staat, und wo sein Geld nicht zureichte, da verstand er die Kunst zu borgen. In kurzer Zeit erschien Lucullus

in

in einem prächtigen Wagen, auf welchem vier versilberte Bediente stunden, die wenn es nach Verdiensten gehen sollte, alle Augenblicke mit ihrem Herrn abwechseln konnten. Dieses Geräusch fiel der **Silvia** in die Augen, weil er die Gasse oft dadurch beunruhigte, wo sie wohnete, sie sahe diesen herlichen Aufzug, er schmeichelte ihrer Neigung, und sie liebete den **Lucullus** oder vielmehr seinen Wagen, und die Kleidung seiner Bedienten. Bey so sichtbaren Vorzügen fiel es ihm endlich nicht schwer in die Bekantschaft der **Silvia** zu kommen, die seine kostbare Kleidung sehr höflich aufnahm, und die sich bald darauf zu einem Ehebündnisse mit dem Besitzer derselben bereden ließ, damit sie dieselben alle Augenblicke sehen könnte. **Lucullus** erhielt also seinen Endzweck und **Silvia** stieg mit einem merklichen Vergnügen in seinen Wagen. Doch eben dieser Wagen führete sie in das Unglück, welches den ganzen Uberrest ihres Lebens bitter machet. Ihr Gemahl kaufte sich von ihrem Vermögen ein Amt, welches er aber bald wieder niederlegen muste, weil er ungeschickt war die Pflichten desselben zu erfüllen. Diesen Verdruß aus den Gedanken zu schlagen, so verdoppelte er seine Verschwendung, und er ging endlich in seinen Ausgaben so weit, daß er sich gegenwärtig mit seiner Gemahlin der Dürftigkeit mit grossen Schritten nähert. Doch die Armuth ist nicht der einzige Kummer, den sich Silvia durch ihre Ubereilung zugezogen, sie empfindet noch tausend geheime Strafen ihrer unglücklichen Wahl. **Lucullus** ist ein Thor, ein Wüterich, ein verachteter Mensch. Seine Gemahlin hat niemals etwas von ihm gehöret, daß ihr nicht jede Trödelfrau sagen könnte, und sie hat niemals das Vergnügen gehabt ihn eine Verrichtung ausführen zu sehen, welche ihm Ehre gebracht hätte. Bey diesem allen behauptet er das Recht eines Ehemannes mit einer boßhaften Strenge. Er befiehlet mit der Stimme eines Tyrannen, und alle seine Ausdrücke suchen seine Frau immer zu belehren, daß er ihr Haupt und ihr Herr ist. **Silvia** kränket sich um so viel mehr über diesen stolzen Trotz, da sie ihn in allen Gesellschaften kriechen siehet, und da sie selbst Zeuge seyn muß, wie geduldig er die Verachtung verschlucket mit der man ihm überall begegnet. In einen solchen Abgrund ist die unglückliche **Silvia** durch ihre Neigung zu der Pracht geräten, und in so betrübten Umständen muß sie die schönsten Jahre ihres Lebens in der Gesellschaft eines verspotteten und rasenden Menschen zubringen, der ihren Kummer täglich vergrössert.

So wird derjenige Stand welcher die Glückseligkeit des Lebens am meisten befördern soll, gerade die Quelle des Verdrusses und unzehliger Plagen, und so ist der Ehestand ein fürchterliches Gefängniß, in welchem sich die Sclaven einander selbst martern. Dieses Unglück wird alle diejenigen verfolgen, welche aus einer wütigen Neigung, aus Hochmuth, Geiz, und Ubereilung heyraten, und die nichts von der reinen und glückseligen Liebe empfinden, welche aus der Hochachtung für die wahren Vollkommenheiten entspringet, und die von der Ehre und von einer klugen Behutsamkeit allemal begleitet wird.

Ich halte dieses Capitel für so wichtig, daß ich über acht Tage meinen Lesern einige Grundregeln mittheilen werde, welche diese Materie angehen.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Sechs und zwanzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 27. Julius 1741.

Einer von den alten Weisen ward gefraget, ob es besser wäre zu heyraten, oder ledig zu bleiben? und er antwortete; thut was ihr wollet, so wird es euch gereuen.

Mit diesem Ausspruche ist es eben so beschaffen, wie mit vielen andern, die oft nur bloß deßwegen gesaget werden, etwas scharfsinniges herzur zu bringen.

Da man aber hauptsächlich im Ehestande seine Ruhe, sein Glück, sein Leben und seinen guten Namen waget, so verdienet derselbe allerdinges mit grosser Behutsamkeit ergriffen zu werden.

Alle Heyraten sind entweder glücklich oder unglücklich; denn woferne die Wagschale, welche dieses abwägen soll, nur etwas zu dem letztern ausschläget, so wird endlich das Glück von dem Unglücke ganz überwogen. Was für eine ernsthafte Betrachtung muß hieraus nicht entstehen, wenn man dabey bedenket, daß ein Paar Eheleute sich nicht auf einen Tag, oder auf ein Jahr, sondern auf die ganze Zeit ihres Lebens verbinden.

Weiter. Die Heyrat mag so glücklich seyn, als sie will, so sind doch gewisse Sorgen, eine überaus feine Aufmerksamkeit und eine Unterwerfung damit verknüpfet, welche nur die wenigsten Menschen durch Klugheit, Liebe und Nachsicht ertragen und mäßigen können. Bey den meisten geben die Sorgen zum Murren, die Aufmerksamkeit zu grössern Forderungen, und die Unterwerfung zum Wiederspruche Gelegenheit.

Oft ist der Anfang dieses Standes ein Himmel und die Folge eine Hölle. Woher kommt dieses? die Menschen gehen mehrentheils bey ihrem Verlangen blind zu Werke. Sie bleiben bey gewissen äusserlichen Vorstellungen ziehen, sie geben den sinnlichen Neigungen allein nach, und hier ist ihnen alles schön. Sobald der Genuß und die Gewohnheit dazu kommen, sobald sehen sie den Gegenstand ihres vorigen Wunsches mit ganz andern Augen an, die Mängel und Fehler übertreffen nunmehro das Gute sehr weit, und so trennen sich ein Paar Eheleute, welche noch vor wenig Wochen glaubeten, daß sie nicht ohne einander leben könnten.

Wer bey der Heyrat allein auf den Reichthum siehet, der bauet sich selbst ein prächtiges Gefängniß und glaubet, daß er in güldenen Ketten vergnügt seyn kann. Endlich aber führet er die Last derselben, welche ihn zu spät überzeugt, daß zu einer glücklichen Verbindung noch etwas ganz anders, als das Geld erfordert wird.

Ich will niemanden raten auf das blosse Vertrauen zu der Vorsehung in den Ehestand zu treten; dieses würde wieder ihre Ordnung gehandelt seyn: allein ich weiß auch, daß diejenigen, welche sich blos mit den Schätzen verbinden, keine einzige von den wah-

ren Glückseligkeiten der Ehe schmecken. Das Geld giebet keine Liebe, keine Einigkeit, keine Verdienste, keine Zärtlichkeit, und keine Klugheit.

Wer vernünftig heyraten will, der lerne die Person zuvor erst wohl kennen mit der er einen so wichtigen Bund einzugehen denket, denn es ist eine ganz andere Sache einige Stunden mit iemanden in Gesellschafft zu seyn, und die ganze Zeit seines Lebens mit denselben zuzubringen. Man saget mit Recht von einer allzugeschwinden Freundschafft, daß sie bald ermüdet, und man kann eben dieses von denenjenigen sagen, welche mit Uebereilung in den Ehestand treten.

Ein Paar Eheleute, welche in einem Alter mit einander verbunden worden, in welchem sie sich selbst noch nicht recht bewust waren, die sind schon arm an Liebe und Zuneigung, wenn sie sich kennen lernen. Es gehet ihnen wie einem Wandersmanne, der ehe er auf die Hälfte eines weiten Weges kommt, bereits allen seinen Vorrath verzehret hat.

Ohne Liebe wird keine Ehe glücklich seyn, allein man muß diese Liebe wohl verstehen.

Die meisten Menschen welche heyraten, glauben, daß sie diejenige Person lieben, mit der sie sich verbinden, wenn sie durch dieselbige einige Vortheile erhalten, oder wenn sie ihrem sinnlichen Vergnügen durch den Besitz derselben genug thun wollen. Da die Liebe aber sich auf etwas ganz anderes gründet, so sehen sie daß sie sich in ihrer Einbildung betrogen, sobald die gesuchten Vortheile in ihrer Macht sind, und sobald ihre flüchtige Neigung in dieser Person nichts mehr findet, was sie begehren kann.

Ich will hier von denenjenigen die sich verheyraten keine philosophische Liebe fordern die sich von aller Sinnlichkeit losmachen soll. Die Beschreibung welche man von dieser philosophischen Neigung geben könnte, würde zwar sehr prächtig klingen, allein sie würde in dem gegenwartigen Zustande der Menschen doch nicht Statt haben.

Die Liebe, welche das wahre Wohl des Ehestandes würket, ist eine reine und zärtliche Neigung zu einer Person, in deren Besitze man seine Glückseligkeit findet, mit der man alles theilet, in deren zärtlichen Freundschaft man sein wahres Vergnügen setzet, und in deren vertrauten Umgange man eine Wollust findet, die von der Klugheit genähret, und von der Tugend, von der Ehrerbietung, von einem beständigen Eifer sich immer gefälliger zu werden und von einer angenehmen Sorgfalt dauerhaft gemacht wird. Man hat Eheleute gesehen, welche sich im Anfange wirklich geliebet haben, die aber dennoch kalt gegen einander geworden sind, weil sie die Kunst nicht verstanden diese Liebe zu erhalten.

Wir wollen versuchen, ob wir einige Regeln fest setzen können, welche diese wichtige Kunst lehren.

Ein Mann muß sein Ansehen nicht mit Strenge und mit Trotz behaupten. Der geringste Aufruhr, den er in dem Gemüte seiner Gattin verursachet, raubet ihm schon viel von ihrer Zärtlichkeit, und sie wird endlich wieder einen Befehlshaber aufgebracht, der immer mit einem strengen Ernste saget: ich will. Seine Frau ist nicht seine Sclavin sondern seine zärtlichste seine vertrauteste Freundin; wie kann nun ein Freund von dem andern etwas mit Trotz und Pochen begehren? Der hauptsächlichste Vorzug der ihm gehöret ist dieser, daß er sich in seinen Verrichtungen Ehre erwirbet, und daß er sich durch seine Weisheit, durch seine Mäßigung und durch ein gewisses männliches Betragen bey allen denenjenigen in Hochachtung setzet, die mit ihm umgehen. Diese Vorzüge werden ihn in den Augen seiner Gemahlin groß und ehrwürdig machen, und sie wird ihren kleinen Stolz geschmeichelt sehen, wenn sie die Hochachtung erblicket, die man ihrem Gemahl erzeiget;

zeiget. Eine Frau wird von den Vorzügen, welche ihren Mann erheben, überaus gerühret, sie rechnet sich dieselben mit zu, und sie hat an ihr wirklich Theil daran. Er wird noch mehr von ihr gewinnen, wenn er sie zu gewissen Zeiten um Rath fraget, wenn er zu ihr mit Vertrauen redet, und wenn er ihr von weiten Gelegenheit giebet einen solchen Entschluß zu ergreifen, wie er ihn schon längst bey sich gefasset hatte. Diese Aufmerksamkeit wird ihm weit mehr gewinnen, als aller Befehl, und sie wird sich selbst groß dünken, daß sie einen Rath gegeben, den ihr Mann gebilliget hat. Ueberhaupt man unterdrücke ja nicht die zärtliche Empfindlichkeit einer Frau, weil der Verlust derselben unwiederbringlich ist.

Man kennet den kleinen Geist des Wiederspruches, welcher dem schönen Geschlechte so eigen geworden. Eine Frau die sich von demselben leiten lässet, stehet in Gefahr die Liebe ihres Gemahls auf ewig zu verlieren. Ihre Ehre, ihre Ruhe, die zärtliche Freundschaft ihres Mannes, alles soll sie bewegen einen Verlust zu verhüten, der sie verächtlich machet und der ihr ganzes Glück zerstöret. Sie hat tausend kleine Gefälligkeiten in ihrer Gewalt, welche ihm immer wieder neu sind, und die ihn beständig bewegen sie zu lieben, wenn sie nur aufmerksam seyn will sich derselben zu bedienen. Noch mehr, sie wird sich durch ihre Tugend und durch die Ordnung welche sie in seinem Hause erhält, bey ihm in Hochachtung setzen, ihre liebreiche Versorge wird ihm auch das kleinste Vergnügen groß machen, er wird es ihr danken, wenn sie den Verdruß für ihm verbirget, und wenn ihr sanfter und reitzender Umgang ihm seine Sorgen erleichtert, und sie wird seine Glückseligkeit und seine Wollust seyn. Wer Liebe fordert, der muß nicht zum Hasse Gelegenheit geben. Halsstarrigkeit, Eigensinn, Nachläßigkeit, Unordnung, ein übel angebrachter Wiederspruch, und auch oft die Versäumung der kleinsten Gefälligkeiten bringen eine Frau um die Liebe ihres Mannes.

Ein Paar Eheleute müssen sich sehr sorgfältig hüten, daß sie nicht die Hochachtung beleidigen, die sie einander selbst schuldig sind, weil hieraus eine Kaltsinnigkeit und eine heimliche Verachtung entstehen, welche der empfindlichen Liebe allemal schaden. Man glaubet gemeiniglich, daß man nach der Verheyratung in Freyheit gesetzet worden, alle Höflichkeit und alle Ehrerbietung gegen einander abzulegen, man giebet oft den niedrigsten Grobheiten Platz und man hält sich in der Gegenwart seines Gatten nichts für übel. Diese Nachläßigkeit führet eine pöbelhafte Gemeinschaft ein, welche die Ehrerbietung und die Hochachtung aufhebet, ohne welche die wahre Liebe nicht bestehen kann. Ich kenne einen Mann, der nach diese Stunde, ungeachtet er bereits seit verschiedenen Jahren verheyratet worden, noch eben so mit seiner Gemahlin umgehet, als wenn er erst alle Augenblicke ihr Herz gewinnen wollte. Er erweiset ihr tausend kleine Gefälligkeiten welche ihr zeigen, daß er mehr ihr Liebhaber, als ihr Mann ist, er wird sehr aufmerksam seyn, sie nichts hören zu lassen, was nach der Sitten des Pöbels schmecket, er giebet ihr auch bey den kleinsten Vorfällen eine Aufmerksamkeit zu erkennen, welche sie überführet, daß er sie hochschätzet, und wenn man in seinem Hause etwas lobet, so machet er sich ein Vergnügen daraus seinen Freunden zu sagen, daß er dieses der Einrichtung und dem guten Geschmacke seiner Gemahlin zu danken hat. **Arsene** empfindet bey dieser Hochachtung ein geheimes Vergnügen, sie siehet ihren Mann als eine Person an, von der ihr Glück, ihre Freude und ihre Ehre kommt, und sie würde sich selbst zu nahe handeln, wenn sie sich

nicht

nicht bemühen sollte eine Liebe zu erhalten, welche er ihr auf eine so gewinnende Art bekant machet.

Man weiß es, daß alle Menschen Fehler und Schwachheiten haben und keine Gesellschaft erhält Gelegenheit dieselben mehr an einander zu entdecken, als ein Paar Eheleute. Diese Entdeckung löschet oft die heftigste Liebe aus, wenn beyde Theile nicht bey derselben überaus klug handeln. Da wir überzeugt sind, daß wir alle fehlen können, so müssen ein Paar Eheleute niemals vergessen, daß sie es mit einem Menschen zu thun haben, dem die Schwachheiten eigen sind. Sie müssen diesen Augenblick alle Kräfte ihrer Liebe zusammen nehmen, und jeder soll bey den Fehlern des andern sich erinnern, daß die Reihe eine Schwachheit zu begehen auch wieder an ihn kommen wird. Mit welchem Rechte wird ich, der ich selbst fehle von einem andern eine gänzliche Vollkommenheit fordern, der eben die Natur hat, die mir zu Theil geworden.

Die meisten Eheleute gehen im Anfange mit ihrer Liebe gar zu verschwenderisch um. Sie können sich keinen Augenblick missen, sie geben sich ohne Behutsamkeit bloß; und sie bilden sich ein, daß sie sich recht lieben, wenn sie sich niemals aus den Augen verlieren. Durch eben dieses Mittel aber führet die Gewohnheit am ersten ihre schädlichen Folgen ein, und die Übereilung machet sich in gewissen Augenblicken kennbar, welche sie weit besser in der Einsamkeit zugebracht haben würde. Man muß der Liebe Raum geben sich immer wieder zu erholen; sie muß auf gewisse Art immer wieder etwas neues finden wodurch sie gereitzet wird, und hierzu ist eine kluge Entfernung sehr nothwendig, weil alles Vergnügen was wir erwarten immer angenehmer ist, als dasjenige, welches wir besitzen. Es gehöret überaus viel dazu bey dem langen Umgange in dem Ehestande nicht kaltsinnig zu werden, da die Menschen gemeiniglich derjenigen Vortheile am ersten überdrüßig sind welche sie mit völliger Freyheit besitzen.

Auch das Aeusserliche kann überaus viel beytragen, die Liebe unter den Eheleuten zu erhalten. Ich verstehe hier eine gewisse Reinlichkeit, die dem Auge gefället, und die dem Eckel wehret, welcher allemal eine Abneigung würket. Es würde lächerlich sehn, wenn man verlangete, daß eine Frauzsch allemal im völligen Putze ihrem Manne zeigen sollte. Nem sie mag in einer gewissen Nachläßigkeit erscheinen, wenn sie mit ihm allein ist, und sie darf sodann gar nichts von dem Zierrate borgen, wenn nur ihr Anzug nichts eckelhaftes zeiget.

Die Schönheit ist flüchtig, und der sinnlichen Wollüste wird man leicht satt, wenn man dieselben beständig mit eben derselben Person theilen soll. Beyde können also nicht die wahre Glückseligkeit des Ehestandes seyn. Der Raum, welcher nach dem sinnlichen Genuße übrig bleibet, ist sehr groß, und fället überaus beschwerlich, wofern er nicht mit gewissen beständigen Vortheilen und Reitzungen angefüllet wird. Hier haben die zärtlichste Freundschaft, der Verstand und die Tugend Gelegenheit alle ihre Schätze auszubreiten, und immer neue Vortheile einzusammlen. Wie glücklich müssen nicht ein Paar Leute leben, von welchen jeder überzeugt ist, daß er den zärtlichsten und redlichsten Freund gefunden. Ihr Umgang erleichtert ihnen die Sorgen, welche mit dem gegenwärtigen Leben verknüpfet sind, sie theilen sich die Reichthümer ihrer Seele mit, sie schütten ihre geheimsten Gedanken gegen einander mit völligem Vertrauen aus, sie entdecken sich immer eine Tugend nach der andern, und reitzen sich dadurch zu einer Hochachtung, welche ihrer Zusammenkunft immer eine neue Lebhaftigkeit ertheilet. Die Ehre, die Freude und die Ruhe begleiten sie, sie haben alle Gefälligkeiten in ihrer Gewalt, welche ihr Vergnügen verlängern, und dieser zärtliche Genuß alles desjenigen was eine geliebte Person besitzet, machet ihnen das Leben leicht, und die Tage zu flüchtig. O mögte es doch viel dergleichen Ehen geben!

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haydens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Sieben und zwanzigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 3. Auguſt 1741.

Ich theile heute meinen Leſern ein Schreiben mit, welches mein drey und zwanzigſtes Blatt betrift; Man ſiehet aus dieſem Briefe, daß der Verfaſſer deſſelben zu der kleinen Claſſe von Leuten gehöret, welche die Welt und die Menſchen kennen, und die fähig ſind eine Sache von allen Seiten einzuſehen. Die Aufmerkſamkeit eines ſo klugen Mannes machet meinen Blättern Ehre, und nichts wird mir angenehmer ſeyn, als wenn ich künftig mehrere von ſeinen vernünftigen Anmerkungen erhalte. Hier iſt das Schreiben.

Seneca de Benefic.

Amicitia ſolum inter ſapientes eſt.

Das wahre Freundſchaftsband iſt nur bey weiſen Leuten.

Mein Herr.

Ich bin ein groſſer Liebhaber der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, ins beſondere aber weiß ich den Werth eines vertraulichen Umganges zu erkennen, und eine aufrichtige Freundſchaft iſt in meinen Augen die angenehmſte und Verlangens-würdigſte Sache von der Welt. Fürchten Sie ſich nicht mein Herr, daß ich Sie und mich bey den gewöhnlichen Lobſprüchen aufhalten, noch die uns beyden ſo theure Zeit mit Wiederhelungen verſchwenden werde: Nein, ich will nur meine Hochachtung für dieſes Kleinod und das Vergnügen womit ich alles leſe, was von der Freundſchaft geſchrieben wird, an den Tag legen, und Ihnen mein Herr eine kleine Erinnerung thun, dem in Ihrem 23. Blatte uns gegebenen Verſprechen bald nachzukommen. Gleichwie es aber ſchwer fället, alles was uns bey reiferm Nachdenken einer Sache in den Sinn kommt, in ſich ſelbſt zu verſchlucken, und ich den Kitzel zu ſprechen mit andern Weltbürgern gemein habe: ſo eigene ich auch mir ihre öffentlich gegebene Erlaubniß zu, und überreiche Ihnen ein Glaubens-Bekenntniß meiner über die Freundſchaft hegenden Meinungen.

Ich habe von Jugend auf einen ſehr weitläuftigen Umgang mit andern gepflogen, und als ein Jüngling bin ich ſchon befliſſen geweſen meine Neben-Menſchen kennen zu lernen. In dem Fortgange meiner Jahre haben ſich die Gelegenheiten meine Erforſchungs-Begierde zu ſtillen, vermehret, und in meinen jetzigen Umſtänden ſcheinet es, als wenn ich auf einem grundloſen Meere herum ſchiffete, welches ein unbekanntes Land nach

dem andern darbietet. In allen diesen Vorfällen überzeuget mich die Erfahrung, daß nach Salomons Ausspruche nichts neues unter der Sonnen sey. Es hat mir niemals an Freunden gefehlet, ich habe deren im Gegentheil eine so grosse Menge gehabt, daß mich die verschiedene Gestalten und Eigenschaften derselben abgehalten eine besondere Wahl zu treffen. Ich bildete mir anfangs ein, die Welt wäre nicht so böse, als man sie ausruffet; man könne die im Alterthume berühmten Beyspiele einer heroischen Freundschaft wohl erneuern, und es gehöre weiter nichts dazu, als eine sorgfältige Aufmerksamkeit diejenigen auszusuchen, welche mit unserer Gemüthsbeschaffenheit am meisten überein stimmen. Ich war auch glücklich genug einige anzutreffen, denen ich alles Gute zutrauen konnte, und die durch ihr Betragen bey unterschiedenen Begebenheiten zu erkennen gaben, daß ihre Zuneigung zu mir mehr, als gemein war. Allein ich sahe gar bald so wohl an ihnen, als an mir selber, wie eitel mein Vorurtheil gewesen, wie so gar viel zu einer heldenmäßigen Freundschaft erfordert werde, und fand mich deßhalb bewogen zu glauben, daß alles dasjenige, was unsere Verfahren davon aufgezeichnet, zu der grossen Familie des fabelhaften Esopi gehöre, oder daß eine ganz andere Art Menschen vor diesem den Erdkreis müsse bewohnet haben. Das letztere konnte mir nicht wahrscheinlich vorkommen, denn ich wuste, daß die Laster ehemals eben so häufig, als itzo, ja daß sie in vielen Stücken mehr im Schwange gewesen,

Die gemeinen Weltgeschichte sind immerwährende Zeugen, daß Eigennutz, und eigene Ehre die beständigen Eltern der Falschheit und Verstellung waren, und daß diese Tyrannen eben wie in unsern Zeiten ihre strenge Herrschaft über die Sterblichen geführet. Die besondere Historie der sogenannten Weltweisen aber, zeiget uns zwar Leute die sehr artig gedacht, und sehr erbaulich geschrieben; allein wenn man zu einer genauen Untersuchung fortgehet, so siehet man, wie diese verkleideten Sitten-Prediger ihrem Nutzen, ihrem Neide, ihrem Geitze, ihrer Hoffart und andern Leidenschaften ein Genügen zu thun niemals vergessen haben. Kann ich nun wohl glauben, daß bey solchen Gemüthsbeschaffenheiten die so herrlichen Exempel einer heroischen Freundschaft erzeuget worden? Nein ich muß vielmehr schliessen, daß die so oft angeführten Geschichte eines Pylades, Orestes und unzehliger andern nichts als poetische Geburten und wohl ersonnene Gedichte sind, welche in unserm Gehirn eine lebhafte Vorstellung erwecken, aber eben so wenig Würklichkeit besitzen, als die weise Beschreibung des Lucian.

Seneca ein Mitglied der stolzen Stoicker Verbrüderung saget: **Freundschaft könne nur unter weisen Leuten gestiftet werden.** Ein so erhabner Ausspruch ist schön und klinget wohl. Diogenes aber und ich Unwürdiger gehen weiter und fragen, wo sind denn die weisen Leute anzutreffen. Wollte man mir antworten, Seneca selbst war ein weiser Mann; so muß ich mich zuvor erkundigen, was man unter dieser Benennung verstehe? Soll es einen Mann bedeuten, der von allen vorgefaßten Meinungen frey und von allen Leidenschaften ungerühret ist, so wär Seneca nichts weniger, als ein solcher; soll es aber einen Mann benennen, welcher wie jener stoische Heuchler eine kluge behutsame Aufführung und Fähigkeit besitzet, die Zeiten und Umstände sich zu Nutze zu machen, so

sehe

sehe ich nicht ab, warum seine Zuneigung zu mir auf einem festern Grund, als eines andern seine ruhet; ich muß vielmehr befürchten, seine tiefe Einsicht werde ihn lehren, das Gebäude seiner Freundschaft nach vorfallenden Gelegenheiten ohne mein Beystimmen zu verändern, oder wohl gar, wo nicht mit Gewalt einzureissen, dennoch nach und nach eingehen zu lassen.

So war es in den entfernten Zeiten, und so ist es auch in diesen Tagen mit uns beschaffen. Wir sind das, was unsere Väter gewesen sind, reich in Erfindung, blut arm in der Ausübung.

Wir erkennen die Fehler unserer Mitbürger, wir wollen sie verbessern, und wenden dazu manche schöne Stunde an; allein wohin führet uns unsere an sich selbst löbliche Bemühung? Zu nichts anders, als daß wir viel gesagt, wenig gethan haben.

Ich für mein Theil lasse mir hierinn, wie in vielen andern Stücken Recht wiederfahren. Ich sehe wohl was für Eigenschaften mein Freund hat, welche die Vollkommenheit unsers Freundschafftsbandes verhindern, ich werde aber auch zugleich gewahr, daß ich selber eben so viel, ja noch wohl mehr, als er zu diesen Hindernissen beytrage. Demjenigen, welcher auf sich acht giebet, fallen tausend Gelegenheiten für, da er deutlich erkennen mag, der Mensch sey und bleibe immerdar eine sich selbst wiedersprechende Creatur, und daß er, da er mit sich selber nicht einig ist, unmöglich mit andern eine ganz vollkommene Uebereinstimmung haben könne. Er kann die Vollkommenheiten begreifen, er siehet sie nur im Verschuß, oder in der Entfernung, und wirklich dahin zu gelangen ist ihm seiner Natur nach nicht erlaubt.

Ein so starcker Scepticismus in Ansehung der heroischen Freundschaft scheinet gefährlich, allein die Sache ist einmal unläugbar, andern theils aber will ich eben nicht behaupten, daß alle Grade der Freundschaft eine lere Vorstellung sind. Nein ich habe es hier mit den falschen Wunderwerken zu thun, welche an statt ein thätiges Gute zu würken, uns lediglich bey einer Quischottischen Ausschweifung der Vernunft und tiefsinnigen leren Einbildung aufhalten, und der gemeinen und leichtern Pflichten vergessen machen.

Mein aufrichtiger Wunsch gehet nur dahin, daß man sich mit dem natürlichen begnüge, ohne das ausserordentliche zu suchen, und daß man sich gewöhne ohne Unterschied ein Freund aller Menschen zu seyn.

In der That, was will der gewöhnliche aber zweydeutige Ausdruck sagen, il est ami de ses amis? Wäre es nicht der Gesellschaft weit vortheilhafter, wenn es von ihnen mein Herr, von mir und von einem ieden Weltbürger hiesse: Il n' est ennemi de personne. Würde dieses nicht genug seyn dem allgemeinen Frieden und die gemäßigte Uebereinstimmung zu erhalten, und würde derjenige, der so weit gekommen ist, sich nicht auf die wenige 60. 70. 80. Jahre seiner Reise und Wallfarth damit behelfen können? Ich bin mit der Ihnen schuldigen Hochachtung

Berlin den 21. Julius 1741.

Dero aufmerksamer Leser und treuer Mitbürger
Cornelius Tacitus.

Wer

Wer über die Freundschaft urtheilen will, der muß dasjenige Kenntniß der Menschen und dasjenige Herz besitzen, welches der vernünftige Cornelius Tacitus in diesem Schreiben entdecket. Inzwischen muß ich mich über einige Stellen desselben näher mit ihm bereden.

Ich weiß es aus der Erfahrung, daß auf beyden Seiten bey den Freunden Hindernisse angetroffen werden, welche der Vollkommenheit der Freundschaft widerstreben, und es ist wahr, daß der geitzige Eigennutz und die eigene Ehre unmöglich eine dauerhafte Freundschaft stiften können. Allein mich daucht, daß der Schluß zu weit gehet, wenn man hieraus folgern will, daß die heroische Freundschaft niemals verhanden gewesen, und niemals Statt haben werde. Alles was man hieraus schlieſſen kann ist dieses, daß die wahre Freundschaft eine von den seltensten Dingen auf der Welt sey.

So lange als Menschen den Erdboden bewohnet, so lange haben sich auch Laster und Tugenden gezeiget, und man hat in beyden, wenn ich so reden darf, Helden gefunden. Ich will die gegenwärtige Zeit der ältern nicht nachsetzen, dieses aber ist gewiß, daß in den vorigen Jahrhunderten Tugenden bekant waren, von welchen man gegenwärtig kaum noch den Namen kennet. Wo ist itzo noch das geringste von derjenigen Liebe zu dem Vaterlande vorhanden, wodurch die alten Römer angetrieben wurden, ihre Güter, ihre Kinder, ihr Leben und alles was ihnen sonst lieb war demselben aufzuopfern? Inzwischen wird niemand diese grossen Exempel läugnen können, der nicht allen historischen Glauben auf einmal verwerfen will.

Noch mehr. Man ist gegenwärtig bey weitem nicht mehr so aufmerksam die Heldentugenden zu bemerken, als ehedem. Warlich, es sind noch Freunde verhanden, nur daß ihr Exempel nicht in die Augen fället, da sich ein gewisser Stolz und eine elende Pracht unter die Menschen eingeschlichen, welche für das wahre Grosse einen Nebel ziehen, und wodurch die meisten gehindert werden, die heroischen Tugenden zu unterscheiden und zu lieben. Man hält einen Menschen für verächtlich und einfältig, der seinen Eigennutz versäumet, wenn er denselben durch Hinterliſt, Verrätherey und Eigennutz sättigen kann.

Weiter. Ich will nicht in eine Art von Vollkommenheit hinein gehen, die bloß in der Vorstellung bestehet. Lasset uns, sobald wir nach der weisen Prüfung einen Freund gefunden allemal dabey denken, daß wir es mit einem Menschen zu thun haben. Die Schwachheiten, welche wir an einander merken, müssen nicht dazu dienen die Freundschaft kalt zu machen, sondern uns desto mehr zu vereinigen, weil wir beyde denselben unterworfen sind. Ein gutes Herz ist noch nicht ganz aus der Welt verbannet, und dieses ist der Grund zu einer wahren Freundschaft. Doch ich will auch dem Menschen nicht einmal allen Eigennutz verbieten, weil ich sonst etwas von ihm forderte, daß seiner gegenwärtigen Natur nach unmöglich ist: ich bin vielmehr überzeugt, daß der Eigennutz viel beytragen wird diese Freundschaft zu befördern und dauerhaft zu machen, weil er zu den gegenwärtigen Umständen der Menschen eben so nothwendig gehöret, als die Ehrbegierde, wenn man nur ein gutes Herz und eine gesunde Vernunft dabey hat.

Seneca war ein Heuchler, hierinn aber hat er Recht, daß die Freundschaft nur unter weisen Leuten gestiftet werden kann. Weise seyn heisset hier, eine gute Absicht haben, den Menschen so betrachten, wie er ist, und nicht mehr von ihm fordern, als er leisten kann, und diese Regeln sind den wenigsten Menschen bekant, welche Freunde suchen. Mir aber wird endlich nichts angenehmer seyn, als wenn ich die Freundschaft des edelmüthigen Cornelius Tacitus erlangen kann.

Ich bin dem verehrungswürdigen Frauenzimmer nicht wenig verpflichtet, welche unter dem 16. Julius an mich geschrieben, und die ihren Brief nur mit den beyden Buchstaben C. E. bezeichnet hat. Ich habe mich über das edle Gemüth gefreuet, welches ich in ihrem Schreiben entdecket, und Phillis wird sich ein wahres Vergnügen daraus machen, wenn sie mit dieser edelmütigen Schönen in einen Briefwechsel gerathen kann.

Der Weltbürger.

Acht und zwanzigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 10. Auguſt 1741.

Dieß iſt nicht meine Schuld. Der Spiegel macht ja nicht,
Wenn Laura ſich beſieht, ihr heßlich Angeſicht.

Folgende beyde Briefe verdienen, daß ich ſie meinen Leſern mittheile, weil ſie überall wo meine Blätter hinkommen, eine gute Würkung haben können.

Mein Herr.

Wenn Sie den Lucil ſo gut als ich kenneten, ſo würden Sie Ihren Leſern ſchon längſt einen Charackter mitgetheilet haben, den diejenigen leicht annehmen können, die in einer übel verſtandenen Gröſſe ihren Vorzug ſuchen. Ich nehme mir die Erlaubniß Ihnen ſein Bild zu liefern, und wenn Sie es für gut befinden ihm für ſeiner eigenen Geſtalt einen Eckel zu erwecken, ſo werden Sie ſich eine ganze Geſellſchaft verbindlich machen, der ſeine Aufführung aus mehr als einer Urſache beſchwehrlich fället.

Man kann nicht ſagen, daß Lucil ein böſes Herz hat, und daß es ihm an Geſchicklichkeiten fehlet, welche einem Manne in der groſſen Welt zu Statten kommen; allein da er ſich in eine gewiſſe unleidliche Gröſſe vertiefet, und da er ſich über alles mit einem pralerhaften Stolze und mit der empfindlichſten Verachtung erkläret, ſo machet er beyde unkentlich. Wollte er nur einen Augenblick den Schaden unterſuchen, den er ſichſelbſt dadurch zufüget, ſo weiß ich gewiß, daß er auf beſſere Gedanken gegen ſich gebracht werden würde.

Lucil hat die Ehre gehabt mit einem vornehmen Manne hieher zu kommen, und gleich bey ſeiner Ankunft beſchwerte er ſich über die ſchlechte Lebensart in dieſer Stadt, mit der doch ſo viele rechtſchaffene Leute zufrieden ſind. Ein unzeitiger Ehrgeitz war die Haupturſache davon. Lucil ſahe, daß man eine groſſe Menge ſeines gleichen hier zu haben glaubte, und ihm nicht ſo viel Ehre als ſeinem Gönner erwies, deswegen gerieth er in einen unausſprechlichen Eifer wieder die Einwohner, und ſchwur dieſelben mit ſeiner Verachtung bis auf das äuſſerſte zu verfolgen. Mit dieſer Rache beſchäftiget er ſich noch beſtändig. Kaum wird man ihm von den Vortheilen dieſes Landes etwas erzehlen, ſo fänget er ſchon an ſeine Augenlieder mit einer Art zu bewegen, welche ſeinen Verdruß darüber entdecket, und ein höniſches Lächeln begleitet beydes ſeinen Beyfall und ſeine Verach-

tung. Er schüttelt den Kopf, er findet sehr viele Mängel, welche er alle dem Staate aufbürdet, er saget uns mit dem verdrießlichsten Gesichte das Gegentheil von seinem Geburtsorte, er verkündiget uns die Folge von den Fehlern, welche die Regierung begehet, und wenn er sich selbst einige davon erdichtet hat, so rufet er uns schon bey dem ersten Anblicke entgegen: so gehet es wenn man sich gar zu viel auf sich selbst verlässet. Kurz, er giebet sich alle Mühe unsere Anstalten zu verspotten, unsere Kräfte zu verringern, und uns in die Augen zu sagen, daß es uns an Vernunft und Erfahrung mangelt. Wir suchen ihm auf das bescheidenste zu antworten, allein er fertiget uns allemal mit dem Ausrufe ab: Mein GOtt, man weiß es ja! Er wird Ihnen gleich sagen, daß die Staatskunst seine gröste Wissenschaft ist, und er wird dieses mit einer Art thun, welche Sie bald merken lässet, wie sehr er sich dadurch von ihnen unterscheidet. Viele warhaftig grosse Leute haben ihn wie er fürgiebet in den wichtigsten Staatssachen zu Rathe gezogen und sein Gönner thut es noch täglich. Es ist ihm eine Kleinigkeit den Kriegsheeren den Sieg oder die Niederlage zu prophezeyen, und ihre Kräfte zu verringern oder zu vergrössern. Die Großsprecherey ist so zu reden mit seinem Athem vermischt den er von sich haucht, und in der That mein Herr, sollte Destouches seinen Glorieux erst itzo verfertigen und er kennete diesen Mann, so würde sein Stück noch einmal so stark geraten. In Gesellschaften spricht mein Lucil beständig, allein er ist nur drey Tage im Stande Ihnen etwas zu sagen, welches sie hören wollen. Das Glück hat ihn einmal eine Reise in ein ziemlich entferntes Land thun lassen, und was er daselbst gehöret, gesehen, gegessen und getrunken hat, das wird er Ihnen mit einer grossen Mine erzehlen und sonst nichts. Soll er aber einmal von etwas anderm mit Ihnen reden, so ist kein anderer Rath, als Lucil muß noch einmal in das Land, das er verlassen zurück reisen, oder sich auf den Weg in ein anderes begeben. Nichts lieget ihm mehr am Herzen, als sich selbst zu erheben und die Vortheile aller andern, sie mögen an sich selbst so klein seyn wie sie wollen, zu verringern. Man saget ihm, daß jemand bey einem vornehmen Manne in gutem Ansehen stehet, den Augenblick hat ihm ein Herzog einmal auf die Achsel geklopfet. Er höret, daß ein Mensch viel trinken kann, sogleich hat er bey einem Frühstücke achtzehn Masse Wein zu sich genommen, und ist doch so nüchtern geblieben, daß er noch im Bretspiele den andern abgewonnen. Man weiset ihm eine Staatsschrift die zum Vorschein gekommen, und er schreyet über den jämmerlichen Vortrag, den er als ein Knabe bereits viel besser gemacht hat. Auch das schändliche soll ihn großmachen. Es rühmet sich einer vor ihm seiner unzüchtigen Lebensart, so hat er alle Weibespersonen, die ihm vorgekommen sind, gemißhandelt, so haben alle Männer ihre Weiber und alle Väter ihre Töchter vor ihm verstecken müssen. Sie geraten wieder auf andere Vorfälle und er wird nichts nachgeben. Man erzehlet etwas neues, so hat er Briefe daß es nicht so beschaffen ist, oder er saget zur Veränderung daß man ihm von einem gewissen Hofe vieles berichtet hätte, welches er aber nicht eher entdecken dürfte, als biß es ruchtbar geworden. Spricht man von einem Sturme auf der See, so ist er auf einem grossen Flusse mit genauer Noth dem Tode entgangen. Ist von raren Münzen die Rede, so ist Lucil vordem der gröste Kenner gewesen. Bringet man einen Ducaten

ten in seiner Gegenwart zum Vorscheine, so saget er, daß er einige der seltensten besitzet. Er saget dieses nicht nur, sondern einen einzigen zu weisen, schüttet er eine ganze Goldbörse auf den Tisch, und wenn er gleich den Ducaten vor sich liegen siehet, so vermenget er ihn doch mit Fleiß unter die andern, weil er ihn erst nach vielen Bewegungen mit seinem Goldstücke finden will. Mit einem Worte Lucil kann keinem Menschen den Vorzug in einer einzigen Sache gönnen. Ihren Blättern mein Herr, höret er niemals das verdiente Lob ertheilen, daß er nicht sagen sollte; wofern er sich auf dergleichen Schriften legen würde, so müßten ihm dieselben so gut als Ihnen geraten, aber seine Verrichtungen liessen ihm nicht zu daran zu denken.

Auf diese Art verlieret Lucil durch eben das Betragen unsere Hochachtung, wodurch er dasselbe zu erhalten und zu vergrössern suchet. Ich wünschte, daß alle junge Leute auf diesen Fehler aufmerksam wären, in welchen sie so leicht verfallen können. Es schmeichelt der verkehrten Eigenliebe, wenn man in allen Sachen einen Vorzug suchet, wenn man seine Weisheit und seine Erfahrung bey aller Gelegenheit selbst bekant machet, und wenn man mit gewissen Sachen pralet die in die Augen fallen, allein man bringet sich durch nichts leichter, als durch diese Eigenliebe in Verachtung. Die Klugen sehen die Schwachheit dieses Menschen und verlieren alles Vertrauen zu ihm, und bey den andern stehet er in Gefahr gehasset, verfolget und beschimpfet zu werden. Man siehet einen Großprahler als einen hochmütigen Menschen an, der sich über andere erheben will, und diese Vorstellung erwecket Wiederwillen, und Feindschaft. Die erste Regel aber die sich ein kluger Mann machet, ist diese; seine Vorzüge so anzubringen, daß er niemanden dadurch beleidiget, und niemahls in Kleinigkeiten groß seyn wollen.

Ich habe diesesmal nichts mehr zu sagen, als daß ich mit ausnehmender Hochachtung bin

Mein Herr

Dero ergebenster Diener

Frankfurth am Mayn den 5. des Heumonaths. 1741.

N.

Mein Herr Weltbürger.

Mein Vetter der junge Faramond ist aus Paris zurück gekommen, und zwar so verändert an Sitten, daß ich oft daran zweifeln würde, ob er es auch wirklich wäre, wenn mich nicht gewisse untrügliche Merkmale von der Gewißheit überführten. Die Verwandtschaft worinn er mit mir stehet, giebet ihm die Erlaubniß mich oft zu besuchen, allein eben diese Erlaubniß ist auch Schuld daran, daß er mir immer beschwerlicher wird. Ich muß Ihnen seinen Character etwas abschildern.

Faramond ist einer von denenjenigen Deutschen, welche von ihren Reisen nach Frankreich das Lächerliche wofür ein vernünftiger Franzose selbst Abscheu hat, und den Haß gegen ihre Muttersprache mitbringen, und in der That mein Herr diese Raserey, worinn die meisten Deutschen bey ihrem Aufenthalte in Frankreich geraten gehet so weit, daß wir künftig die Zurückkunft unserer Landesleute aus Paris mit Schrecken zu erwarten haben.

Kaum

Kaum hatte er sich wieder bey uns eingefunden, so beklagte er sich auch schon über die strenge Luft unserer Gegend, er fand weder Lebhaftigkeit noch Witz in seiner Vaterstadt, er wunderte sich wie man diejenigen für angenehm, [illegible]tet und vernünftig halten könnte, welche ihre Lebetage nicht nach Paris gekommen wären, und er antwortete keinem Menschen der nicht französisch mit ihm sprach. Er redet von nichts anders als von der französischen Freymütigkeit, und wenn wir untersuchen, worinn dieselbe bey ihm bestehet, so sehen wir daß Faramond einige pas de Bourée machet, mit auf den Rücken geworfenen Händen in dem Zimmer herum irret, pfeifet, singet, schreyet, niemanden zu Worte kommen lässet, die erbärmlichsten Sachen von der Welt vorbringet, die allemal von einem par Dieu begleitet werden, und sonderlich sich bemühet meinem Geschlechte einige Thorheiten zu sagen.

Bey diesem letzten Punkte muß ich noch etwas stehen bleiben, weil er glaubet, daß er erst in der Gesellschaft des Frauenzimmers alle Artigkeiten zeiget, die er in Paris gelernet hat. Nach seiner sogenannten französischen Freymütigkeit beleidiget er nicht nur oft in unserer Gegenwart die guten Sitten, sondern er scherzet auch ausserdem, auf eine so pöbelhafte Art mit uns, daß ich mich oft schäme, daß Faramond mein Vetter ist. Niemals aber bezeiget er sich unerträglicher, als wenn mehr Mannspersonen mit in unserer Gesellschaft sind. Er fordert schlechterdinges sodann allein zu reden, erfordert, daß wir mit keiner einzigen von denselben sprechen sollen, und er beträget sich, als wenn er mit einer von uns in einer besondern Vertraulichkeit stünde. Er erkläret sich mit einer zweydeutigen Mine über unsere Freundschaft zu ihm und er giebet sich oft der Verspottung der klügern bloß, die ihm zu den Vortheilen Glück wünschen, welche er über unser Geschlecht erhalten haben soll. Faramond freuet sich hierüber, er bekennet aus Vergnügen alles was er sich einbildet, und er wird sodann in unserer Gegenwart noch thörichter. Inzwischen fähret er fort alle junge Mannspersonen anzufeinden, welche sich uns nähern, und wenn es bey ihm stünde, so würde er dieselben gewiß alle aus der Stadt verbannen. Dieses Betragen machet ihn immer lächerlicher, und ich fürchte gar, daß er wegen dieser Herrschsucht einmal mit verdientem Ungestüm gedemütiget werden wird.

Die deutschen Scribenten sind in seinen Augen überaus klein. Was kann ein Deutscher in seiner Muttersprache kluges und schönes schreiben? Diese Meinung behauptet Faramond, ungeachtet er ein gebohrner Deutscher ist, und um dieselbe recht zu bekräftigen, so hat er in seinem Müßiggange ein französisches Werk angefangen, welches den Titel führet: L'amour à la mode, ou l'esprit brillant. Dieses Vorhaben weiß bereits die ganze Stadt und verschiedene Leute sind so rachgierig, daß sie ihn darinn bestärken.

Ich wünsche indessen nichts mehr, als daß es Ihnen gefall: diesen Brief in eines von Ihren Blättern zu rücken, welches ihm nicht verborgen bleiben soll. Vielleicht stuzet er bey seinem Bilde, und vielleicht bringet ihn dasselbe auf andere Gedanken.

Für diese Aenderung wird Ihnen ganz besonders verpflichtet seyn

Dero

Dienerin

Wilhelmine.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Neun und zwanzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 16. August 1741.

Haller.

O selig! wen sein gut Geschicke,
Bewahrt vor grossem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht.
Der frey vom nichtigen Geschäfte,
Des Leibes und der Seelen Kräfte
Zum Werkzeug von der Tugend macht.

Die unersättliche Ehrsucht hat allemal die grausamsten Unternehmungen zu Folgen gehabt, und ihr Ausgang ist die meiste Zeit sehr traurig gewesen. Milla, die ehrsüchtige Milla, welche in der Geschichte der Perser bekant ist, soll diesesmal von beyden ein Exempel abgeben.

Ismael, der erste König von Persien, welcher sich den Namen Sophy beylegete, und Tor der Prinz von Ormus standen mit einander in der grösten Freundschaft. Ismael besas alle Eigenschaften eines Helden, aber er wär zugleich grausam, wenn er einmal aufgebracht wurde. Tor hingegen gewann die Herzen der Menschen durch sein Betragen, so wie er sich überall durch seinen Arm den Sieg zu wege brachte. Er war gesprächig, sanftmütig, mitleidig, gerecht, und alle diejenigen welche von seinem Schwerdte überwunden waren, fanden sofort nach seinem Siege einen Beschützer an ihm. Seine Einsicht drang durch alles was ihm vorkam, allein seine Klugheit war niemals den Menschen schädlich. Ismael stammete aus dem Geblüte der alten Könige der Perser her, und Tor war als eine Geissel mit demselben erzogen worden, welche sein Vater der König von Ormus zur Versicherung seiner Treue dahin geschickt hatte, als Ussum Cassan, der Großvater des Ismael noch am Leben war.

Diese beyde Prinzen baueten in dem Anfange ihres Lebens mit einander das Elend, als sich Alamut durch Aufruhr und Gewalt des persischen Trohnes bemeistert hatte, der beyde mit gleicher Sorafalt aufsuchen ließ, sie seiner Wuth und seiner Sicherheit aufzuopfern. Ismael und Tor flohen, eine entfernte Wüsteney ward der Aufenthalt, welcher

diese beyde Helden eine zeitlang verwahren sollte, und ein armenischer Priester, welcher daselbst in der Stille lebete, vertrat inzwischen bey ihnen die Stelle eines Vaters.

In dieser Wüsteney legten sie vollends den Grund zu derjenigen heroischen Freundschaft, welche auch in dem grösten Glücke des Ismaels erhalten ward. Der armenische Priester, welcher in diesen beyden jungen Fürsten einen Geist fand, der weit über ihr Alter und über ihren gegenwärtigen Zustand ging, unterließ nichts denselben durch seine Unterrichtung auszuputzen und vollkommener zu machen. Er war ein ernsthafter, kluger und leutseliger Mann, der mit den Wissenschaften, welche zu der Zeit unter den dortigen Völkern bekant waren, eine grosse Erfahrung verknüpfete.

Sie hatten nunmehro einige Jahre in dieser Einsamkeit zugebracht, als endlich Tor seinen Freund erinnerte eine Lebensart zu verlassen, welche ihn immer weiter von seinem väterlichen Trohne entfernete, und als er sich anbot sein Leben in dieser Unternehmung für den Ismael zu wagen. Ismael entdeckte ihm, daß er nicht weniger Antrieb empfünde sich seinen Unterthanen zu zeigen, nur, daß er noch nicht wüste, wie dieses gefährliche Unternehmen anzugreifen wäre. Tor gab ihm den Anschlag daß sie sich verkleidet in eine Grenzstadt wagen und daselbst versuchen wollten, wie viel sie sich von den unterdrückten Persern zu versprechen hätten.

Dieser Vorschlag ward gebilliget, so gefährlich er auch war, und hatte die Würkung, daß Ismael durch den Beystand seines Freundes und durch den Zulauf seiner Unterthanen einen grossen Anhang erhielt, der ihn in den Stand setzete den Usumut öffentlich anzugreifen. Es ist hier nicht meine Absicht mich bey diesem Kriege aufzuhalten, ich will also nur so viel sagen, daß Ismael dem Usumut die Krone und das Leben nahm, und daß ihn Persien vor sein rechtmäßiges Oberhaupt erkannte. An diesem glücklichen Ausgange hatte Tor nicht wenig Theil. Seine Klugheit und seine Tapferkeit überstiegen alle Hindernisse, und bahneten dem Ismael überall den Weg.

Kaum war Ismael auf den Trohn gekommen, als er dem Prinzen von Ormus mit dem grösten Eifer seine Hochachtung und seine Dankbarkeit zu erkennen gab. Tor blieb sein vertrautester Rath, sein Feldherr und sein Freund, und er machte öffentlich bekant, daß er sein Glück und sein Reich diesem Helden zu danken hätte. Er reitzete seine Unterthanen diesem Prinzen mit der grösten Ehrerbietung zu begegnen, der ihre Zuflucht ward, und der sie täglich glücklicher machete. Er hörete die Lobsprüche welche dem Tor ertheilet wurden mit dem grösten Vergnügen an, und die Ehrenbezeigungen, welche man diesem Helden erwies, erweckten ihm weder Furcht noch Neid. Edle Würkungen eines grossen Gemüthes, welches mit Vergnügen andern Recht wiederfahren lässet, und das sich über die Ehre freuet, welche sie empfangen.

Inzwischen verlangte den Tor einmal sein Vaterland wieder zu sehen, welches er in der zartesten Jugend verlassen hatte. Sein Vater war gestorben und sein älterer Bruder Zaisadin führete daselbst den Scepter. Ismael ließ zu dieser Reise die prächtigsten Anstalten machen, und Tor langete zu Ormus mit einem königlichen Gefolge an. Der

Ruf

Ruf seiner Heldenthaten war voraus gegangen, und Ormus sahe diesen Prinzen mit frolockenden Glückwünschen.

Zaifadin besaß nicht das geringste von dem heroischen Gemüte seines Bruders, er war weichlich, furchtsam und leichtgläubig. Unter den Personen aber, welche an seinem Hofe einen besondern Rang hatten, war Milla, eine Prinzeßin aus dem Geblüte der Könige von Ormus, die erste. Die Natur hatte in dieser Prinzeßin alle ihre Vortheile vereiniget, nur daß dieselben von einer allzuumumschränkten Ehrsucht begleitet wurden. Nichts konnte ihr Herz mehr bewegen, als der Anblick des Trohnes; die höchste Stufe war in ihren Augen das einzige was ein Mensch verlangen sollte, und sie wies hernach in Persien, daß man zu allen Arten von Lastern seine Zuflucht nimmt, wenn man, es koste was es wolle, diese Stufe zu erreichen trachtet. Sie blickete von ihrer Hoheit auf alle andere Menschen mit Verachtung, sie fand in denselben einen Haufen Sclaven, von dem sie die Anbetung erwartete, und alles was man an ihr für Tugend ansahe, war nichts als eine Würkung ihres Hochmuts. Gleichwohl ward sie von den Vorzügen des Prinzen von Ormus gerühret, so wie Tor sich nicht entbrechen konnte bey dem Anblicke dieser schönen Verwandtin empfindlich zu seyn. Allein Milla verwarf sofort die Regungen ihres Herzens, als sie sich besann, daß Tor ohne Trohn war, und daß er vielleicht durch die Erben seines Bruders auf ewig davon ausgeschlossen werden könnte. Sie nahm vielmehr die Aufwartung des Zaifadin mit einer empfindlichen Freude an, weil ihr dieselbe eine Krone zeigete. Sie liebete den Prinzen von Ormus, allein sie liebete den Trohn noch weit mehr, und sie würde sich gewiß auf denselben zu dem Zaifadin gesetzet haben, den sie gleichwohl heimlich verlachete, wenn derselbe nicht plötzlich die Welt verlassen hätte.

Dieser Tod überließ dem Tor die Regierung, und nunmehro gab Milla ihrem Herzen ohne Wiederspruch Gehör. Sie wuste, daß sie dem neuen Könige nicht gleichgültig war, sie wünschte selbst nichts mehr, als ihn gekrönt zu sehen, und mit ihm vereiniget zu werden, und sie erhielt ihren Endzweck. Milla ward also Königin, und zugleich die Gemahlin eines Prinzen, der sie auf das zärtlichste liebete, und an dem sie bißher nichts als den äusserlichen Glanz verlanget hatte, von welchem er nunmehro umgeben wurde.

Tor ertheilete dem Ismael von dieser Veränderung Nachricht, und versprach, sobald er die Regierung seines Königreiches eingerichtet hätte, sich mit seiner Gemahlin bey ihm einzufinden, und die noch übrigen Kriege vollends mit ihm auszuführen. Ismael vernahm die Erhebung des Tor mit demjenigen Vergnügen, welches allein ein grosses Herz und die wahre Freundschaft erwecken können, und von der Zeit an wiederholete er beständig sein Verlangen den König von Ormus und seine Gemahlin bey sich zu sehen.

Tor brach auch in der That nach Persien auf, sobald er die nöthigen Anordnungen in seinem Reiche gemacht hatte, und Ismael ließ in allen seinen Ländern befehlen, diese beyden durchlauchtigen Personen mit allen denenjenigen Ehrenbezeigungen zu empfangen, welche ihm selbst gehörten. Als sie sich der Stadt Tauris näherten, kam ihnen Ismael ent-

entgegen und bewillkommete sie mit einer Pracht und mit solchen Ehrenbezeigungen, welche gewiß ein Herz vergnügt haben würden, das weniger ehrsüchtig gewesen wäre, als der Milla ihres. Ismael ordnete eine eigene Hofstatt an, welche den Glanz dieser stolzen Königin vermehren sollte. Er begegnete ihr mit einer Ehrerbietung, welche der Beherrscherinn der ganzen Welt genug gewesen wäre, und alles was Milla verlangete ward mit der genauesten Aufmerksamkeit ausgerichtet. Der ganze Hof folgete dem Exempel des Ismael, und es schien, als wenn Milla zugleich eine Monarchin der Perser geworden wäre.

In dieser Herlichkeit gefiel sie sich selbst, und nichts würde sie allem Ansehen nach in dem ruhigen Besitze derselben gestöret haben, wenn die Ehrsucht sich Grenzen setzen könnte. Unglückselige Leidenschaft! die immer mehr verlanget, je mehr sie erhält, und welche den Vorzug in einem Augenblicke wieder vergessen macht, in dem sie noch kurz zuvor ihre gröste Glückseligkeit suchete.

Mitten unter den Lustbarkeiten des Hofes berathschlageten sich Ismael und Tor, wie sie den Hochmuth der Türken demütigen, die Tartarn einschränken, und der Gefahr zuvor kommen könnten, welche ihnen auf Anstiften des Großsultans von Seiten des Mogols gedrohet wurde. Die persischen Völker wurden zusammen gerufen, und ein Theil davon ward dem Tor übergeben, dem letztern in sein eigenes Land zu fallen, da Ismael selbst wieder die Tartern zog. Beyde Heere gingen unter der Anführung ihrer tapfern Könige mehr zum Siege als zu der Schlacht, und vereinigten sich endlich wieder mit Ruhm und Beute. Alle diese Triumphe erfülleten Tauris mit Frolocken, und die Königin von Ormus hörete täglich die Lobgesänge, welche den Heldenmuth ihres Gemahls ausbreiteten. Ismael selbst beförderte dieses Lob, da er dem Tor allen Ruhm allein beylegete, und es schien, als wenn dieser grosse König weit vergnügter war, seinen Freund geehrt zu sehen, als gesiegt zu haben.

Nur Milla ward dadurch gereizt ihrer Ehrsucht noch ein weit höher Ziel zu setzen. Weder der Trohn von Ormus, noch die Gefälligkeiten des Ismaels, noch die Ehrerbietung, welche ihr alle Perser bezeigeten, konnte sie weiter vergnügen, so lange noch eine Stufe übrig war, die ihr höher fürkam, als diejenige auf der sie sich bereits befand. Sie glaubete, daß sie gar nichts besas, so lange sie nicht Königin von Persien war, und sie sprach ihrem Gemahl dieses Reich als eine Belohnung seiner Verdienste zu. Ihre Ehrsucht wachte nunmehro ganz von neuem auf, und sie fassete den Entschluß den Ismael aus dem Wege zu räumen und den Tor zum Sophy von Persien zu machen. Dieser Anschlag schien der Grösse ihres Geistes gemäß zu seyn, sie verherlichte sich dabey selbst, und sie stellete sich für, daß ihr Gemahl ihr die Mittel leicht vergeben würde, wodurch sie zu diesem Ziele gelanget wäre

Doch ich bin genötiget den blutigen Ausgang dieses grausamen Entschlusses bis in das nächste Blatt zu verspahren.

Phillis.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Dreißigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 24. Auguſt 1741.

Sobald Milla ſich in dem Entſchluſſe geſtärket hatte Perſien an ſich zu bringen, ſobald fieng ſie an dieſes Werk mit Ernſt in Bewegung zu ſetzen. Ihre Abſicht muſte durchaus dem Tor verborgen bleiben, weil ſie wohl wuſte, daß dieſer groſſe Mann ſich nunmehro in eine Verrätherey wieder ſeinen Freund einlaſſen würde, und gleichwohl war ſie allein nicht genug einen ſo greichen und gefürchteten Monarchen von ſeinem Trohne zu reiſſen. Milla hatte ſo viel Verſtand als Ehrſucht, ſie kannte die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Herzen, ſie wuſte wie geneigt die Völker der dortigen Gegend zum Aufruhr ſind, und ſie bemerkete auch mitten unter dem Eifer für den Sophy bey verſchiedenen Groſſen ein heimliches Mißvergnügen. Dieſe Einſicht kam ihr bey ihrem unmenſchlichen Vorſatze zu ſtatten, und ſie nahm nunmehro alle diejenigen Geſtalten an, in welchen ſie ſich zeigen muſte ihr Vorhaben auszuführen. Sie legte eine Zeitlang den Stolz ab, mit welchem ſie alle diejenigen die unter ihr waren angeſehen hatte, ſie verſtattete auch dem geringſten einen freyen Zutritt, ſie hörete ihn mit einer gewinnenden Freundlichkeit an, und ſie ließ ihn niemals ohne eine Gnadenbezeigung zurück gehen. Da Ismael befohlen hatte, ihr in ſeiner Abweſenheit die gröſte Ehrerbietung zu bezeigen, und da der ganze Hof ihr beſtändig die Aufwartung machete, ſo fiel es ihr nicht ſchwer hinter die Geheimniſſe eines jeden Hauſes zu kommen, die Verhältniſſe derjenigen zu erforſchen, deren ſie ſich zu ihrem Endzwecke bedienen muſte, und diejenigen durch ihren Vorſpruch herfür zu ziehen, bey welchen ſie Bosheit genug fand alles zu unternehmen. Bald ließ ſie ſich die traurige Geſchichte derjenigen erzehlen, welche Ismael bey dem Antritt ſeiner Regierung hinrichten laſſen. Sie wehlete zu dieſer Verrichtung gerade die Verwandten der Getödteten, ſie beklagte den Untergang dieſer Unglücklichen mit einer Art, welche den Ismael der Tyranney beſchuldigte, ſie legete ihm gewiſſe Züge eines Wütrichs bey, die nicht ohne Eindruck angebracht wurden, und es ſchien, als wenn ſie für eine noch gröſſere Grauſamkeit beſorgt wäre. Bald theilete ſie unter den Groſſen und dem Volcke die wichtigſten Geſchenke aus, bald zeigete ſie ſich ſelbſt in einer Pracht, welche aller Augen auf ſie zog, bald lockete ſie mit einer ungemeinen Kunſt die innerſten Gedanken aus den Herzen derjenigen, von welchen ſie wuſte, daß ſie Urſache zu haben glaubeten, mit der Regierung nicht zufrieden zu ſeyn, und endlich gab ſie den Vornehmſten Gelegenheit ſich in ihrer Gegenwart über den Ismael zu beſchweren.

Als Milla es ſo weit gebracht hatte, ſo brach ſie endlich gegen einige Verteaute los. Sie maſtete ihnen den Sophy mit den heßlichſten Farben ab, ſie führete ihre Zuhörer auf ſeine verübten Grauſamkeiten zurück, ſie ſagete ihnen, daß ſein Blutdurſt noch nicht geſättiget wäre, und daß Perſien ſich beſtändig unter dem Joche eines Tyrannen befinden würde, ſo lange Ismael lebete. Ich liebe die Perſer, ſetzete ſie hinzu, und ich ſehe ihr Elend mit Mitleiden an. Ihr ſeyd alle eures Lebens keinen Augenblick ſicher, ſobald der Argwohn bey dem Ismael wieder aufwachet, welcher ihn ſofort als er den Thron betrat zu ſo vielen Hinrichtungen bewog, und er wird gewiß wieder aufwachen, weil ein Tyrann ſeine Furcht oft nur eine Zeitlang verſtecket. Nichts kann euch von eurem blutigen Verderben erretten als ein Held, der eure ermordete Väter und Verwandten rächet, und deſſen Gnade ſo groß iſt als ſeine Tapferkeit. Tor beſchloß ſie endlich mit einem ſchmeichelnden Geſichte, Tor iſt euer Erlöſer, und der einzige Held, welcher verdienet über ſo tapfere Männer zu herrſchen.

Dieſe verführeriſche Rede drang bis zu das Herz der Verräther, aus welchen dieſer Ausſchuß beſtand. Sie warfen ſich zu den Füſſen der Milla, ſie nannten dieſe ſtolze Königin mit einer knechtiſchen Schmeiche-

ten ihre Zuflucht, ſie reizeten ſie die Mittel zu ihrer Erlöſung auszufinden, und ſie verſchwuren ſich ihr Leben für ein ſo groſſes Unternehmen aufzuopfern. Hier ward die Ehrſucht der Milla noch mehr gerühret, ſie ſahe in dieſem ungetreuen Haufen bereits ganz Perſien zu ihren Füſſen liegen, und ſie verſprach demſelben ihren Beyſtand, indem ſie dieſen Verräthern zugleich zeigete, daß die Verſchwiegenheit durchaus nothwendig wäre ihre Glückſeligkeit zu befördern.

Doch ſie hatte noch wenig gewonnen, ſo lange der Emadouler, welcher in der Abweſenheit des Sophy die höchſte Gewalt hat, und der Sadree Caſſa, der Oberſte unter den Geiſtlichen nicht auf ihre Seite getreten waren. Milla welche beyde auf das genaueſte ausgeforſchet hatte, kannte alle ihre Schwachheiten, und machte ſich dieſelben zu Nutze. Sie wuſte, daß der Emadouler den Reitzungen des Geldes nicht widerſtehen konnte, und daß ſein Herz ſich zu allem erkaufen ließ. Milla reitzete dieſe Begierde erſt durch einige Geſchenke, und über häufte ihn endlich mit ſo unermeßlichen Reichthümern, daß der Emadouler ihr verſprach nicht allein den Sophy, ſondern wenn es der ihm ſtünde die ganze Welt zu verrathen. So erſchrecklich weit führet die unerſättliche Begierde zum Golde! Der Sadree Caſſa folgete dieſem angeſehenen Verräther, nur auf einem andern Wege. Milla hatte in den Unterredungen die ſie mit ihm gehalten durch ihre Einſicht den Wiederwillen entdecket, mit welchem dieſer oberſte Prieſter die Veränderungen anſahe, die der Sophy in der Religion gemacht hatte. Er war heimlich der Secte der Türken zugethan, da hingegen Ismael und faſt ganz Perſien den Aly für ihren Propheten erkannten. In einem beſondern Geſpräche, in welchem Milla ihm viel Vertraulichkeit bewies, entdeckete ſie ihm zugleich, daß ſie bisher nur aus Zwang dem Götzendienſte des Aly ergeben geweſen, und daß ſie nichts mehr wünſchete, als die Gelegenheit ſich öffentlich für die Türken zu erklären. Ich kenne euer Herz, und es kommt euch zu, heiliger Vater, fuhr ſie fort, die Ehre unſers groſſen Propheten zu retten, denn euch hat er ſeine Gewalt aufgetragen. Sein Exempel ſoll euch lehren, daß man zu Feuer und Schwerdt greifen muß, wenn es auf die Vertheidigung ſeiner Warheiten ankommt, und daß keine Pflicht und keine Verbindung heiliger iſt, als die euch mit ihm verknüpfet. Ich darf euch den Tyrannen nicht nennen, der zugleich die Gewiſſen unterdrücket, und der zugleich ſo viel tauſend Menſchen zum Irrthume führet, allein dieſes muß ich euch ſagen, daß ihr dereinſt dem groſſen Propheten für eure Trägheit, mit der ihr dieſe Verknüpfung angeſehen, die ſchwerſte Rechenſchaft werdet geben müſſen. Erwachet heiliger Vater aus eurem Schlafe, gebrauchet euch des Anſehens, welches euch gehöret und erwartet alles von meinem Beyſtande.

Die Menſchen ſind niemals blinder, als für die Religion, und der Sadree Caſſa, welchen dieſe Anrede auf das empfindlichſte gerühret hatte, erklärte ſich mit einem geiſtlichen Eifer die Ehre des Propheten zu retten. Milla machte ihn ſodann ihrer Abſicht theilhaftig, ſie ſchmeichelte ihn mit dem Ruhme, welcher aus dieſer Unternehmung gewiß auf ihn fallen würde, und beyde beſchloſſen zur Vertheidigung der Religion den Sophy aufzureiben, und Perſien mit Mord und Blut zu erfüllen. Grauſame Vertheidigung! Wolte GOtt, du wäreſt niemals von dieſen barbariſchen Völkern bis zu den Chriſten gedrungen!

Nunmehro war der Grund zu dieſer abſcheulichen Verrätherey völlig geleget, und Milla verfertigte ſelbſt den Plan, wie ſie ausgeführet werden ſollte. Dieſer ging dahin noch vollends die mächtigſten an ſich zu ziehen, den Ismael zu ermorden, auf erhaltene Nachricht ſeines Todes überall Aufruhr anzufangen, und unter demſelben den Tor zum Sophy von Perſien auszurufen, welchem das Kriegesheer bald folgen würde welches denſelben ſo ſchon mit der gröſten Ehrfurcht anſahe. Die Häupter dieſer Verſchwerung verſäumeten nichts ihren Anhang mit ungemeiner Behutſamkeit zu verſtärken, und ſie fanden überall Gehör. So unglücklich ſind auch die gröſten Prinzen, daß alle ihre Tugenden ihnen für der Verrätherey nicht Sicherheit ſchaffen können, und ſo groß iſt die Undankbarkeit und der Wankelmuth der Unterthanen.

Das Cabinet der Milla war der Sammelplatz, wo man allemal um den dritten Tag durch verſchiedene heimliche Wege ſich einfand, ihr von dem Fortgange der Verſchwerung Nachricht zu geben, und als ihr die Rotte nunmehr ſtark genug ſürkam mehr zu unternehmen, ſo beſchloß ſie zu der Ausführung ſelbſt zu ſchreiten.

Die Ehrſucht hatte der Milla die Gefahr ihres Vorhabens ganz verſtecket. Sie ſahe nichts als die Höhe zu der ſie kletterte, ohne auf den Abgrund acht zu haben, welcher ſo nahe dabey war. Dieſes iſt die Eigenſchaft aller Laſter, je mehr ſie überhand nehmen, je mehr verdunkeln ſie den Verſtand, je finſterer wird die Verſtellungskraft, und bey dieſer Blindheit erreichet man allemal das Verderben.

In der Gegend von Tauris lag ein Theil des Kriegsheeres, welches den Mogol geſchlagen hatte, theils etwas auszuruhen, theils eine neue Verſtärkung abzuwarten. Bey dieſen Völkern ſtanden ein Paar Oberſten, die aus dem Geſchlechte der Alwyns waren, deſſen ich ſchon gedacht habe. Ismael hatte ſie mit zum

Tode

Tode verdammet, als er das Geschlecht dieses unrechtmäßigen Besitzers der persischen Crone vertilgen
wollte, und bloß die Vorbitte des Königes von Ormus hatte ihnen das Leben gerettet. Niemand konnte
sie vor dem Tage an tadeln und ihr Wohlverhalten hatte ihnen selbst die Gnade des Ismaels zuwege ge-
bracht. Der eine hieß Evangelycha und der andere Abuakamcha. Diese beyden Obersten wurden
von der Milla auserschen dem Sophy das Leben zu rauben. Die Königin von Ormus zog sie erst durch
ihre angenommene Freundlichkeit an sich, sie ließ beyden tausend Proben ihres Vertrauens sehen, sie suchete
nur erst durch ein verstelltes Mittleiden über das Unglück des Hauses dieser Verfährten ihre Rache zu er-
regen, und sobald sie durch ihre tiefe Einsicht den Eindruck ihrer List merckete, so muste der Etmadoulet
die Neigung dieser Betrogenen weiter erforschen. Evangelycha und Abuakamcha liessen sich durch die
Vorstellungen dieses verrätherischen Geitzhalses leicht gewinnen, welcher sie bey der Nacht zu der Königinn
führete. Milla beschenkete sie sehr reichlich, sie erinnerte beyde, daß es nunmehro Zeit wäre den trauri-
gen Untergang ihrer Freunde zu rächen, und sie versprach ihnen unter der Regierung des Tor die erhaben-
sten Ehrenstellen. Evangelycha und Abuakamcha welche durch den Etmadoulet schon zubereitet wa-
ren, erklärten sich den Befehl der Königin auszurichten, und ihr Leben in ihrem Dienste aufzuopfern.

Wohlan rief Milla hierauf, so höret meinen Entschluß. Ich werde in eurem Namen bey dem Ismael
anhalten, euch zu seinem Kriegsheere zu rufen, ich werde ihm melden, daß ihr nichts eyfriger begehret als
vor seinen Augen euch seiner Gnade würdiger zu machen, und er wird euch zu sich kommen lassen, weil er
mir nichts abschläget: Gewinnet sodann im Lager alle diejenigen, an welchen ihr einiges Mißvergnügen
merket, ermordet den Tyrannen und verhaltet euch weiter nach der Vorschrift die ich euch ertheilen werde.
Die beyden Obersten wiederholten ihr Versprechen, und dieser schreckliche Blutrath schied sodann ausein-
ander.

Die Königin von Ormus verweilete nicht lange den Ismael zu ersuchen, diese erkauften Obersten in
das Lager zu rufen, und beyde erhielten Befehl mit ihren Völkern zu ihm zu stossen. Die letzte Nacht wur-
den sie abermals zu der Königin gerufen, welche ihnen mit den feindseligsten Vorstellungen den Plan ihres
ganzen Unternehmens nebst der Liste der Verräther und dem Unterrichte zustellete, damit sie den Zusam-
menhang wissen und ihr ferneres Betragen überlegen könnten und alles dieses war von ihrer eigenen Hand
aufgezeichnet worden. Bey diesem allen aber gebot sie ihnen alle Vorsicht anzuwenden, daß ihr Vorha-
ben dem Tor verborgen bliebe, weil sonst diese grosse Sache gewiß zurück gehen und ihnen die Gelegenheit
geraubet werden würde ihr Vaterland zu befreyen und den Ruhm der ersten Helden zu erlangen. Beyde
wiederholten der Königin den Eyd, ihrem Befehle ohne die geringste Aenderung nachzuleben, und verfüg-
ten sich zu ihrem Heere.

Evangelycha und Abuakamcha verliessen also Tauris mit ihren Völkern, und erreichten das Lager
des Sophy welcher bey Derbent lag. Ismael besahe ihre Völker, welche er im guten Stande fand, und
als er wieder in sein Zelt gekommen war, ließ er beyde zu sich rufen. Ich bin mit eurem Wohlverhalten
überaus vergnügt, sagete er zu ihnen. Eure Treue und eure Tapferkeit haben euch meine Gnade erwor-
ben, und damit ich euch dieselbe deutlicher zu erkennen gebe, so mache ich dich Evangelycha zum Statthal-
ter von Keilan, und dich Abuakamcha zum Statthalter von Armenien.

Niemals ist vielleicht ein Erstaunen grösser gewesen, als dasjenige, worinn sich diese beyden Obersten be-
fanden. Sie waren in das Lager gekommen den Ismael zu ermorden, und er erhub sie zu den ansehnlich-
sten Ehrenstellen und zwar ihre Treue zu belohnen. Dieses Erstaunen verwandelte sich endlich in eine Un-
ruhe, welche sie kaum verbergen konnten, als sie dem Sophy ihre Danksagung abstatteten. Inzwischen
verfügten sie sich auch in das Zelt des Tor, auch ihm für diese Erhebung zu danken, weil sie glaubeten, daß sie
dieselbe allein seinem Vorspruche schuldig wären. Allein Tor benahm ihnen diesen Irrthum: Nein, fiel er ih-
nen in die Rede, die Gnade welche euch der Monarch von Persien erweiset rühret von ihm allein her, ich
habe nicht den geringsten Theil daran. Sehet wie glücklich man ist diesem grossen Prinzen zu dienen, wel-
cher die Tugend so gut kennet, und der sie so ansehnlich belohnet. Ismael ist großmütig und gnädig, machet
euch ferner seiner Aufmerksamkeit würdig, und lasset kein anderes Andenken bey euch Statt haben, als diese
Gnade.

Diese Rede brachte vollends das Gemüth der beyden Obersten in Unordnung. Sie verfügten sich ohne
ein Wort zu reden wieder in ihr Zelt, wo sie sich eine Zeitlang ganz tiefsinnig ansahen. Endlich brach
Evangelycha das Stillschweigen. Eure Augen fieng er an, Abuakamcha entdecken mir, was in eurer
Seele fürgehet. Ismael hat uns überwunden und wir sind seiner Gnade unwürdig. Ja Evangelycha
antwortete ihm sein Gefährte mit einer heftigen Bewegung, wir sind strafenswürdig, allein lasset uns we-
nigstens dem Ismael das ganze Vorhaben entdecken, und sodann sterben.

Dieses

Dieſer Entſchluß ward ſofort angenommen und beyde lieſſen noch denſelben Abend, als Tor ſich weggegeben hatte, bey dem Sophy um geheimes Gehör anhalten. Ismael befahl ſie herein zu führen, und beyde warfen ſich zu ſeinen Füſſen. Wir kommen vor deinen Augen zu ſterben rieſen ſie, denn wir ſind Verräther. Milla ſuchet dich zu ermorden, und wir ſind das Werkzeug, welches ſie dazu erſehen hatte. Dieſes Verzeichnis von ihrer eigenen Hand wird dir alles ſagen, wir aber rufen deine Gerechtigkeit an, da wir uns deiner Großmuth unwürdig gemacht haben.

Ismael ſtutzete, er öfnete die überreichten Tafeln, und fand die Züge der Milla welche ihm bekant waren. Redet, brach er endlich los, entdecket mir alles was ihr wiſſet, und erwartet für euer Bekenntniß meine Gnade. Evangelycha welcher ſodenn das Wort ergrif, erzehlete dem Sophy alle Umſtände dieſer grauſamen Verſchwerung, er entdeckete ihm die Untreue des Etmadoules und des Sadree-Caſſa und er entwickelte ihm dieſe Verrätherey ſo genau, daß Ismael bey der Schrift der Milla nicht weiter an der Warheit zweifeln konnte. Stehet auf, ſagete er nunmehro, eure Reue verhindert eure Strafe, gehet in euer Zelt, ſchweiget und erwartet meinen weitern Befehl.

Sobald ſich die beyden Oberſten weggegeben hatten zeichnete der Sophy etwas unter die Tafel und verfügete ſich ſodann zu dem Tor. Der König von Ormus wunderte ſich als er den Ismael ſo ſpät in ſein Zelt treten ſahe und er fragete ihn mit einiger Unruhe nach der Urſache. Lies, ſagt Ismael an, Milla trachtet nach meinem Leben und verräth dich und mich. Lies dieſen Plan, welchen ſie mit eigener Hand aufgezeichnet hat. Ich laſſe dir Recht wiederfahren und dencke hierbey ſo von dir, wie ich glaube, daß du von mir denken würdeſt. Morgen breche ich von hier auf; nimm ein Gefolge zu dir, welches ich dir bald ſchicken werde, eile damit nach Tauris, ſtrafe, tödte, verſchone, vergieb wie du es gut findeſt, ich laſſe mein Leben und mein Reich in deinen Händen. Du wirſt in dieſen Tafeln den Befehl finden, worinn ich dich zum Regenten des Reiches erkläre, und worinn ich dir zugleich alle Gewalt ertheile.

Kaum hatte der Sophy dieſe Rede geendiget, ſo verließ er den König von Ormus wieder, ohne ſeine Antwort zu erwarten. Tor erwachete nach ſeinem Abſchiede aus einem tiefen Traume. Er eröfnete die Tafeln, er ſahe die Hand der Milla, er wiederholete was er gehöret hatte, und ſein Herz ward in eine ausnehmende Betrübniß geſetzet. Er liebete die Milla mehr als ſein Leben, und er muſte eine Klage hören, welche ſie allerdinges aller ſeiner Zärtlichkeit unwürdig machte. Er fing an die Nachrichten genau zu unterſuchen, allein er fand nichts, als was ſeine Betrübniß vermehrete. Dieſe Erkenntniß erfüllete ſein Herz mit Wiederwillen und Abſcheu, und er beſchloß alle ſeine Liebe und Hochachtung von der Milla zurück zu nehmen. Wie hart kam ihm nicht dieſer Entſchluß an, wie oft vertheidigte er nicht ſelbſt dieſe verirrte Königin, doch wenn ihm die Verſchwerung wieder einfiel, wenn er das Betragen des Sophy erwog, ſo erkannte er die Milla für höchſt ſtrafwürdig.

In dieſen Gedanken eilete er mit einem auserleſenen Gefolge nach Tauris, wo er eher erſchien, als man ihn vermuthete. Er bemeiſterte ſich ſofort des Etmadoules und des Sadree-Caſſa, welche beyde hingerichtet wurden. Sobald dieſes geſchehen war, verſammlete er den Staatsrath, dem er von der Verſchwerung Nachricht gab. Er zeigete demſelben die Vollmacht des Sophy, und ließ ſodann eine allgemeine Vergebung bekant machen, wodurch alles in Ruhe blieb.

Nun war noch die Unterredung übrig, welche dem Tor am ſchmerzhafteſten fallen muſte. Milla ward bereits bewachet, und er ſahe ſie, allein nicht mit der Freundlichkeit eines Gemahls, ſondern mit der Strenge eines Richters. Königin ſagete er zu ihr, ihr habet euch meiner Liebe und meiner Hochachtung unwürdig gemacht. Bereitet euch in einer Stunde nach Ormus zu gehen, und vergeſſet daſelbſt euren Gemahl den ihr auf das empfindlichſte beleidiget. Ich ſollte euch härter ſtrafen, allein ich will euch Zeit gönnen euer Verbrechen zu erkennen. Die erſchrockene Milla warf ſich zu ſeinen Füſſen, ein Thränenbach benezete die ſchönen Wangen, ſie brachte alles vor was ihren Gemahl bewegen konnte, und ſie war niemals reizender geweſen, als in dieſer demüthigen Stellung. Tor zitterte bey dieſer Unterredung, er brauchte alle Gröſſe ſeines Geiſtes ſtandhaft zu bleiben, und er kündigte ihr an, daß weiter nichts vor ſie zu hoffen wäre. In dieſem Abgrunde bemeiſterte ſich die Raſerey dieſer unglücklichen Königin. Sie ſahe daß ſie die Liebe ihres Gemahls, alle ihre Hoheit verlohren hatte, und ſie ermordete ſich ſelbſt.

So gewaltſam beſchloß eine junge Prinzeßin ihr Leben, welches glücklich würde geweſen ſeyn, wenn ſie mehr Tugend und weniger Ehrſucht beſeſſen hätte.

Phillis.

Dieſes Blatt wird alle Donnerſtage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Ein und dreißigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 31. August 1741.

Unter den aufgeweckten Schriften die bißher bey mir eingelaufen sind, habe ich heute folgende erwehlet, sie meinen Lesern bekant zu machen. Der muntere Scherz scheinet allein der Bewegungsgrund zu deren Abfassung gewesen zu seyn, wofern man aber Einwendungen dawieder machen will, so kommt dieses hauptsächlich den Damen zu.

Die meisten Klagen in der Welt geschehen über die Unbeständigkeit. Ein jeglicher, wes Standes er ist, glaubt Ursache zu haben, sich darüber zu beschweren. Es gehet den Menschen mit diesen Klagen, wie es ihnen mit den Wünschen gehet: Sie bedenken nicht, was sie wünschen, und begreifen nicht worüber sie sich beklagen. Wer über die Unbeständigkeit klaget, der beleidiget die Natur, maaßen in derselben weder was beständiges ist, noch seyn kann. Alle Sachen auf Erden sind dem Wechsel und der Veränderung unterworfen. Darinn bestehet eigentlich die Glückseeligkeit irrdischer Dinge, welche nicht anders als durch einen beständigen Unbestand auf einander folgen können. Unbedachtsam, ja gar ungerecht sind also die Klagen, welche ein Printz über den Wankelmuth seiner Unterthanen, ein Volk über die veränderliche Gunst seiner Fürsten, ein Soldat über das Wechsel-Glück der Waffen; ein Schiffer über den Unbestand des Windes; ein Sternseher über die Abweichung der Himmels-Lichter; ein Ackersmann über die Aenderung des Wetters; ein Spieler über den Umschlag der Würfel; das menschliche Geschlecht überhaupt über den Unbestand des Glückes; ein Liebhaber über den veränderlichen Sinn seiner Geliebten; und insonderheit das Frauenzimmer über die undankbahre Unbeständigkeit des männlichen Geschlechts führet.

Allein die Schönen möchten wohl mit ihren Klagen über die Unbeständigkeit zu Hause bleiben, weil sie am allerwenigsten dazu befugt sind. Was man selber übt, muß man an andern nicht tadeln. Die Natur-Kündiger behaupten, daß der Mond das wahre Sinnbild der Unbeständigkeit, der Leit-Stern des weiblichen Geschlechtes sey. Jener ändert sich ohn Unterlaß. In Jahr und Tag wird er dreyzehn mahl voll und neu. Eine Dirne ändert sich öffters sechs und zwanzig mahl in vier und zwanzig Stunden, denn sonst würde ihr Zeit und Weile lang werden. Es kleidet daher die Mädchen sehr schlecht zum Gesichte, wenn sie sich ungeberdig stellen, daß ihnen ihre Liebhaber abtrünnig werden. Die guten Kinder gefallen nicht immer, haben auch die Kunst noch nicht erfunden, ihre

Schönheit beständig zu machen. Sie haben noch keine Schminke erdacht, welche beständig an den sauber scheinenden und doch übertünchten Wangen klebet, also daß inwendiges und auswendiges an ihnen gleich wankelhaft und wetterwendisch ist, welches letztere sie alle Tage mit ihrer neuen Kleider-Ordnung beweisen. Nichts desto weniger bilden sie sich ein von Eigenliebe bezaubert, und von Eitelkeit bethöret, aus den Herzen der Männer ewige Sclaven zu machen. Ihre Dienstbarkeit soll seyn wie die Hölle aus welcher keine Erlösung ist.

Mißlinget ihnen nun dieses ihr Haupt-Absehen, und einziges Bemühen in ihrem Leben, so werden sie entweder zu der grausamsten Rache verleitet, oder in die äusserste Verzweiflung gestürzet. Medea rächete sich an dem Jason durch den Mord ihrer eigenen Kinder; weil er in ihre verwelkte Schönheit nicht mehr verliebt seyn konnte, sondern sich an der jungen Creüsa vergaffet hatte. Dejanira entblödete sich nicht den grossen Hercules zu vergifften, weil er die Jole auf eine Zeitlang schöner fand. Hermione ließ den Pyrrhus in dem Tempel zu Delphis meichelmörderischer Weise hinrichten, weil ihm die Andromache besser gefiele. Dido stach sich den Degen in das Herz, weil Aeneas ihr zu Gefallen die Verheissung der Götter zu Stifftung des Römischen Volks nicht fahren lassen wollte. Phillis erhenkte sich, weil Demophoon ihrer Schönheit die Pracht der Crone von Athen vorzog. Cleopatra brauchte Nattern zum Selbst-Mord; weil sie keinen Narren mehr finden konnte, der, wie Marc Anton in ihrer Knechtschafft die Welt verlieren wollte.

Es ist ein Sprichwort unter den Britten, daß es keine Schande sey unbeständig zu werden, um etwas bessers zu bekommen. Der Magen verlanget nicht immer dieselben Speisen, und das Herz heget nicht immer dieselben Gedanken. Die Beständigkeit würde uns zu den unglückseeligsten unter allen Geschöpfen machen. Die Vernunft selber, die uns zu Menschen macht, lehret uns, daß der Wechsel nothwendig sey, und die Erfahrung bestätiget es. Wir können nicht immer schlafen auch nicht immer wachen; nicht immer essen, auch nicht immmer fasten; nicht immer liegen, auch nicht immer gehen; nicht immer trinken, auch nicht immer dürsten; nicht immer sitzen, auch nicht immer stehen. Alles hat seine Zeit und seine Maasse, und nichts ist angenehmer als die Veränderung, nichts ist verdrießlicher und langweiliger als was immer einerley ist.

Wenn die Schönen dieses alles recht in Betrachtung ziehen, so werden ihre Klagen über die Unbeständigkeit bald verstummen müssen. Sie werden von andern nicht begehren was sie selber nicht halten können. Mehrere Beweisthümer von dieser Warheit giebt uns folgende warhaffte Geschichte an die Hand, welche wir kürzlich allhier erzehlen wollen.

Bajazeth, ein Ottemannischer Prinz, war von der gütigen Natur mit den vortreflichsten Gemüths- und Leibes-Gaben ausgezieret. Tapferkeit, Großmuth, und Redlichkeit, Stärke, Schönheit und Anmuth waren an seiner Seelen, und an der Zusammensetzung seiner Gliedmaassen, in dem vollkommensten Grad zu spühren. Jene wurden von allen Völkern des türkischen Reichs mit Wunder und Ehrfurcht geschauet, und durch diese wur-

wurden alle Muſelmänniſche Schönheiten getroffen und bezaubert. Ihrer viele hatten ſich in ihn vergaffet, ihrer ſehr wenige aber Gnade gefunden. Nicht, weil er unempfindlich, ſondern weil er überaus heklich war. Er verehrete die Schönen mit aller Hochachtung, ſchlug ihnen auch ſeine Gunſt nicht ab, wenn ſie ſich derſelben würdig machten. Er lehnete ihnen ſein Herze, gab es ihnen aber niemals zu eigen; Denn er wollte keines Herrn Knecht, und keines Frauenzimmers Sclave werden. Sein Herz blieb ſo frey, wie ſein Degen. Beyde wurden unaufhörlich angefochten, aber niemahlen überwunden. Männer und Weiber erſchracken und zitterten aus Erſtaunen und Entzündung, wenn er ſich nur ſehen ließ. Keiner konnte ſeinen Waffen, und keine ſeinem Liebreitz wiederſtehen, womit er alles, was ihm vorkam, zu ſeinen Füſſen warf. Er ſiegete, aber niemahls ohne Mitleyden, und es jammerte ihm, daß er ſo viele Unglückſeelige machen muſte.

Unter der unſäglichen Zahl dieſer Armſeeligen befand ſich Theodora, Prinzeßin aus Georgien, Ein Wunderwerk ihrer Zeit, und ein Meiſterſtücke der Schöpfung. Glückſeelig! wenn ſie beſcheiden, und mit demjenigen zufrieden geweſen wäre, was ihr Bajazeth aus unverfälſchter Zärtlichkeit und Liebe zugewendet hatte. Sie war die einzige ihres gantzen Geſchlechts, welche ſich rühmen konnte, daß ſie das Herz dieſes Helden, nach aller ſeiner Gröſſe, in ihrer Gewalt beſeſſen. Es war keine Probe mehr zu finden, womit er ihr ſeine Ergebenheit nicht bezeiget, und keine Gefahr mehr übrig, worin er ſich, ihr zu gefallen, nicht gewaget hatte. Nach vielen überſtandenen Widerwärtigkeiten wurde von beyden Verliebten das höchſte Glück in der Liebe erreichet. Die getreue Theodora ſchätzte ſich ſeelig mit ihrem Heldenmüthigen Bajazeth. Der groſſe Bajazeth war mit ſeiner ſchönen Theodora vergnüget. Wenn ſie in den älteſten Zeiten des Aberglaubens gelebet, ſo hätten neue Götter von ihnen ſtammen müſſen.

Dieſes Glück war viel zu groß um lange Beſtand zu haben. Theodora glaubte zwar, daß es immer Tag bleiben, und niemahls in ihrem Leben Nacht werden ſollte. Allein ſie kannte ihren Bajazeth nicht, ſelbiaem war es unmöglich bey einem Siege lange zu verweilen. Sobald der Triumph geſchehen, brannte ſein Herze nach neuer Gefahr, in den Waffen ſo wohl, als wie in der Liebe. Er hielt es ſeinem Ruhm verkleinerlich zu ſeyn, ſeinen Thaten ein Ziel zu ſetzen. Wäre Theodora eine Göttin geweſen, ſo hätte ihr Bajazeth weder getreu noch beſtändig bleiben können, weil es nicht in ſeiner Natur war. Er hatte es ihr auch nicht verſprochen, ſie hatte ſich ſolches nur eingebildet, alſo wollte er ſie auch keinesweges betrügen noch ſich verliebt ſtellen, da er keine Liebe mehr fühlte, mithin entriß er ſich ohne Scheu ihren Banden und ſagte ihr ganz vertraulich und mit Offenherzigkeit, daß er eine neue Flamme gegen die ſchöne Irene des Groß-Vizier Acomat Bacha Tochter empfand. Hiemit entfernte er ſich von ihr, ohne ſie jemahls mehr zu ſehen. Die verlaſſene Theodora wuſte ſich ſo wenig in ihr Unglück, als vorhin in ihr Glück zu finden. Bey dieſem war ſie zu ſicher geweſen, und bey jenem wurde ſie zu kleinmüthig. Liebe, Eitelkeit und Hoffart waren an ihr beleidiget. An ſtatt ſich ihrer Leidenſchafft zu entſchlagen, begunte ſie ſelbige mit Gram und Thränen zu ernähren, und wurde nur be-

klag-

Klagens werth, da sie anfieng sich zu beklagen. Sie schrieb einen Brief an Bajazeth, in welchem sie mit den bittersten Worten demselben seinen Undank, seine Falschheit, und seinen Wankelmuth auf das aller beweglichste vorwarf. Weil aber ihre Schönheit auf ihn keinen Eindruck mehr that, so blieben auch ihre betrübte Klagen ohne Würkung. Die einzige Frucht, so sie davon genoß, war, daß er ihr durch ein Schreiben antwortete, und ihr den gefasseten Irrthum benahm. Solches war aller Trost den er ihr noch geben konnte, denn er war zu redlich, ihr die Warheit zu verhehlen. Zu dem Ende schrieb er ihr folgender Maassen.

Es ist nicht mein Betrug, der dich geteuschet hat,
Verstellung findet nicht bey grossen Heiden Statt.
So lang ich dich geliebt, bin ich dir treu geblieben,
Unmöglich war es mir auf ewig dich zu lieben.
Es ist kein Wankelmuth, der mich zur Aendrung treibt,
Niemahls verändert sich wer stets derselbe bleibt.
Ist einer in der Welt, der vier und zwanzig Stunden
In meiner Gnaden-Huld sich unverrückt befunden?
Giebts eine, welche sich auf Erden rühmen kan,
Daß über einen Tag sie meine Gunst gewann?
Mein Liebstes bin ich selbst, worin ich alle Dinge
Glück, Götter, Sultan Freund, und alle Schönen bringe.
Auch Erd und Himmel schließt, mein Liebstes Ich in sich,
Und kurz, ich halte nichts so lieb und werth wie mich.
Nimm dieses Beyspiel an, und gieb dich nur zufrieden,
Du hast das Glück erlangt, was ich vor dich beschieden.
Du klagst mit gleichem Recht die Sonne selber an,
Daß sie, so wohl als ich, nicht immer scheinen kan.
Auf Tag und Freuden-Schein folgt Nacht und finstres Trauern
Was groß und herrlich ist, das kan nicht lange dauern.
Mein Stern ist ein Comet, so bald er dich besucht,
So bald verläßt er dich. Sein Schein ist so verflucht,
Wie der am Firmament, er drohet stets Verderben,
Und eine grosse Frau, muß wenn er scheinet, sterben.
Doch Weiber liegen stets, wie Bettler an dem Thor,
Und fordern immer mehr, wo selbigen zuvor
Barmherzigkeit geschehn, und Gnade wiederfahren.

Das Ende dieses Briefes wird im May Monath folgen.

Meine artige Freundin, welche bißher ihre Briefe an mich mit den beyden Buchstaben C. E. bezeichnet hat, wird künftigen Sonnabend Morgen bey dem Herrn Hauden die Antwort der Phillis auf ihre Zuschrift abfordern lassen, und zu dem Ende den Abdruck desjenigen Petschafts mitschicken, mit welchem ihr letzterer Brief besiegelt war.

Der Weltbürger.

Zwey und dreißigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 7. September 1741.

Ich mache meinen Lesern heute ein Schreiben bekant, welches die Gesellschaft der Freymaurer angehet, und das ich ihnen nicht vorenthalten können. Diese Gesellschaft hat das Aufmerken der ganzen Welt auf sich gezogen, weil den Menschen nichts natürlicher ist, als die Neugierde, und das Urtheil davon ist sehr verschieden gewesen. Doch so wenig ich es für billig halte eine Sache platterdinges darum zu verwerfen, weil ich sie nicht einsehen kann; so wenig glaube ich, daß die Freymaurer auf gewisse Art gar keinen Wiederspruch leiden können. Es ist das Kennzeichen der Grösse eines Gegenstandes, jemehr davon geurtheilet wird, und die Kleinigkeiten entstehen nur und werden vergessen. Noch mehr der Verfasser dieses Schreibens suchet sich nur zu vertheidigen und er thut es auf eine Art, welche sofort zu erkennen giebet, daß es ihm weder an Vernunft, noch an Einsicht, noch an einem guten Herzen mangelt.

Ich thue also nichts weiter, als daß ich diese Vertheidigung mittheile; und da ich die Ehre habe verschiedene ehrwürdige Glieder aus der Gesellschaft der Freymaurer zu kennen, so erkläre ich mich hiemit öffentlich, daß ich alle diejenige Hochachtung für sie hege, welche sie verdienen. Dem aufgeweckten Verfasser dieses Schreibens aber bin ich nicht wenig für den Antheil verpflichtet, den er an meiner Arbeit nimmt, und es wird mir überaus angenehm seyn, wenn ich mehrere von seinen lebhaften und vernünftigen Gedanken erhalten kann.

Horat. de Art. Poet.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Mein Herr,

Die Gesellschaft der Freymaurer, welche nunmehro auch in unsern Gräntzen ihre Werkstadt aufgeschlagen, muß Ihnen zur Gnüge bekant seyn, und ich nebst vielen andern, so die Blätter Ihres Weltbürgers lesen, haben gehoffet, Sie würden nicht unterlassen von diesem so merkwürdigen Umstande uns einige Nachricht zu geben; allein, da solches noch

zur Zeit nicht geschehen, so halten wir uns versichert, daß gewisse wichtige Ursachen dieses Ihres bisherigen Stillschweigens fürhanden sind.

Vielleicht haben Sie zu viel Ehrerbietung für eine Art Leute, welche durch ihr Geheimnis-volles Betragen sich eben ein so fürchterliches Ansehen machen, als ehemals die Egyptischen Priester des Apis und Serapis: Oder Sie gehören wohl selber zu dieser Versammlung, und in solchem Falle würde man Ihnen unmöglich anmuthen können, daß Sie unsere Neugierigkeit zu vergnügen, von einer Sache schreiben sollten, welche zu verschweigen Ihr erstes Gelübde gewesen, und deren Geheimnisse für der Welt zu verbergen, die grösseste Pflicht eines Freymaurers seyn soll.

Mich hingegen, mein Herr, hält nichts ab, über diese Materie zu denken und zu sprechen. Ich bin nicht zu diesen Heimlichkeiten berufen, und also kann ich nichts nachtheiliges davon entdecken. Die Furcht den Herren Freymäurern zu mißfallen kann mich auch nicht abschrecken, denn ich werde mich nicht unterwinden, ihre Grundsätze, welche kein Auge gesehen, und kein Ohre gehöret, zu bestreiten, noch dasjenige, was uns von ihnen bekant ist, mit einer satyrischen Feder zu beschreiben. Alles was ich davon sagen kann und will, ist eine abgenöthigte Gegenwehr, und meine Bemühung hat keinen andern Zweck, als eine von denenselben uns beygelegte unverdiente Benennung abzulehnen, und in ihr eigen Gewissen zu schieben.

Diese grossen Geister begnügen sich nicht an dem sich selbst erwehlten hochtrabenden Namen, sie wollen, um sich höher zu setzen, uns andere desto tiefer erniedrigen, und nennen uns Taupes oder Maulwürffe, damit man sie für Adler ansehen möge, welche über Donner, Wolken und Regen, die Sonne in ihrer durchdringenden Klahrheit mit unverwandten Augen ansehen dürffen. Ein uns so unrechtmäßig beygefügter Zuname ist in ihrem Munde so gemein, und scheinet ihrer Eigenliebe so wahrhafftig, daß auch die Klügsten unter ihnen sich nicht entsehen ihre besten Freunde mit dem zierlichen Beyworte eines Taupe oder Maulwurffs zu beehren, und ich selber habe das unverdiente Glück dann und wann von Leuten, die ich sonst sehr hochachte, auf eine von Mitleiden und Verachtung zusammen gesetzte Art also genannt zu werden.

Daß dieser Ausdruck eine uneigentliche Redensart sey, werden die Herren Freymäurer wohl nicht leugnen.

Alles was sie darüber artiges zu sagen pflegen, ist denen vormahls sinnreich gewesenen Zierlichkeiten des Herrn Cirano von Bergerac gleich, welcher auf seiner Reise nach der Sonne lauter Sachen sahe, die andern Leuten von weniger Lebhaftigkeit oder mehr eingeschränkter Einbildung, unbegreifflich vorkamen.

Ich bin gewiß, daß wir eben so natürlich gute Augen haben, als sie, ja ich kenne mehr als einen Fri-Maçon, bey welchem die Brille oder das Fern-Glas den Mangel des cörperlichen Gesichts ersetzet, daß also nothwendig die Augen des Verstandes, oder die besonderen Fähigkeiten eine Sache einzusehen, die Scharffsichtigkeit dieser den Lynx übertreffenden Leute, ausmachen müssen.

Nun wünsche ich wohl von Hertzen, und zwar aus grosser Liebe für das gemeine Beste, daß ein Geschlecht unter uns aufstehen möchte, welches sich hierinn von dem grossen

Hauffen

Haufen derer nichts oder wenig Denkenden unterscheiden, und uns von unsern Irrthümern und Finsternissen überzeugen könnte. Denn ob es gleich dem Ueberrest der Menschen hart fallen würde, das Monopolium des Verstandes einer einzelnen Gesellschafft zu zugestehen, so könnte man doch nicht anders, als ihr Folge und Gehorsam leisten, wenn sie sich nur erniedrigen wollte, von ihrem überflüßigen Lichte etwas mitzutheilen. Allein wie weit sehen wir uns von der Erfüllung dieses Wunsches entfernt?

Wir wissen daß es Freymaurer unter uns giebet. Sie selber predigen der ganzen Welt von ihrem Daseyn und von ihren Vorzügen, fraget man aber worinnen dieses alles bestehe, so ist entweder niemand zu Hause, oder ein Ring mit einem Dreyeck, und die das Stillschweigen anzeigende Figur eines Harpocrates auf der emaillirten Tobacks-Dose sollen den ganzen Proceß entscheiden.

Diese sind symbolische Bilder, woran wir heute zu Tage nichts ausserordentliches, sie hingegen lauter verborgene Wahrheiten sehen. Es ist aber bejammernswürdig, daß dieselben, ohngeachtet des verjährten Alterthums dieses ehrlichen Handwerks, zu keiner Würklichkeit gediehen, und daß ein eigensinniges, unverantwortliches, ja gegen die Gesetze der gemeinen Gesellschafft streitendes Geheimniß, uns solche Kostbarkeiten, welche hoffentlich mit einer kurzen Auslegung könnten deutlich gemacht werden, vorenthält. Wiewohl, es kommt hier auf besondere Begriffe an, man muß sich gewöhnen auf sonderbare Art zu denken, und die Einbildungs-Krafft wird gezwungen ihre gewöhnliche Schranken zu übersteigen. Dazu gehöret eine eigene Erleuchtung, und ein besonderer Beruf, welche als ein neu erfundenes Wunderwerk, so wohl den Kutscher im Hause, als den vornehmsten Herrn treffen, und ihnen beyderseits die Augen heller machen können.

Ich meines theils fühle noch nicht diese so übernatürlichen Regungen. Es ist mir auch nicht leid, daß ich nicht so scharffsichtig gebohren, noch darzu voraus ersehen bin. Ein so grosser Vorzug würde mir zur Last seyn, und diese hieroglyphische Weisheit könnte mich mit der Zeit verleiten, eine Windmühle für einen geharnischten Ritter anzusehen. Jedoch ich muß von einer so wichtigen Sache mit mehrerer Ernsthafftigkeit sprechen, und so erinnere ich mich der Regel: Quod rerum non apparentium & earum quæ non sunt eadem sit ratio, das ist, daß diejenige Sachen, so nicht zu Gesichte kommen, und die so nicht wirklich sind, für einerley gehalten werden können. Diese Sentenz hat in Ansehung derer Dinge so ihrer Natur nach sichtbar seyn müssen, allerdings ihre Richtigkeit und gleichwie die Herren Freymäurer auf die Fürtreflichkeit und den Nutzen ihrer angemaßten Einsicht sich zu beruffen, niemahls ermangeln: so müssen sie entweder die Würklichkeit darvon darthun, oder nicht ungeneigt aufnehmen, daß man diese ihre Scharffsichtigkeit mit dem letzten Gesange der Schwanen, und der neu belebten Asche des zu Pulver gebrannten Phœnix im gleichen Rang stelle.

Sind wir nun deswegen Maulwürffe, weil wir das nicht sehen was unsichtbar ist? Oder sind wir es darum, daß unser Verstand durch seine gar zu irrdische Schwere verhindert wird, sich in dünne und unzählige Lufft-Figuren aufzulösen?

Ein unpartheyischer Richter mag das Endurtheil darüber fällen, mich aber dünket, daß

daß das erstere keine rechtmäßige Ursache unseres Beynamens abgeben könne, und daß in dem zweyten der Vergleich mit dem Maulwurffe eben so wenig Statt finden möge, indem die Gedanken und Ueberlegungen dieses Thieres, welches in Ermangelung des scharffen Gesichts, ein sehr feines Gehör besitzet, demselben nach Beschaffenheit seiner Umstände vielleicht bequemer und nützlicher seyn können, als manchem Freymaurer alle seine tieffen und grundlosen Erkenntnisse.

Ferner, gleichwie das Gleichniß des Maulwurffs uns nach unserer natürlichen Eigenschafft nicht zuzueignen ist, so mag es sich auch noch weniger zu unsern äusserlichen Handlungen reimen.

Wir gehen unsern Geschäfften mit erhabenem Haupte nach. Die Menge der Zuschauer hindert uns nicht unserm Berufe ein Genügen zu thun. Wir scheuen nicht das Licht der Sonnen, und dasjenige, was wir gutes entdecken, erfinden, oder wirklich zum Stande bringen können, wird unserm Neben-Gesellen nicht auf eine mißgünstige Art entzogen.

Die Herren Freymaurer hingegen haben die Gewonheit sich zu verschliessen. Ihre Arbeit und der daraus entspringende angemaßte Nutzen breitet sich nicht ausser denen vier Wänden ihrer so genanten Loge aus; Die natürlichen Strahlen der Sonne dürffen ihre Zimmer nicht beleuchten, sie gebrauchen lieber ein gekünsteltes Licht, dessen Auf- und Untergang von ihren willkührlichen Gesetzen abhänget, und letzlich verbergen sie ihre Erfindungen, und Gebäude so sorgfältig, daß man nothwendig schliessen muß, es seynd solche entweder Schlösser in der Lufft, oder daß ihre Arbeit ein perpetuum mobile, oder andere unmögliche Sachen zum Vorwurffe habe, welche zur Würklichkeit zu bringen, die Welt noch lange stehen, und ihr Orden in einer ewig heimlichen Bemühung bleiben müsse. Hält man diese zwey so unterschiedene Auffrungen gegen einander, so wendet sich das Blatt vollends zu unserm Vortheil. Wir können mit gröſſerm Rechte Freymaurer heissen, sie aber treten mit den Maulwürffen in eine genaue Verwandschafft. Wir arbeiten öffentlich, sie aber schleichen in Winkeln herum, wir lassen uns dem Urtheil aller Zuschauer über, sie aber verbergen sich vor ihren Augen, wir stellen uns denen Sonnenblicken zur Beleuchtung dar, sie aber gehen in dunkeln, und endlich lassen wir unsere gute Werke und Erfindungen der Welt sehen, wenn sie die ihrigen mit dem Schatten der Nacht, und Fürhängen der Verschwiegenheit, zu einem unerforschlichen Räzel machen.

Bey so gestalten Sachen solte ich fast meynen, daß kein Ey dem andern mehr ähnlich seben könte, als die Freymäurer dem Maulwurffe, allein ich irre mich, sie sind ihnen nur darinnen gleich, daß sie das helle Licht des Tages fliehen, und haben nichts von der Eigenschafft ihres scharffen Gehörs, denn sonst würden sie die Stimme der Natur hören, welche sie abmahnet ein Handwerk zu treiben, das weder Tage-Lohn noch einen besondern Ruhm abwirfft.

Ersteres ist unläugbar, weil an Statt etwas dabey zu verdienen vielmehr einige Unkosten darzu erfordert werden, das letztere aber könnte noch zweydeutig seyn, wenn nicht die Erfahrung lehrete, daß einige ihrer Gesellen eben so verdorbene Menschen wie andere sind, und daß die Absonderung der Herrn Freymäurer von der allgemeinen menschlichen Gesellschafft zu nichts anders gedienet, als eine kleintre Societæt, worinnen gute und böse beysammen wohnen, vorzustellen.

Ich bitte also meine sehr guten Freunde die Herren Freymäurer den artigen Titel der Maulwürffe entweder vor sich selbst zu behalten, oder mir gründlich zu zeigen, woran und in welchem Verstande ich und meines gleichen diese Benennung eigentlich verdienen

Schlüßlich muß ich Sie, mein Herr, benachrichtigen, daß ich es in diesem Briefe einzig und allein mit der in unserer Stadt errichteten Loge zu thun habe, die übrigen habe ich nicht die Ehre zu kennen, und weiß also nicht, ob sie mit dem Beynamen der Taupes oder Maulwürffe eben so freygebig, als die hiesigen sind.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

des Herrn Weltbürgers
ergebener Leser und Diener

Der Weltbürger.

Drey und dreißigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 14. September 1741.

Ein schöner Abend lockete mich unlängst den öffentlichen Spatziergang in unserm prächtigen Berlin zu besuchen. Dieser Lustort war bereits von allen andern verlassen worden, und ich hatte diese Stunde mit Fleiß erwehlet, weil es mir zu gewissen Zeiten überaus angenehm ist, mir selbst eine Gesellschaft zu seyn. Ich war noch nicht weit gegangen, als ich ein zusammen gelegtes Papier vor mir liegen fand. Die billige Vorstellung, daß es vielleicht eine Schrifft seyn könnte, woran jemanden gelegen wäre, bewog mich daſselbe aufzuheben und nach dem Innhalte zu sehen, nach welchem ich mich zu verhalten entschlossen hatte. Doch ich fand den Entwurf eines Briefes, den ich meinen Lesern nicht vorenthalten kann, und ich bitte den Verfasser um Vergebung, daß ich mich seiner Arbeit anmasse. Hier ist das Schreiben.

Ich fahre fort, schöne **Mariane**, Ihnen von meiner Reise Nachricht zu geben; und diese kleine Arbeit machet einen grossen Theil meines gegenwärtigen Vergnügens aus, weil sie Ihnen gewidmet ist. Sie haben aus meinem letztern Briefe gesehen, daß ich in Berlin bin, und nunmehro kann ich Ihnen diesen königlichen Ort etwas abschildern.

Berlin ist eine von den gröſten und ansehnlichsten Städten in Deutschland, und man trifft mehr als ein Gebäude darinn an, welches den Palästen in Paris den Vorzug streitig machet. Die Luft ist gesund, und die Gegenden an der Spree zeigen alles, was das Auge vergnügen kann. Diese Gegenden sind es, wo die vertraute Freundschaft zuweilen einige Stunden zubringet, und wo sich der Fleiß von der Arbeit erholet.

So siehet das äusserliche von Berlin aus, allein wie groß ist nicht der innerliche Vorzug dieser prächtigen Stadt. Hier ist der Ort wo die Unschuld, die Redlichkeit und die Abeitsamkeit öffentlich vergnügt seyn dürfen, wo Menschen und keine schüchterne Sclaven wohnen, und wo niemand Gewalt und Unrecht leidet. Der Reichthum ist keinem gefährlich und die tugendhafte Armuth wird nicht verachtet. Man kennet keine Ankläger, keine räuberische Verfolger, und niemand darf einen andern Tod fürchten, als den ihm die Natur aufgeleget hat, wofern er nicht in die Zahl der ausrottenswürdigen Menschen gehöret. Künste und Wissenschaften stehen hier in dem gröſten Ansehen, und man darf sich nur in ihrer Begleitung zeigen, einen freyen Zutritt und Hochachtung zu erlangen

Diese Liebe zu den schönen Wissenschaften ist nicht eine Mode, nein, sie gründet sich auf das Kenntniß ihrer Fürtreflichkeit, und man wird die Zeiten sehen, in welchen Berlin ein Sammelplatz von allen demjenigen seyn wird, was der Verstand schönes, prächtiges, edles und gründliches hat. Sichere Merkmale einer glückseligen Regierung!

Die Einwohner sind aufrichtig, dienstfertig und gastfrey, und ein Fremder ist überall wohl aufgenommen. Dieses kluge Betragen breitet den Ruhm dieser glücklichen Bürger in allen Ländern aus, weil jeder Fremder das Andenken einer so ungezwungenen Höflichkeit mit sich nimmt, und der Herold der Vorzüge eines Volkes wird, welches sich durch Freundlichkeit und Gefälligkeit so sehr unterscheidet. Weder der steife Wucherstolz, noch die lächerliche Praleren eines alten Herkommens verhindern hier die Gesellschaften vergnügt zu seyn, und sich derjenigen Freude zu überlassen, welche weder den bloßen Reichthum, noch das Alterthum des Adels zu ihrem Ursprunge und zu ihrer Dauer gebrauchet.

Wann ich Ihnen die Berliner so liebenswürdig abschildere, so begehre ich Sie nicht zu überreden, kluge Mariane, als wenn die Menschen in Berlin überhaupt besser wären, als an andern Orten. Nein, ich sage Ihnen nur, was man hier am meisten antrift; denn ausserdem giebet es hier Leute, welche so gut verleumden, afterreden, hassen, beneiden, verfolgen, und alle Niederträchtigkeiten begehen können, als in Paris und Rom, nur daß die Anzahl dieser reudigen Schafe von der gesunden Heerde weit übertroffen wird. Ueberhaupt, wo ist der Ort zu finden, welcher auch nur wenige Menschen in sich fasset, wo nicht auch schon Unarten und Laster angetroffen werden. Diese Vermischung ist überaus gut, weil man bey der Gegeneinanderhaltung zweyer so uneinigen Dinge, als Einfalt und Klugheit, Bosheit und Redlichkeit, Barbarey und Wissenschaft sind, nur noch mehr von der Schönheit des Guten, und von der Heßlichkeit des Gegentheils gerühret wird. Man muß den Charackter eines Volkes nicht nach gewissen einzelnen Personen beurtheilen, sondern nach den meisten, und da sind die Berliner so, wie ich sie Ihnen bekannt gemacht habe.

Ihr Geschlecht, liebste Mariane giebet diesem grossen Orte die prächtigste Zierde, und ich darf sagen, daß man hier mehr Schönen findet, als anderswo. Dieser Vorzug ist so wohl bey dem Adel, als bey dem Bürgerstande anzutreffen. Doch ich bekümere mich bey dem Anblicke eines schönen Gesichtes niemals um die Herkunft, denn ich halte ein Paar schöne Augen für so edel, als den König von Spanien. Die Schönheit aber ist nicht das einzige, welches hier dem angenehmen Geschlechte ein besonderes Ansehen giebet, ein aufgeweckter Geist, eine von der Sittsamkeit gemäßigte Dreistigkeit, und eine gewisse Kunst sich Ehrerbietung und Zuneigung zu erwecken und zu erhalten, sind ihnen eben so eigen, als die Reitzungen, wodurch sie von der Natur über die Helden erhoben worden. Ihr Umgang ist überaus angenehm und voller gesunden Vernunft, denn hier ist kein Frauenzimmer, an der man nur einige gute Erziehung gewandt hat, die nicht edeldenket, die nicht einiges Kenntniß von den schönen Wissenschaften besitzet, die nicht immer noch so viel Zeit erübriget mehr zu lesen: und die Anzahl dieser klugen Schönen ist nicht so gar sehr eingeschränkt.

Wars

Warlich, ihr guten Kinder seyd hierinn viel glücklicher, als wir. Uns füllet man in unsern jungen Jahren bey der pedantischen Unterrichtung den Kopf mit so vielen Vorurtheilen und unnützen Wörtern an, daß sich ein Nebel für unsere Vernunft ziehet, den wir kaum in vielen Jahren durchdringen und vertreiben können: Da ihr hingegen von allen diesen Vorurtheilen frey, in den Zeiten, in welchen der Verstand wirket, bloß demselben Gehör gebet, und um so viel geschickter seyd alles zu fassen, je weniger unnützes ihr vorher euren Gedächtnisse eingepräget.

Werden Sie ja nicht eyfersüchtig, theuerste Freundin, da ich Ihnen die Abbildung von den hiesigen Schönen mit einem kleinen Eifer mache; doch ja, fassen sie einen Argwohn daraus, zürnen Sie etwas über mich, beklagen Sie sich, fürchten Sie den Wankelmuth der Männer; ich werde mich rechtfertigen, ich werde Ihnen alles sagen, was die Zärtlichkeit schönes hat, und ich werde alle diejenigen Süßigkeiten schmecken, welche aus einem so angenehmen Streite entspringen.

Inzwischen werde ich Sie nunmehro nach Hofe führen, damit ich Ihnen den wichtigsten Theil von Berlin zeige. Der gesunde Geschmack herschet an demselben und giebet der Pracht einen neuen Werth, weil er die Wahl und die Einrichtung begleitet. Die gewöhnliche Freymüthigkeit der Höfe verbindet sich hier mit einer gewinnenden Freundlichkeit, und diejenigen, welchen die Dreistigkeit der grossen Welt aus den Augen siehet, haben weder etwas wildes noch stolzes an sich. Die reine, zärtliche, und feine Vernunft welche so wohl in dem Ernsthaften als im Scherze groß ist, entdecket hier alle ihre Stärke, und die Wissenschaften sind hier so angesehen und so bekant, daß sie sich von den höchsten Personen dem ganzen Hofe mittheilen. Man höret hier mit eben derjenigen Richtigkeit die Werke des Verstandes prüfen, mit der man die Geschäfte des Staats beobachtet, und alle diese grossen Geister sind nicht allein geschickt die Stärke und die Schwäche derselben abzuwiegen, sondern selbst unverbeßerliche Muster zu verfertigen. Man kann von Berlin sagen, was man von Paris und London mit Recht spricht, daß die Angesehnsten im Volke zugleich die Klügsten und die Geschicktesten sind. Man hat immer behaupten wollen, daß man am Hofe falsch, tückisch, hinterlistig, und ein Verräter auch seiner besten Freunde seyn müste, allein Berlin wird die Welt in unsern Tagen belehren, daß diese Staatsregeln falsch sind, und daß sie nur bloß für diejenigen gehören, welche nach den unmenschlichen Grundsätzen des Machiavell erzogen worden. Ein ehrlicher Mann, und ein gutes Herz, zeigen sich hier ganz sicher, und erwecken die erste Aufmerksamkeit. Man darf redlich, man darf gut seyn, und man erhält seinen Werth hauptsächlich von diesen Eigenschaften. Die Grossen haben den Neid verbannet, sie lassen sich unter einander Gerechtigkeit wiederfahren, und sie hassen die Kunst, welche nur auf Gelegenheit lauert andern zu schaden. Die Freude und die Wollust der Gesellschaften werden durch keinen Zwang gestöret, man weiß sich herunter zu lassen, und der klugen Vertraulichkeit Platz zu geben, welche alle angenehme Zufälle des Lebens erst würzen muß. Ich habe die Ehre einige von den grossen Männern zu kennen, die zu dem Staatsrathe und zu den Waffen

gehö-

gehören, und man muß sie kennen, wenn man die Einsicht, den lebhaften Verstand und die Menschlichkeit in ihrer wahren Hoheit sehen will.

Bey Hofe wird alle Mitteswoche ein öffentliches Concert gehalten, welchem Jederman beywohnen darf, dem es anstehet sich in der Gegenwart königlicher Personen sehen zu lassen. Die regierende Königin, die beyden Prinzen und Prinzessinnen pflegen gemeiniglich demselben beyzuwohnen. Nichts, liebste Mariane ist prächtiger und reitzender als dieser Aufzug. Stellen Sie sich die majestätische Schönheit, einen grossen und lebhaften Geist, und das edelste Herz vor, so sehen sie diese junge und verehrungswürdige Königin; malen Sie sich die königliche Hoheit in der Gestalt einer schönen Person ab, und legen Sie derselben alles bey, was der Früling der Jahre reitzendes, eine hohe Geburth edles und eine schöne Seele grosses hat, so werden Sie sich einen Begriff von den Prinzeßinnen Ulrica und Amalia machen, und setzen Sie dieses alles in die Begleitung des schmeichelhaften Witzes, der frischen Jugend, der Reitzungen, der Ergetzlichkeiten, der Unschuld und aller Vorzüge des schönen Geschlechts so finden Sie die Damen, welche diese schöne und großmütige Königin begleiten. Ich versäume nicht leicht diesen königlichen Aufzug mit anzusehen, und an dem öffentlichen Vergnügen Theil zu nehmen, und ich finde immer einen Zufluß von Menschen, welche sich hier ungehindert blicken lassen dürfen. Auch dieser Zufluß hat tausend Annehmlichkeiten, nur wünschete ich, daß einige von den Zuhörern ihre Neigung zum Plaudern aus der Musick liessen, und daß einige Mannspersonen etwas mehr Gefälligkeit gegen die Schönen bezeigeten, welche später kommen als sie, und die sodann um einen Platz bekümmert sind.

Der Prinz Heinrich und der Prinz Ferdinand sind wie die jungen Adler, welche bey Zeiten den Weg zu der Sonne lernen. Ich habe den leztern in einem Buchladen vorgefunden und in dem erhabenen Geiste dieses jungen Prinzen tausend Merkmale entdecket, welche der Welt etwas grosses von ihm versprechen.

Zweifeln Sie nicht, artige Freundin, daß ich mich bemühet habe die Königin Frau Mutter zu sehen. Ich wäre nicht in Berlin gewesen, wann ich nicht den Charackter dieser heldenmütigen Frau kennen lernen. Diese Tochter eines Königes, diese Gemahlin eines Königes, diese Mutter eines Königes, und diese Schwester eines Königes verdienet die Ehrerbietung der ganzen Welt. Nichts ist majestätischer als Sie, und nichts ist gröſſer als Ihr Herz. Da sich die wahre Hoheit in menschlicher Gestalt sehen lassen wollte, so ward sie in dieser Königin sichtbar, und billig sollte man künftig die Minerva unter keinem andern Bilde als unter dem ihrigen vorstellen. Bewundern Sie diese grosse Frau, welche den Trohnen und der Menschlichkeit Ehre machet, und deren Name allen künftigen Jahrhunderten heilig seyn wird.

Bey diesem Kenntnisse von Berlin schöne Mariane, können Sie sich leicht vorstellen, daß mein hiesiger Aufenthalt sehr angenehm ist, und ich bin stark willens den Winter hier zuzubringen sobald ich . . .

So weit gehet das Schreiben dieses aufmerksamen Fremdlings, ich wünschete nur, daß mir mehr davon in die Hände geraten wäre,

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Vier und dreißigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 21. September 1741.

BOURSAULT.

Si quelqu'un par haſard, d'un mauvais caractere,
S'y trouve ſi bien peint, qu'il ſoit preſque parlant,
Il ne tient qu'a lui de bien faire
Et il ne ſera plus reſſemblant.

Mein Herr,

Wenn ich Ihnen zuweilen meine Gedanken über verſchiedene Vorfälle mittheilen werde, ſo geſchiehet es lediglich in der Abſicht zu Ihrer lobenswürdigen Beſchäftigung etwas beyzutragen. Sie geben in dem erſten Ihrer Blätter einem jeden hierzu Erlaubniß, und da ich mich derſelbigen bediene, ſo laße ich Ihnen auch jederzeit die Wahl meine Beyträge bekannt zu machen oder nicht.

Dießmal habe ich mir die Eigenliebe zum Gegenſtande meiner Betrachtungen erwehlet. Ich finde hierinnen die Hauptquelle des menſchlichen Glücks und Unglücks. Ich treffe darinnen unſern gefährlichſten Schmeichler, und gröſten Feind an; Ja ich nehme hier diejenigen Waffen wahr, welche ſo wohl zu der Beſchützung der Vernunft, als wieder dieſelbige anzuwenden, die Natur uns freygelaſſen hat. Bey dieſem Anblicke muß ich etwas verwerfen, welches ich zugleich gut heiſſe. Allein ich verwerfe nicht denjenigen Trieb der jedwedem Menſchen zu der Beförderung ſeiner eigenen Vollkommenheit eingepflanzet iſt. Ich tadle nicht das Verlangen ſich glücklich zu machen, und den heftigen Wunſch dieſes zu werden. Nein, ich rede nur von einer thörigten Begierde,

durch welche wir ohne die gehörigen Mittel unſern Stand vollkommener zu machen ſtreben. Ich ſpreche von der übereilten Einbildung, daß wir ſchon wirklich dasjenige ſind, was wir zu werden wünſchen, vermöge welcher wir uns über andere übermüthig erheben, und den Neid für ein ſicheres Mittel anſehen, die Verdienſte unſerer Mitburger zu verringern, da dieſelben unſerm lächerlichen Hochmuthe jederzeit mit dem empfindlichſten Vorwurfe in das Auge fallen. Dieſen Trieb, mein Herr, nenne ich verwerflich, ob er gleich aus einer rühmenswürdigen Begierde durch den Mißbrauch entſtanden iſt. Die Laſter haben allemal die beſten Triebe zum Urſprunge, und der falſche Gebrauch derſelben bringet dieſe Ungeheuer hervor.

Auf dieſe Art iſt die Ueppigkeit aus dem Triebe nach Luſt, der Geiz aus dem Triebe nach Sicherheit, und der Neid aus dem Triebe nach Vollkommenheit entſtanden; Und wenn wir bis auf die erſte Quelle zurück gehen, ſo finden wir den Grund aller unſerer Begierden in der Selbſt-Liebe. Nichts ſcheinet meiner Meinung mehr zu widerſprechen als die Neigung, welche wir zu dem weiblichen Geſchlechte empfinden. Wie oft hat ſich nicht ein Liebhaber ſeiner Schönen zu Gefallen mit vorhergegangener Ueberlegung in das gröſte Unglück geſtürzt? Wie oft hat er nicht ſich ſelbſt den empfindlichſten Schmerzen gethan ſeine Geliebte zu vergnügen? Ein Hochmüthiger liebt oft diejenige auf das zärtlichſte die er vordem nicht ſeiner Freundſchaft würdig geſchätzt hätte, und ein blutdürſtiger Tyranne läſt auf den Wink ſeiner Gebietherin nach, Blut zu vergieſſen. Jedoch ich beantworte dieſes nur damit: Da wir allemal das ſchöne Geſchlecht in der Abſicht lieben, wieder von ihm geliebt zu werden, ſo verſprechen wir uns aus dieſer Gegenliebe gewiſſe Vortheile, und lieben alſo, unſern eigenen Zuſtand hierdurch glücklicher zu machen. Dieſes aber zu ſuchen, treibet uns nichts als die Eigenliebe an. Je vernünftiger nun dieſe iſt, deſto dauerhafter, zärtlicher, und glücklicher wird die Liebe zwiſchen zwo Perſonen ſeyn, die ſich meiſten theils, auch ohne dieſen wahren und erſten Grund ihrer Zärtlichkeit zu wiſſen, verbunden haben. Und eine Schöne hat öfters der regelmäßigen Selbſtliebe ihres Liebhabers die zärtliche Treue mehr zuzuſchreiben, als ihren eigenen Annehmlichkeiten und Reitzungen.

Ich habe mich mit Fleiß bey der Liebe zu dem andern Geſchlechte ein wenig aufgehalten, weil ich dieſen Trieb für eine Wirkung der Eigenliebe halte, die in den gröſten Theil unſeres Glückes einen Einfluß hat. Deswegen iſt es in meinen Augen die gröſte Nothwendigkeit auf die uns eingepflanzte Selbſtliebe acht zu haben, ihre Ausſchweifung kennen zu lernen, den rechten Gebrauch derſelbigen zu erwehlen, und uns dadurch dieſen gefährlichen Feind zum nützlichſten Freunde zu machen.

Die

Die Erfahrung bestätiget mehr als zu gewiß, wie leicht das menschliche Herz zu den Ausschweifungen geneigt sey. Alles was die Menschen noch jemals gethan und noch thun, ist entweder zu viel oder zu wenig gewesen, und ein Mann der von beyden das Gleichgewichte hält, ist nur in den Beyspielen vorhanden die uns nicht die Geschichtschreiber, sondern die Dichter liefern können. Ein jeder wird seinen Mitbürger noch zu wenig, sich selbst aber noch zu viel lieben. Alexander störete fast die Ruhe aller Völker, und glaubte, daß mit jedem Menschen auch ihm ein neuer Unterthan in die Welt käme. Er führete Kriege damit er siegen könnte, und verlangte zu siegen, die Könige zu demüthigen. So gering die Liebe gegen seine Nachbarn war, so groß war seine Selbstliebe. Er machte sich zum Sohne Jupiters, damit er sich wenigstens einen Halbgott nennen könnte, da er mehr als ein Mensch zu seyn verlangte. An beydem hatte seine übermäßige Eigenliebe Schuld, und ein freymüthiger Scythe fand in dem Betragen dieses unersättlichen Ueberwinders den lächerlichsten Vorwurf. Als ein GOtt, sprach er, vergissest du allen Menschen Gutes zu thun, und als ein Mensch willst du mehr seyn als du bist. Also bedenkst du in dem einen Falle nicht, wie groß du seyn solltest, und in dem andern nicht wie klein du bist.

Jedoch mein Herr, ich brauche nicht die Beyspiele aus dem Alterthume und von erhabenen Helden zu borgen. Die Zeit worinnen wir noch jetzo leben, stellet mir so viele Characktere von Personen eines mittelmäßigen Standes vor, daß ich kaum weis, welche die erste Stelle verdienen angeführet zu werden.

Damon hat von der Natur alle Vortheile empfangen, welche einen Menschen angenehm machen können, und er würde sich überall einen Vorzug zuwege bringen, wenn er nur seine Eigenliebe in gewissen Schranken zu halten wüste. An Statt daß ihn dieselbe bewegen sollte, sich selbst durch Bescheidenheit, Gefälligkeit und Behutsamkeit genug zu thun, so macht sie ihn stolz, hochmüthig, verwegen und überlästig. Er will überall angesehn seyn, und er beleidiget allen andern Personen, die er in den Gesellschaften antrift seine Verachtung; er will gefallen und er wird unerträglich, und endlich führet ihn derselbe Trieb durch den er sich zu erheben suchte, zu der tiefsten Erniedrigung. Inzwischen schadet er ihm diese unglückliche Anwendung dieser Eigenliebe zugleich in seinem ganzen Leben.

Man hasset den Damon, man siehet ihn für einen neidischen Menschen an, man zweifelt an seinem guten Herzen, und man findet um so viel mehr Fehler an ihm, da seine Eigenliebe an Statt sie zu verdecken, dieselben nur noch bekannter macht. Könnte Damon diesen Trieb mäßigen, so würde er sich mehr lieben, als er gegenwärtig thut.

Celie

Celie macht sich durch eben diesen Fehler in den Gesellschaften zu einer Person ohne deren Gegenwart man nichts zu belachen findet. Ihr Spiegel ist noch ihr redlichster Freund, denn er zeiget ihr, daß sie nicht die geringste Schönheit besitzet. Dem ungeachtet sucht sie dieselbe aus Eigenliebe in ihrem Verstande. Wenn sie schön wäre und alsdenn spräche, der Verstand wäre die gröste Schönheit eines Frauenzimmers, ja wenn sie nur noch selbst Verstand hätte und dieses sagte, so wäre dieses Bekenntniß rühmenswürdig. Allein so siehet ein jeder, daß sie unter keiner Bedingung schön seyn kann. Sie denkt einfältig und spricht wie sie denkt. Sie läugnet eine ganze Stunde lang die Gespenster, und zuletzt fürchtet sie sich dafür. Sie beurtheilet die Schriften gelehrter Männer, und nennt sie schlecht, wenn der Buchdrucker aus Versehen ein U umgekehret hat. Sie spricht von Staatssachen, und vermuthet daß Bonneval König von Corsica werden wird. Kurz Celie liebt sich zu sehr und verhindert dadurch daß man nicht einmal ihr Freund werden kann, da es ohne dem unmöglich ist sie zu lieben.

Ich könnte Ihnen mein Herr noch weit mehrere Exempel anführen, wenn ich nicht glaubte, daß Sie dieselben mit leichter Mühe selbst finden würden. Genug wir sehen wie schädlich es ist, wenn wir unsere Eigenliebe zum Schmeichler werden lassen. Die Kraft dieses zu verhindern lieget einzig und allein in unserm Verstande. So bald wir anfangen das wahre Glück von dem falschen zu unterscheiden, so bald höret unsere Vollkommenheit auf willkührlich zu seyn, und wir vermeiden den Grund zu einer uns nachtheiligen Begierde. Die Natur hat dem Menschen die Selbstliebe nicht zu seinem Schaden gegeben. Wir sollen unser Glück dadurch befördern, damit wir es mit unsern Mitbürgern theilen können. Ein Vater der seinen Sohn verzärtelt glaubet zwar, daß er ihn liebet, allein diese Liebe ist demselben höchst schädlich, und ein Mensch der sich mehr als andern verzeihet, wütet wieder sich selbst. Derjenige liebet sich auf eine vernünftige Art, der sich öfters prüft, seine Fehler verabscheuet, und seine Tugenden für Schuldigkeiten hält. Wer anfängt sich mit Vernunft zu hassen wird sich auf die letzte lieben, und wer sich zu sehr liebt, wird sich endlich selbst zum Feinde werden.

Leben Sie wohl, mein Herr, habe ich Ihnen etwas gesagt daß alle Menschen schon wissen, so finde ich es doch für rathsam unsere Mitbürger auch an die bekanntesten Dinge bisweilen zu erinnern. Ich bin

Ihr
redlichster Freund.
P.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Fünf und dreißigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 28. September 1741.

Syrach.

Sey nicht ein Ohrenbläser und verläumde nicht mit deiner Zunge. Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verläumder ist noch viel schändlicher.

Du Mutter der Feindseligkeit und des Hasses! Du Stöhrerin der Ruhe und der glückseligen Einigkeit. Du Krämerinn der Lügen, und boßhaften Erfindungen. Du Verpflegerinn des Neides und der unmenschlichen Begierde zu unterdrücken! Verläumdung! mögte ich doch dein abscheuliches Bild so abmahlen, daß alle meine Leser für deinen Zügen erzitterten, und dich auf ewig aus der menschlichen Gesellschaft verbanneten!

Du bist die geheime Pest, welche unter den Menschen herum schweifet, und die überall Verderben anrichtet. Durch deine Bosheit ist ein bürgerlicher Krieg entstanden, welcher in das Eingeweide der Menschen wütet, und der beständig dauert. Du greifest die Unschuldigen als eine Meichelmörderinn an, und verkleidest dich oft in die Gestalt der Tugend, der Warheit und der Frömmigkeit, desto nachdrücklicher zu schaden. Du schleichest im finstern, deine fürchterliche Gestalt besser zu verstecken, und du nahest dich mit einem Geheimnißvollen Angesichte den Ohren, die Verführten auf deine Bosheit aufmerksamer zu machen. Du bist eine Mordbrennerinn, die ein verstecktes Feuer anleget, wodurch Häuser, Städte, und ganze Völker zerstöret und weggeraft werden, und aus deinem Munde gehet ein Dampf, welcher den unschuldigsten Handlungen eine andere Gestalt giebet. Du arbeitest gerade wieder den Endzweck, welchen der Schöpfer seinen vernünftigen Creaturen gesetzet hat, da du ihre Ruhe, ihre Freude und ihre Vereinigung störest, welche ihre allgemeine Glückseligkeit dauerhaft machen sollte, und du Dyrannin bist so grausam, daß du das ganze Leben eines Menschen beunruhigest und zu beschimpfen trachtest. Du gleichest den schmutzigen Käfern, welche die Rosen und Lilien vorbey lassen, und ihre Nahrung in dem Unflate suchen, und du bist blinder als ein Maulwurf, wenn du den Verdiensten Rechte wiederfahren lassen sollst. So siehet das herrliche Original aus nach welchem sich so viele Menschen schildern.

Doch ich muß die ganze Bande der Verläumder noch etwas deutlicher anzeigen, und ihre grausamen Verrichtungen umständlicher entdecken. Ich werde die ersten in drey Classen theilen.

Die obersten Verläumder erfinden eine vollkommene falsche Nachricht von ihrem Nächsten, welche sie mit dem heftigsten Eifer auszubreiten suchen. Die zwote Classe nimmt dieselbe mit Freuden an, und bringet sie weiter, ungeachtet sie deren Ungrund einsiehet; und die dritte, welche nicht weiß, sich auch nicht darum bekümmert, ob diese Nachricht wahr oder falsch ist, gebieret sie von neuem als eine unstreitige Warheit wieder; alle drey aber begehen eines von den gröſten Lastern, weil sie nicht allein sich, nicht allein einer einzelnen Person, sondern ganzen Geschlechten schaden.

Was für ein abscheuliches Herz gehöret nicht dazu eine vollkommenene Unwarheit, zu erdenken, und dieselbe zum Schaden eines Unschuldigen bekannt zu machen. Und was hat diese boshafte Anklage nicht für schädliche Würkungen! Ein Mensch welcher die heilige Verbindung so weit vergessen kann, worinn er mit seinem Nächsten stehet, der ist ein Zerstörer der würdigsten Geschöpfe, und zeiget sich, wenn ich so reden darf allemal mit einer Fackel, alles in den Brand zu stecken was ihm begegnet. Bosheit und Neid sind seine beständigen Begleiter, welche ihm einen Gift leyhen, wodurch er der Unschuld selbst einige Flecken anhänget, die oft um so viel weniger auszulöschen sind, je leichter sich die Menschen, sowohl bey dem Guten als bey dem Bösen, von dem geringsten Schein einnehmen lassen.

Dieser Gift trift am ersten den guten Namen, welcher von allen redlichen Leuten so heilig gehalten wird. Diese Zärtlichkeit gründet sich in der Natur der Menschen und ist eine Folge der reinen Ehrbegierde, welche die Vorsehung uns eingepflantzet hat. Wer sich nicht um seinen guten Namen bekümmert, saget Solon, der wird auch wenig für das gemeine Beste sorgen, und in der That was ist herlicher und ehrwürdiger als der Name eines ehrlichen Mannes?

Alle kluge Leute haben sich beständig bestrebet diesen guten Geruch zu bewahren, welcher noch aus dem Grabe dringet, wenn unsere Gebeine von dem Moder und von der Fäulniß verzehret werden. Ein ehrlicher Name, und das wahre Lob, sollen Belohnungen der Tugend seyn, und der weise Paulus, welcher die Absicht GOttes bey den Menschen sowohl kannte, muntert uns mit diesen nachdrücklichen Worten zu dieser gerechten Ehrbegierde auf: Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.

Diesen anständigen und unentbehrlichen Vortheil aber suchet uns ein Verläumder zu rauben. Je nothwendiger und je vortheilhafter uns eine Sache ist, je empfindlicher muß es uns fallen, wenn man uns darum zu bringen suchet. Wie grausam verfahren nun nicht diese barbarischen Menschenfeinde mit ihrem Nächsten! Wer seinem Mitbürger seinen guten Namen abschneidet, der suchet alle ehrliche Leute wieder ihn aufzubringen, so daß der Beschimpfte endlich ein todtes Glied in der bürgerlichen Gesellschaft:

schaft wird. Da nun diese Beleidigung nothwendig die schmerzhaftesten Empfindungen machet, so entstehet dadurch bey dem Beleidigten Zorn, Wuth und Rachgierde, welche sein ganzes Leben beunruhigen.

Ich erschrecke, wenn ich die Menschen auf einem so fürchterlichen Abwege antreffe. An statt, daß wir uns durch einen gemeinschaftlichen Beystand zu Hülffe kommen sollten, die nothwendigen Beschwerlichkeiten des Lebens zu erleichtern, so arbeiten wir mit aller Gewalt uns unter einander zu plagen, zu drücken und zu beunruhigen, und setzen uns weit unter die Thiere, bey welchen niemals ein Wolf wieder den andern wüten wird. Wie weit gehet nicht ein Verläumder in dieser unmenschlichen Verachtung! Er unterbricht unsere Ruhe, er störet unserer Freude, er hindert uns unsern Geschäften mit Munterkeit und Vergnügen nachzugehen, er suchet uns die Hochachtung und das Vertrauen unserer Mitbürger zu entziehen, er verfolget uns mit heimlichen Nachstellungen und Beschuldigungen, hinter deren Anfänger wir nicht allemal kommen können, weil diejenigen welche uns verachten, nachdem sie von der Verläumdung gewonnen worden, uns die Ursachen ihrer Kaltsinnigkeit verstecken, als wenn sie heimlich an dem Grunde zweifelten, und endlich freuet sich dieser Unmensch, wenn er uns in Sorgen, Verwirrung und Schrecken gesetzet hat. Warlich sollte man die Ursachen des Hasses untersuchen, welcher sowohl einzelne Personen, als ganze Familien entzweyet, so würde man allerdings finden, daß die boßhafte Verläumdung die Stifterinn der meisten dieser Mißhelligkeiten ist.

Dieses sind nicht allein die Folgen der obersten Verläumder, nein sie gehören zu allen dreyen Classen.

Doch ich muß auch noch von den andern beyden Abtheilungen etwas sagen. Die zwote ist nicht das geringste besser, als die erste. Diejenigen welche eines andern erkannte Lügen annehmen, und sie mit Emsigkeit ausbreiten, geben deutlich zu erkennen, daß sie selbst gerne Vater zu dieser Mißgeburth seyn mögten, und sie sind nicht weiter von den ersten unterschieden, als die Verfertiger der falschen Waaren von den Verkäufern derselben. In eine solche Knechtschaft haben sich die Menschen gestürzet, daß sie auch so gar Sclaven fremder Lügen geworden, und daß sie sich zu Trödlern solcher Waaren gebrauchen lassen, die mit Schimpf, Spott und Verkleinerung des Nächsten bezeichnet sind. Gewiß derjenige muß wohl die Lügen lieben, welcher sich so weit erniedrigen kann, sie zu herbergen, und sie weiter zu tragen. Niederträchtige und grausame Beschäftigung welche dem Adel der menschlichen Natur so sehr zur Schande gereichet.

Die letzte Classe stellet die dumme Boßheit vor. Es ist wahr, sie weiß das Falsche der Anklage nicht, welche sie fürbringet, allein dieses entschuldiget sie keinesweges. Die Willigkeit mit der sie alle Nachrichten annimmt, wodurch ihre Mitbrüder verkleinert werden, und der boßhafte Eifer mit welchem sie dieselben fortschicket, zeigen offenbahr, daß sie die Warheit dieser Beschuldigungen heimlich wünschet, und ihre tückische Dumheit hindert sie den Grund davon genauer zu untersuchen. Es ist nicht genug, daß ich die Unwahrheit einer Sache nicht weiß, ich muß wissen, ob sie wahr ist, ehe ich sie bekräftige.

kraftige. Wer eine Nachricht für eine Warheit ausgiebet, von deren Gewißheit er nicht überzeugt ist, der handelt wieder die Redlichkeit. Wofern er diese retten will, so muß er diese Nachricht so zweifelhaft wiedergeben, als er sie empfangen hat; hierdurch setzet er zwar seine Ehrlichkeit in Sicherheit, allein er handelt doch wieder die Liebe. Diese zeiget uns allemal in dem Menschen unsern Freund, unsern Mitbürger, unsern Blutsverwandten, und sie ist so zärtlich, daß sie auch schon durch den bloßen Argwohn beleidiget wird. Endlich aber lassen doch auch die zweifelhaften Anklagen einen Stachel hinter sich, welcher den Nächsten verletzet.

Es giebet noch eine andere feinere Art von Verläumdung, die ich hier nicht vergessen darf, und die dem Nächsten nicht weniger nachtheilig ist. Man findet gewisse Leute, welche man muntere und schalkhafte Köpfe nennet, und die in diesem Titel so viel Ehre und Vergnügen finden, daß sie denselben mit dem größten Eifer zu erhalten suchen. Diese Leute haben sich an gewisse zweydeutige Ausdrücke gewehnet, und sie würden lieber die Welt untergehen lassen, ehe sie einen einzigen davon verschlucken sollten. Sie erfinden gewisse lächerliche Geschichte sich bey ihren Zuhörern in Ansehen und Bewunderung zu setzen, und sie beleidigen den guten Namen ihres Nächsten durch die Erzehlung solcher Historien, welche ein Lachen erwecken, und die zugleich heimlich tödten. Sie nehmen die Larve eines lustigen Zeitvertreibers an, man höret sie gerne, weil sie mit einer gewissen Art spotten, welche man einen feurigen Verstand nennet, und sie bringen ihren Zuhörern vergiftete Pillen bey, die zwar sehr angenehm schmecken, die aber zugleich ihr Herz verschlimmern, und durch ihre pestilentialische Würkung den Nächsten der unnebelten Vorstellungs-Kraft, als eine Creatur zeigen, die zu unserer Verspottung und zu unserer boßhaften Freude gemacht ist. Für diesen Leuten bleibet auch die reinste Tugend und das Allerheiligste selbst nicht sicher; Allein was ist wohl thörichter und unvernünftiger, als den guten Namen seines Nächsten gegen ein kleines Gelächter, das man erwecken will, auf die Wage zu legen.

Grausame Verläumdung, so schrecklich und so hassenswürdig ist dein Bildniß. Wer dich zur Führerinn annimmt der begiebet sich in die Rotte der Grausamkeit, der Bosheit, des Neides und der Verfolger. Du raubest dem Menschen die Liebe, die Sanftmuth, das Mitleiden und die Menschlichkeit, und machest denjenigen zum Henker und zum Tyrannen, welcher zu der Hülfe, zu der Freundschaft und zu der Geselligkeit berufen ist.

Ich würde hier allerdings noch die liebloße Warheit berühren müssen, welche eine neue Gattung von Verläumdung ist, allein ich will meine Leser auf ein Buch verweisen, welches der Verleger dieses Blattes unter der Presse hat, und das von einer übergesetzten Feder aus dem Englischen übersetzet worden. Es handelt von der Regierung der Zunge, und alle Arten von Verläumdern finden in demselben ihre vollkommene Abfertigung.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Sechs und dreißigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 5. October 1741.

Mein Herr.

Wenn Sie ein recht gutes Werk ſtiften wollen, ſo ſchlagen ſie doch für, ein Geſetz zum Beſten der alten Jungfern zu machen, wodurch allen unverheyrateten Mannsperſonen verboten wird, ſich mit einer jungen Perſon von meinem Geſchlechte zu verbinden, ſo lange noch eine alte Jungfer übrig iſt, die das vierzigſte Jahr noch nicht erreichet hat, und die ſich noch zu verbinden wünſchet. Gewiß, es iſt recht beklagenswürdig, daß man ſich ſo wenig darauf beſinnet, daß wir auch in der Welt ſind.

Laſſen ſie uns offenherzig mit einander ſprechen. Ich bin eine reine Jungfer, das weiß ich gewiß, die ſeit vierzehn Tagen ihr ſechs und dreißigſtes Jahr zurück geleget hat. Als ich noch jünger war, wurden mir verſchiedene Vorſchläge gethan, die auf eine Verbindung zieleten, allein, weil ich allemal etwas daran auszuſetzen fand, ſo verſtrich endlich die Zeit meines Frühlings, und ich erreichte den Sommer meiner Jahre, ohne daß ich noch die Stunde weiß, wie ich recht dazu gekommen bin. Inzwiſchen habe ich gegenwärtig mehr als jemals Luſt die Süßigkeit der Liebe zu ſchmecken, und da ich nur noch vor acht Jahren von keinem andern, als von einem Geheimenrathe hören wollte, ſo würde ich gegenwärtig gerne mit einem Bürgermeiſter in einer kleinen Stadt zufrieden ſeyn. Je älter man wird, je mehr ändert man ſeine Meinung, und je mehr kommt man von gewiſſen ehrſüchtigen Einbildungen zurück, welche nur die unverſtändige Jugend ſchmeicheln. Vordem ſahe ich überaus viel auf das Aeuſſerliche, gegenwärtig aber rühret mich nichts, als was bündig und dauerhaft iſt.

Allein bey aller dieſer Neigung zum Eheſtande ſcheinet es doch, als wenn ich mit einem Kranze begraben werden ſoll, wofern nicht die Obrigkeit in das Mittel tritt, und durch das vorgeſchlagene Geſetz mir und meinen unglücklichen Mitſchweſtern zu Hülfe kommt. Kehren Sie ſich nicht daran mein Herr, wenn verſchiedene etwas betagte Jungfern dawieder ſchreyen wollen; ich weiß aus meinem eigenen Exempel, daß dieſe Wiederſpenſtigkeit eine bloſſe Verſtellung iſt, und daß viele die Beſchwerlichkeit ih-

rer Keuschheit heimlich beseufzen. Man muß das Frauenzimmer nicht kennen, wenn man glaubet, daß alle dasjenige wirklich verwerfen, wowieder sie sich sträuben.

Warlich, es ist ein betrübter Anblick für uns, wenn wir in den Gesellschaften sehen müssen, wie eyfrig sich die Mannspersonen bestreben den jungen Schönen zu gefallen, und wie wenig man sich um uns bekümmert. Nichts kränket mein Geschlecht mehr als die Verachtung, zumal wenn sie uns heimlich unser Alter vorwirft, und wenn wir uns dadurch des Vergnügens beraubet sehen, welches wir empfinden, wenn wir gefallen, und wenn man uns anbetet.

Machen Sie sich um die ganze Classe verdient zu der ich gehöre, und zeigen Sie der Welt die Nothwendigkeit und den herrlichen Nutzen des gesuchten Gesetzes. Ich könnte zwar eine ansehnliche Belohnung von meinen betagten Mitschwestern fordern, da ich die erste unter ihnen bin, welche einen Vorschlag thut, der uns so vortheilhaft ist; allein ich verlange nichts mehr, als auch die erste von ihnen zu seyn, welche in das Ehebett steiget. Ihnen aber wird sodann nach jedem Morgen und Abendgebete für Ihren Beystand recht herzlich danken

Constantia Eigensinn.

Mein Herr.

Ich bin eine von den Mannspersonen, welche der Himmel bestimmt hat ein Frauenzimmer glücklich zu machen, weil ich ein Vermögen von vierzig tausend Thalern besitze. So wenig ich auch von Natur hochmüthig bin, so muß ich Ihnen doch gestehen, daß ich diesen Vorzug nicht verachte, weil nichts einem Manne mehr Ansehen giebet, als wenn man bey seinem Namen sofort auch seinen Reichthum nennet. Ich muß den Leuten Recht wiederfahren lassen; man erkannte meine Verdienste, und ich überwog überall durch dieses prächtige Gewicht die andern Mannspersonen, welche nichts als Wissenschaften und Titel aufzeigen konnten.

Mit dieser gewinnenden Eigenschaft entschloß ich mich endlich eine junge und angenehme Person zu dem Genusse eines so herrlichen Glückes zu rufen, und nachdem ich alle Schönen gemustert hatte, so fiel meine Wahl auf Clarinden, welche zwar nur das einzige Kind ihrer Eltern ist, die mir aber nichts, als ihre Schönheit, und ihre Jugend zum Brautschatze bringen konnte.

Mein Verlangen ward entdeckt und angenommen, und in wenig Wochen hatte ich eine Frau, und meine Frau einen reichen Mann Sie weiß es, daß ich durch mein Vermögen zu den angesehensten Leuten im ganzen Lande gehöre, und ich habe sie so reichlich beschenket, daß sie auch keine Gräfin in diesem Stücke beneiden darf. Inzwischen muß ich sehen, daß sie ihr grosses Glück nicht recht erkennet.

Ich werde Ihnen etwas von meinem Charackter sagen, damit Sie meiner Frau ihr Unrecht um so viel nachdrücklicher fürhalten können. Weil ich weiß, daß die Welt so voller Nachstellung und Betrug ist, so sehe ich alle Menschen mit einem gerechten Mißtrauen

trauen an, und ich halte dafür, daß man sonderlich eine Frau auf das sorgfältigste für denenjenigen Mannspersonen verbergen muß, die sich unter dem Namen der Freundschaft in die Häuser einzuschleichen suchen. Die Welt ist so verderbet, und die Menschen sind auf das wahre Gute so wenig aufmerksam, daß man durch geringe Gegenstände auch oft dahin gebracht wird den Reichthum mit allen seinen Vorzügen zu vergessen. Nach diesen richtigen Grundsätzen ziehe ich meine Frau von allen Gesellschaften ab, weil ihr billig nichts angenehmer seyn soll, als beständig um denjenigen zu seyn, der sie glücklich gemacht hat. Ich wenigstens leiste ihr gerne Gesellschaft, weil ich durch keine Geschäfte gehindert werde sie der Gefahr eines andern Umganges auszusetzen. Weiter. Weil ich vollkommen überzeugt bin, daß man nichts leichter aus der Acht läßet als Wohlthaten, und sich folglich des Lasters der Undankbarkeit theilhaftig machet, so erinnere ich meine Frau bey aller Gelegenheit an den Vortheil zu welchem ich sie gerufen, und zeige ihr, daß sie mir ihr ganzes Glück schuldig ist.

Kann man sich auch wohl billiger und freundlicher gegen eine Frau bezeigen? Gleichwohl richten meine Sorgfalt und meine Erinnerungen noch zur Zeit wenig aus. Ich kan es ihr recht abmerken, wie angenehm es ihr ist, wenn sie zu einer Gesellschafft gebeten wird, und wie willig sie verspricht zu erscheinen. Es ist wahr, ich habe an diesen Gesellschaften nichts auszusetzen, allein nach meinen angenommenen Grundregeln sind mir alle Menschen gefährlich und verdächtig, und ich traue mir sogar selbst nicht. Doch dieses Verlangen nach einem andern Umgange als dem meinigen, ist nicht das einzige, was mir Verdruß erwecket, ich muß auch noch mit meinen eigenen Augen sehen, wie freundlich und gefällig sie sich oft gegen andere Mannspersonen beträget, deren Vermögen mit dem meinigen in keine Vergleichung zu setzen ist, und unlängst war ich so gar gezwungen selbst Zeuge zu seyn, daß sie sich von einem die Hand küssen ließ, den ich nicht über die Achsel angesehen hätte. Muß sich eine Frau in der Gegenwart ihres reichen Mannes so verhalten? und sollte sie nicht alle ihre Freundlichkeit bloß für denjenigen verwahren, durch den sie in die glücklichsten Umstände gesetzet worden.

Mit den Erinnerungen wodurch ich sie zu einer billigen Dankbarkeit gegen mich bewegen will, gehet es mir nicht besser. Rede ich von meinem Gelde und stelle ich ihr für, daß ich die Ursache ihrer ganzen Glückseligkeit bin, so weinet sie, und ergiebet sich einer Betrübniß, welche ich billig für die gröste Beleidigung ansehen kann, die meinem Vermögen wiederfähret. Sollte sie nicht mit Freuden mir jeden Augenblick für meine Gutheit danken! Sollte sie nicht meinem Wunsche alles aufopfern und in Betrachtung ihres Glückes ohne Aufhören darauf sinnen, wie sie mir durch die genauste Folge ihre Erkenntlichkeit bezeigen wollte!

Nehmen Sie sich doch eines reichen Mannes an, der wie Sie wissen das Recht hat alles zu fordern, und saaen Sie doch meiner Frau öffentlich, weil ich Sie nicht selbst zu mir bemühen mag, daß sie keine andere Freude und kein anderes Vergnügen haben muß, als

was

was mit meinem Wollen übereinstimmet, und daß sie sich bloß durch den genauesten Gehorsam und durch eine völlige Verachtung alles andern in der Welt des Glückes würdig macht, zu welchem sie von mir erhoben worden. Für diese Gefälligkeit wird Ihnen besonders verpflichtet seyn

Mein Herr

Dero ergebenster Diener

Gabriel Reichmann.

Mein Herr.

Ich bin ein Bürger, der wie man zu reden pfleget, recht warm sitzet, und dessen Ehestand mit zweenen Söhnen gesegnet worden, von welchen der älteste nunmehro in das zehnte Jahr gehet. Weil ich das Vermögen besitze auf meine Kinder etwas zu wenden, so habe ich den Schluß gefasset beyde studiren zu lassen, weil ich gerne aus dem ältesten einen Geheimenrath, und aus dem zweyten einen Kriegsrath machen wollte. Ich nahm also bey Zeiten einen Lehrmeister zu mir in das Haus, der sie in allen Wissenschaften unterrichten sollte, allein bisher bin ich mit diesen Leuten so unglücklich gewesen, daß ich vor vier Wochen den achtzehnten Informator abdanken müssen. Gegenwärtig bin ich recht in Sorgen, wo ich wieder einen hernehmen will, der meine Kinder vollends zubereitet, bis sie auf die Universität ziehen können. Ich nehme also meine Zuflucht zu Ihnen, und da ich weiß, daß es Ihnen weder an Gefälligkeit noch an Bekantschaft fehlet, so ersuche ich Sie mir einen Mann fürzuschlagen, der meiner Absicht gemäß ist.

Damit Sie aber den Nagel auf den Kopf treffen, so will ich Ihnen nur mit wenigen sagen, was ich vor einen Informator verlange. Erstlich muß er in allen Sprachen und Wissenschaften bewandert seyn, die jemals bekant gewesen, noch bekant sind, und künftig bekant seyn werden, hauptsächlich aber muß er die Philosophie verstehen, damit er mir meine Träume auslegen kann. Hiernechst muß er eine sehr gute Hand schreiben und gut rechnen, weil ich nicht gesinnet bin hierzu noch einen eigenen Lehrmeister zu halten. Drittens muß er sehr gut tanzen können, weil ich es gerne sehe, wenn meine Kinder einen guten Reverenz machen, und mit Fertigkeit den Hut abnehmen, und damit es uns nicht an einer Haus-Musick fehlet, so muß er auch ein Meister auf der Violine seyn. Viertens soll er auch ein guter Poet seyn, die Geburtstage und Namenstage zu besingen, welche in meinem Hause fürfallen. Fünftens muß er nicht aus dem Hause gehen, als wenn er die Erlaubniß dazu von mir erhalten, und sechstens soll er meine Kinder beständig begleiten, wenn sie einen Besuch ablegen, doch so, daß er allemal einen kleinen Schritt hinter ihnen bleibet, und sich sofort wieder zurück begiebet, wenn sie in das Haus treten, wohin sie wollen, damit ich ihn inzwischen in meinen häuslichen Verrichtungen brauchen kann.

Weil es aber auch billig ist, daß ich alle diese Dienste erkenne, so soll er jährlich vier und zwanzig Thaler nebst freyer Wohnung und dem Tische von mir zu genieſſen haben, und wenn er mit meinen Söhnen fertig ist, noch ein Ehrenkleid von mir empfangen. Ich bin sonst überhaupt ein guter Mann, (doch ohne Zweydeutigkeit,) der nicht viele Umstände macht, nur daß mir zuweilen der Kopf nicht recht stehet, und diese Augenblicke muß er hauptsächlich in acht nehmen mich durch Erzehlung allerhand lustiger Geschichte aufzumuntern, wofür ich ihm noch alle Weyhnachten zweene Thaler an alten Gulden verspreche.

Helfen Sie mir zu einem solche Manne, und es wird Ihnen dafür danken

Mein Herr

Dero Diener

Martin Bürgerstolz.

Der Weltbürger.

Sieben und dreißigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 12. October 1741.

Haller.

Doch der Himmel hat noch ſeine Kinder,
Fromme leben, kennt man ſie ſchon minder.
Gold und Perlen findt man bey den Mohren,
Weiſe bey Thoren.

Phillis
An die ſchöne und tugendhafte Doris.

Sie verlangen von mir liebſte Freundinn, daß ich Ihnen einen Abriß von denenjenigen Eigenſchaften machen ſoll, welche mit der Zärtlichkeit unſers Geſchlechtes übereinſtimmen, und die uns eine wahre Glückſeligkeit und eine gegründete Hochachtung erwecken. Ich werde Sie alſo ſelbſt abſchildern verehrungswürdige Doris, und dieſes Gemählde unſern Mitſchweſtern als ein Muſter fürſtellen nach welchem ſie ſich prüfen können.

Warlich, die Urſache, warum ſo viele Schönen verächtlich und unglücklich werden, hat bloß in der Nachläßigkeit ihren Grund, mit der man bey ihrer Erziehung verfähret. Man unterſuchet ſehr ſelten unſere Fähigkeit, und man giebet die meiſte Zeit ſich wenig Mühe unſern Verſtand aufzuklären, und uns den Weg zu den richtigen Begriffen zu zeigen, gerade als wenn die Natur uns ausdrücklich zu der Einfalt berufen hätte. Ein dunkeles und abergläubiſches Kenntniß von GOtt und von der Religion, eine Lebensart die nach den Vorurtheilen eingerichtet iſt, welche mit der Einſicht und dem Stande derjenigen überein kommen, die uns erziehen, und eine unordentliche Verwehrung und Verſtattung des Vergnügens, der Eitelkeiten und des Gebrauches der Leidenſchaften, machen uns gemeiniglich zu einer beſondern Claſſe von Geſchöpfen, die ſich ſelbſt zur Laſt fällt. Kaum ſind wir oft zu den Jahren gekommen, in welchen wir wiſſen, daß wir da ſind; kaum hat man uns mit Uebereilung zu einigen kleinen Beſchäftigungen und zu einer gewiſſen Unruhe gewehnet, die bald zum Geitze bald zur Verſchwendung ausſchläget, und die man die Wirth-

schaft nennet, so verkaufet man uns oft aus eigennützigen und hochmütigen Absichten, und wir werden Mütter, da wir noch selbst wie die Kinder herum irren.

Doch ich werde hiervon zu einer andern Zeit weitläuftiger reden, weil ich dieses mahl bloß eine Abbildung von Ihnen machen will, liebste Freundin, die unsere Mitschwestern zu einer eyfrigen Nachfolge reitzet.

So wie die Sele einen Vorzug vor dem Leibe hat, so hat die Gottesfurcht den Rang vor allen Tugenden. Sie machet überhaupt alle Menschen sanfter und sie ist die herrlichste Zierde einer Schönen, da sie die Keuschheit, die Sittsamkeit, die Unschuld und die Demuth zu Begleiterinnen hat. Ein Frauenzimmer mag alle Vorzüge besitzen, welche die Natur und das Glück geben können, wofern ihr die Gottesfurcht mangelt, so wird sie nichts als eine unordentliche Haushälterinn der liebenswürdigsten Gaben seyn. Ihre Sele, welche von den edelsten Würkungen leer ist, wird eine Wohnung des Neides, des Stolzes, der Unordnung und der Eitelkeit, und diese Verführerinnen werden ihr ganzes Leben beunruhigen und sie leicht von einer Ausschweifung zu der andern bringen. Die Gottesfurcht hingegen machet uns aufmerksam auf uns selbst, sie zeiget uns die heilige und glückliche Nothwendigkeit den Ursprung alles Guten zu suchen und zu verehren, sie entdecket uns die Pflichten, die wir bey allen Vorfällen zu beobachten haben, sie machet uns zu Heldinnen, da sie uns lehret den Hochmuth, den Neid und die Rachgierde zu überwinden, und sie weiset uns, wie klein, wie unvermögend wir an uns selbst sind, wie wenig wir einen Augenblick ohne den Schutz der allmächtigen Hand dauern können, und sie erniedriget uns, um uns desto herrlicher und gröſſer zu machen. Sie schicket sich für alle Stände, und für jede Verfassung worinn wir uns befinden. Die Thronen nehmen von ihr einen besondern Glanz, die Schönen werden durch sie noch schöner, und die Heßlichen erhalten von ihr eine Reitzung, bey der man ihren Mangel leicht vergisset. Sie ist die Quelle unserer Ruhe, von ihr kommt die Zufriedenheit eines guten Gewissens, und sie ist so treu, daß sie uns auch sodann nicht verläſſet, wenn unsere Augen dunkel werden, wenn wir das Gespräch unserer Freunde nicht mehr hören, wenn Pracht und Hoheit von uns Abschied nehmen, und wenn wir die wichtige Reise in die Ewigkeit antreten.

Allein diese Gottesfurcht muß sich auf weit edlere Begriffe gründen, als die meisten Schönen haben. Eine grosse Anzahl Menschen fürchtet GOtt bloß weil man es ihnen von Jugend auf fürgeprediget hat; weil man sie mit gewissen Strafen geschrecket, von welchen man ihnen gesaget, daß sie den Gottlosen zuerkannt worden; weil sie sich für dem Satan und für der Verdammniß fürchten, und weil es bey ihnen zu einer Gewohnheit geworden, gewisse äusserliche andächtige Gebräuche zu beobachten, welche sie für die Gottesfurcht halten. Wer will alle diejenigen von unsern Mitschwestern zehlen, bey welchen diese blinde und verkehrte Gottesfurcht gefunden wird. Inzwischen verlanget der Schöpfer aller Creaturen einen ganz andern Dienst, und können wie auch wohl eine anständigere und glückseligere Beschäftigung fürnehmen, als

dasje

dasjenige allgewaltige Wesen immer reiner kennen zu lernen, mit dessen Verehrung wir uns in der Ewigkeit beschäftigen wollen? Wir hören beständig, daß GOtt ein vernünftiges Wesen ist, und daß er einen vernünftigen Dienst verlanget. Unsere Religion weiset uns denselben, wenn wir sie nur recht gebrauchen. Man glaube doch nicht, daß es für unser Geschlecht schon genug ist, wenn man uns das Erkenntniß, welches sie giebet, nach einem gewissen Schlendrian beybringet, und wenn man unser Gedächtniß mit gewissen Wörtern anfüllet, welche wir wie die Papageyen wiederholen, ohne daß wir wissen, was wir sagen. Wer uns recht zu der Religion und folglich zu der Gottesfurcht anführen will, der suche uns zu einer deutlichen Erkenntniß zu bringen, aus der die Ueberzeugung entstehet. Man mache auch uns erst zu vernünftigen Menschen; man erkläre uns die Grösse und die Vollkommenheit GOttes, welche die Seele in eine heilige Ehrfurcht sezen; man führe uns auf die Verbindung, worinn die Creaturen gegen ihren Uhrheber stehen; man gehe mit uns in unser Herz, die geheimen und verborgenen Unarten zu entdecken, welche wir so gerne beschönen, und die uns als listige Feinde unter tausend veränderten Gestalten anfallen; man überzeuge uns, daß das höchste Gut der allerreinsten und vollkommensten Liebe würdig ist; man weise uns, daß alles, was sie von uns fordert, auf unsere wahre Glückseligkeit zielet; man lehre uns endlich, daß die Religion uns zu allen edeln Unternehmungen aufmuntert, und daß die Gottesfurcht nichts anders sey, als eine wahre Erkenntniß des höchsten Wesens und eine ungezwungene und dauerhafte Beobachtung aller derjenigen Pflichten, welche wir GOtt, unserm Nächsten, und uns selbst schuldig sind.

Weiter. Auch uns hat die höchste Liebe zu der Hoheit berufen, zu welcher die Erkenntniß der Warheit die Menschen führet; auch wir dürfen zu uns sagen, daß wir Vernunft besitzen, daß wir nicht zu der Sclaverey und zu einer blinden Unterwerfung gemacht worden, und auch wir sind berechtiget zu urtheilen, zu wehlen und zu verwerfen. Die Vernunft giebet uns eben den Vorzug vor andern Creaturen, welchen sie den Mannspersonen ertheilet, und ohne ihren Gebrauch werden wir weder Warheiten erkennen noch richtig urtheilen und verwerfen. Die Seele ist so beschaffen, daß ihre Vollkommenheiten immer zunehmen, und daß sie bey ihrem eigenen Lichte immer reiner siehet, wenn man nur ihrer Fähigkeit zu Hülfe kommet. Sie sind mir das liebste Exempel theure Doris, wie wenig die Natur gesinnet gewesen uns von dem Gebrauche der Vernunft zu entfernen; so wie ich nun die Züge der wahren Gottesfurcht von Ihnen genommen, so werde ich auch die Vortheile welche uns die Vernunft giebet nach den Vorzügen schildern, welche Sie durch dieselbe erlanget haben.

Nichts ist fähig uns von den grausamen Tyrannen loßzumachen, deren so viel sind, als wir Vorurtheile nähren, wofern uns nicht die Vernunft zu Hülfe kommt. Diese Lehrmeisterin zeiget uns alle Dinge in ihrer Gestalt, und reisset uns aus der Niederträchtigkeit, aus dem Aberglauben und aus der blinden Hochachtung, welche so viele von unserm Geschlechte für die Eitelkeiten hegen. Sie machet uns geschick. GOtt

zuer-

zu erkennen, und durch ihren Gebrauch werden wir behutsame und sorgfältige Töchter, kluge und ordentliche Haushälterinnen, und treue Freundinnen. Sie bewahret uns, daß wir uns nicht von dem allgemeinen Wahne fortreissen lassen, und sie hilft uns zu dem Rechte, daß man uns mit Ehrerbietung und mit Bescheidenheit begegnen muß. Sie machet uns geschickt alle Wissenschafften zu fassen, welche den Geist aufklären, sie unterweiset uns das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, die Gerechtigkeit zu lieben, uns nicht auf das Ansehen anderer zu verlassen, und uns nicht aus Uebereilung zu schaden. Sie ist es, welche die Neigungen eines edeln Herzens reiniget und unterstützet, die uns für der Verachtung bewahret, und die den wilden Ausbruch der Leidenschaften zurück hält. Sie ist es endlich die auch uns zu Menschen machet.

Was würde ich nicht für eine Reihe von Tugenden hieher setzen können welche bey Ihnen liebste Freundin aus diesen beyden glückseligen Quellen entspringen! Allein ich muß doch noch einige davon erwehnen, diejenigen von unsern Mitschwestern aufmerksam zu machen, denen man dieselben niemals recht gezeiget hat.

Die Keuschheit ist der prächtigste Schmuck eines Frauenzimmers. Diese holde Tugend unterhält die Reinigkeit der Sele und giebet den Menschen einen nähern Zutritt zu dem reinsten Wesen. So wie die Schaamröthe ein angenehmes Gesicht noch reitzender macht, so ertheilet die Keuschheit unserer Sele immer mehr Schönheit. Sie bewahret uns für den Abgrund des Unglückes, worinn sich so viele von unserm Geschlechte gestürzet, die den unbändigen Neigungen Gehör gegeben, und sie erwecket uns auch bey denenjenigen Mannspersonen Hochachtung, welche lieber diese Tugend von uns entfernet sehen möchten. Sie ist keine Feindin der Liebe, nein, sie verherrlichet diese zärtliche Leidenschaft, und sie giebet derselben erst die dauerhafteste Nahrung.

Die Unschuld ist die Schwester der Keuschheit. Ihre Vorzüge gefallen so sehr, als der sittsame Anzug für den geilen Ausputz gefället. Sie breitet über ihre Töchter einen Glanz aus, welcher der Schönheit der Natur gleich kommt, die sie ohne falsche Kunst in ihren Werken zeiget. Sie locket die Herzen an sich, so wie eine schöne Rose mitten in den Dornen die Augen auf sich ziehet. Sie prahlet niemals mit den Vortheilen, welche die Natur gegeben hat, und wenn sie dieselben ja zeiget, so ist ihre Reitzung wie eine schöne Wiese voller Blumen, welche die Morgenröthe den Augen von ferne weiset.

O liebste Doris, mögte ich nur diesesmal alle meine Leserinnen auf diese Tugenden aufmerksam machen, welche mich so oft gereitzet die Vorzüge meiner liebenswürdigen Freundin zu erkennen! Fromm ohne Einfalt und Scheinheiligkeit, klug ohne Schwulst und Eigensinn, schön ohne Frechheit und ohne Stolz, unschuldig ohne Niederträchtigkeit, zärtlich ohne Wankelmuth, und sittsam ohne Zwang zu seyn, in dieser Abschilderung theureste Doris erkenne ich Ihr wahres Bild. Unter den Vortheilen, welche mir die Vorsehung gegeben, bleibet mir Ihre Freundschaft eine von den kostbarsten, und ich rechne den Besitz Ihres Herzens zu meinem wahren Glücke. Leben Sie wohl liebste Freundin.

Meine artige Correspondentin, welche ihre Briefe mit den beyden Buchstaben C. E. bezeichnet, kann künftigen Sonnabend wieder eine Antwort auf die vorige Weise abholen lassen.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Handens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Acht und dreissigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 19. October 1741.

Was Tugend, was Vernunft, was Ehrbarkeit und Pflicht,
Was GOtt und Menschen sind, dieß alles kennt sie nicht.

Die Erziehung der Töchter ist von solcher Wichtigkeit, daß ich heute einmal ganz besonders davon reden werde. Die Sorgfalt, welche dabey beobachtet wird, und die Nachlässigkeit mit der man dabey verfähret, haben einen solchen Einfluß in das gemeine Wesen, daß dessen Wohlstand oder Verfall davon entspringen. Uebel erzogene Töchter werden einfältige, unartige und lasterhafte Mütter, und diese geben der Republick eine Menge unnützer Glieder, bey deren Krankheit und Mängeln der ganze Körper leidet.

Kaum kommen die meisten unglücklichen Töchter auf die Welt, so werden sie auch schon zu den Eitelkeiten, zu der Einfalt und zu den Vorurtheilen verhalten. Eine niederträchtige und lasterhafte Amme wird die meiste Zeit ihre erste Gesellschaft, mit deren Milch sie oft einen Gift in sich saugen, der ihrer Gesundheit und ihrem Gemüte schadet. In diesem Umgange wächset das unglückliche Kind allmählig heran, und zeiget die ersten Unarten. An statt denselben sofort durch gelinde Mittel zu begegnen, an statt dem Eigensinne und der Bosheit zu steuren, so lässet man denselben den freyen Ausbruch. Es ist ein Kind, es verstehet es nicht besser, man kann nichts anders von demselben fordern, die Jahre werden die Unarten schon ändern; mit dergleichen Entschuldigungen lässet man eine Zeit vorbey streichen, deren Verlust unwiederbringlich ist, und so giebet man zu, daß sich ein Unkraut fest setzet, welches man hernach in dem gantzen Leben nicht ausrotten kann.

Bey dieser Nachlässigkeit wird das verstossene Kind unter den Händen der niederträchtigsten Geschöpfe immer gröber, und wohl noch demselben, wenn es nicht durch ihre Bosheit und Verwahrlosung zu einem Krüppel gemacht worden. Nicht wenige Eltern, welche die Bequemlichkeit lieben, sind inzwischen bey dieser Aufsicht über ihre Töchter gantz sicher, sie befinden sich in der Gesellschafft des Gesindes, und wo könnten sie wohl besser seyn. In dieser Schule aber wird das weiche Gemüth derselben am ersten verdorben. Sie hören sehr selten etwas anders, als Torheiten, Aberglauben und Lügen, sie sehen den Eigennutz und die Näscherey, sie lernen die Kunst zu hintergehen und zu betrügen, und wie oft beleidiget nicht hier der Anblick der abscheulichsten Laster die erste Unschuld der zarten Schönen. Noch mehr, diese pö-

behaften Menſchen ſind die erſten, welche den Kopf der Kinder mit verkehrten Vorſtellungen anfüllen, und die ihr Gemüth in Unruhe und Verwirrung ſetzen. Sie machen denſelben die unanſtändigſten Abbildungen von GOtt, ſie ſchrecken dieſe verirrten Schafe, da ſie dieſelben mit Geſpenſtern und Ungeheuern drohen, ſie jagen ihnen bey der geringſten Bewegung Furcht und Zittern ein, und ſie mahlen ihnen ſo abſcheuliche Bilder für, welche hernach aus ihrer Einbildungs-Kraft nicht wieder heraus zu bringen ſind.

Doch nunmehro beſinnen ſich die Eltern, daß zu der Erziehung ihrer Tochter noch etwas mehr gehöret. Sie beſitzen Vermögen und dieſes wollen ſie zum Vortheile ihres Kindes anwenden, ſie leben in einem angeſehenen Stande, und nach demſelben muß die Fortſetzung der Zucht eingerichtet ſeyn. Man ſuchet eine Franzöſinn aus, der man nunmehro alle Sorgfalt für das Beſte der Tochter aufbürden will. Dieſe Lehrmeiſterinn, die oft ſelbſt noch Unterweiſung und Aufſicht nöthig hätte, tritt ein Amt mit Freuden an, welches ihr tauſend Bequemlichkeiten verſpricht. Sie lehret das Kind plaudern, ſie prediget demſelben für den Kopf gerade zu halten, ſie zeiget ihr die Nadel zu führen, ſie bringet ihr einige franzöſiſche Wörter bey, ſie putzete die kleine Schöne mit aller Ueberlegung, ſie ſchmeichelt derſelben ſich die Gnade der Mama zu erwerben, ſie ſinget ihr ein Liedchen vor, welches die Klage oder die Abbildung eines Liebhabers enthält, und endlich machet ſie aus dem Kinde nichts anders als eine Copie von allen ihren Eitelkeiten, Schwachheiten und Torheiten. Die Eltern ſehen dieſen Fortgang mit ausnehmender Freude. Die kleine Tochter mag ſich gerne ausſchmücken laſſen, und dieſes iſt ein gewiſſes Zeichen von ihrem edeln Geiſte; ſie weiß ſchon einige franzöſiſche Redensarten herzuſagen, und man ſiehet ihren Verſtand daraus, ſie zeiget gewiſſe gezwungene Geberden, welche durch die beſtändige Erinnerung bey ihr zur Gewohnheit geworden, und numehro iſt ſie die Tugend ſelbſt. Sie höret von allen die ſich ihr nähern ihre Lobſprüche erſchallen, man ſaget ihr, daß ſie ſchön iſt, daß ſie viel Liebhaber erhalten wird, und dieſe Vorſtellungen machen einen ſolchen Eindruck bey ihr, der ihren natürlichen Hochmuth vergröſſert, und der ihr einige dunkele Begriffe von einer Sache beybringet, von der ſie gerne bald näher unterrichtet ſeyn mögte.

Es iſt wahr die Anführung zu der Erkenntniß der Religion wird hierbey nicht vergeſſen, allein ſie geſchiehet mehrentheils ſo ſchläfrig und wird ſo ſehr beſchleuniget, daß das arme Kind nichts weiter dabey gewinnet, als daß ſie einige unverſtändliche Bilder mehr vor ſich ſiehet, und daß ſie gewiſſe Fragen nach der Reihe beantworten lernet, von deren Grunde und Richtigkeit man ihr nichts weiter geſaget hat, als daß ſie ſo glauben muß. Da man nun die Regeln und das ganze Kenntniß der Religion bloß dem Gedächtniſſe überläſſet, da man weder das Herz noch den Verſtand dadurch zu bewegen ſuchet, und da man ſich um die Ueberzeugung ſo wenig bekümmert, ſo iſt es kein Wunder, wenn dieſe Gedächtniß-Religion ſo wenig beſſert, und bey dem erſten Sturme vergeſſen wird, den auch die kleinſte Leidenſchafft erreget.

Bey dieſer Vermiſchung von Andacht und Eitelkeit, von Torheit und Tugend, von Stolz und Demuth, kommt endlich die Tochter zu denenjenigen Jahren,

in welchen sie der Gesellschaft der Mutter beständiger gewürdiget wird, und worinn sie nunmehro anfänget mit den galanten Torheiten der grossen Welt bekanter zu werden. Zu diesen bringet sie ein Herz, welches von der wahren Tugend, von der edlen Neigung zu einer gegründeten Ehre, und von der lebendigen Erkenntniß der wichtigsten Pflichten ganz leer ist, und das folglich ohne Wiederstand alle Fehler annimmt, die sich an verschiedenen Personen zeigen. Hier lernet sie sehr oft die Verläumdung, die Hochachtung für den Reichthum, den stolzen Trotz mit dem man die Niedrigen verachtet, hier siehet sie täglich die Reitzungen der Wollüste, wieder welche sie nicht gewafnet ist, und ein jeder Schritt lässet sie einen Abgrund merken, in welchen sie sehr leicht geraten kann. Alles ist bemühet sie vollends zu verderben. Die niederträchtige Schmeicheley der Mannspersonen, der Ausbruch der Leidenschafften, das Verlangen geehret und angebetet zu seyn, die beständige Beschäftigung mit tausend Kleinigkeiten, die wenige Erkenntniß der Schwäche des menschlichen Herzens, und der leere Raum welcher sich in ihr selbst befindet, machen sie endlich so verwirrt, daß sie hernach ihr ganzes Leben in Unordnung und in einem beständigen Wiederspruche zubringet.

Doch nicht alle Schönen werden den gefährlichen Klippen eines weitläuftigen Umganges ausgesetzt; allein was gewinnen sie dabey? Man geräth in einen andern Fehler, und man entziehet sie der Welt gänzlich, da man sie der Gefahr entreissen will, welche mit dem Kenntnisse derselben verknüpfet ist. Man bauet ihre Tugend auf Unwissenheit und Einfalt, man erlaubet ihnen nicht die geringste unschuldige Ergötzung, man machet sie scheu und unbedachtsam, und man ersticket in ihnen alle gute Eigenschaften, welche sich erst durch den klugen Umgang mit der grossen Welt äussern. Alle diejenigen Eltern, welche durch diesen tyrannischen Zwang ihre Töchter tugendhaft machen wollen, erhalten nichts weiter, als daß sie ihre Gemüther ernidrigen, und sie verhindern zu denken, zu prüfen und zu wehlen, und wie oft hat nicht der barbarische Zwang diese Gefangene zu solchen schändlichen Unternehmungen gebracht, die ihnen gewiß nicht einmal würden eingefallen seyn, wenn man sie gelehret hätte mitten in der grossen Welt klug und tugendhaft zu bleiben.

Alle diese Vorwürfe sind gerecht und nothwendig, ich muß hier aber auch eine Ausnahme machen, und öffentlich gestehen, daß wir noch viele wohlerzogene Töchter haben. Ich kenne verschiedene von dieser liebenswürdigen Helfte des menschlichen Geschlechtes, welche sich durch ihre Tugend, durch ihren Verstand, und durch ein edles und kluges Betragen so sehr, als durch ihre Schönheit unterscheiden. Glückselige Eltern, welche die Früchte ihrer Zucht täglich einerndten, die wenn ich so reden darf, ihre Töchter mit Sicherheit allein gehen lassen können, ohne ihnen den Zwang zum Aufseher zu geben, und welche ihnen ihre wahre Glückseligkeit, die eine unausbleibliche Gefährtinn der Tugend ist, so bekannt gemacht, daß ihre Einsicht und ihr eigenes Herz ihre treuesten Wächter werden.

Allein da noch so viele Eltern in der wichtigen Pflicht fehlen, welche ihnen bey der Erziehung ihrer Töchter obliegt, so will ich ihnen zur Aufmunterung ein Schreiben hersetzen, welches eine Mutter an ihre unlängst verheurathete Tochter abgelassen hat, und das meiner Absicht ein völliges Genügen thut. Ich habe in demselben nichts als die Namen geändert.

Livia

Livia

an ihre geliebte Tochter Cornelia.

Ich danke GOtt theuerſte Cornelia, daß er mich deine glückliche Vermählung erleben laſſen, und ich bitte ihn dich in der beſtändigen Erkenntniß ſeiner Wohlthaten zu erhalten.

Wie groß iſt nicht meine Freude, da ich dich an einen Mann verbunden ſehe, der ſich durch Großmuth, durch Verſtand und durch ſeine eigenen Verdienſte anſehnlich und ehrwürdig macht, der dich bloß deßwegen zu ſeiner Gemahlinn erwehlet hat, weil er dich liebet, und der dich täglich tauſend Zeichen ſeiner Zärtlichkeit ſehen läſſet, die mehr deine künftige beſtändige Glückſeligkeit, als eine gegenwärtige flüchtige Neigung verſprechen. Genieſſe dieſes Vortheils, dein Herz iſt des ſeinigen würdig. Erhalte dieſe ſanfte Vereinigung, und gieb ihm täglich durch Tugend, Verſtand und Gefälligkeit neue Urſache in deinem Beſitze glücklich zu ſeyn. Setze der Liebe, der Hochachtung und der Vertraulichkeit, welche er dir zeiget, die ungeſchminkteſte Zärtlichkeit, die reinſte Ehrerbietung und die treueſte Verſchwiegenheit entgegen. Sey noch mehr ſeine Freundinn als ſeine Frau, und denke, daß dein Glück nur ſo lange dauert, ſo lange er dich liebet. Komme ſeinem Verlangen allemahl zuvor, erleichtere ihm durch deine Freundlichkeit, durch deine Munterkeit und durch das aufmerkſame Beſtreben ihm zu gefallen, die Sorgen, welche mit ſeinen ernſthaften Geſchäften verknüpft ſind. Ich kenne ihn, er wird davon gerührt ſeyn, er wird deine Geſellſchaft als eine ſichere Freyſtädte anſehen, wohin er fliehen und wo er allein Ruhe finden kann, und du wirſt den Vorzug haben deinen Mann ganz zu beſitzen, den alle andere nur getheilet kennen. Hüte dich ihn auch durch Kleinigkeiten zu beleidigen. Die groſſen Gemüter überſehen die Schwachheiten, weil ſie zu der Menſchlichkeit gehören, allein ſie empfinden auch das kleinſte Unrecht, welches man ihnen anthut, und alles was du von ſeiner Liebe und von ſeiner Hochachtung verlieren, das verlierſt du von deinem Glücke. Erſcheine niemals in ſeiner Gegenwart, ohne eine gewiſſe Reinlichkeit zu beobachten, die den Leuten von gutem Geſchmacke weit mehr gefällt, als der Putz, und erhalte mitten in dem Vergnügen des Eheſtandes eine reine und keuſche Seele. Laß dich nicht das Exempel der Frauen reitzen, welche ſich den Ausſchweifungen ergeben, und denke beſtändig, daß du die Ehre, die Glückſeligkeit und ſelbſt das Leben deines Mannes in deinen Händen haſt.

Fürchte GOtt, denn dieſe heilige Furcht iſt die Quelle aller Tugenden und eines ewigen Seegens; allein laß dich nicht auf den Abweg der ſo genannten Frommen locken. Dieſer Ausſchuß von Menſchen ſuchet die Frömmigkeit in dem Aeuſſerlichen, und verbirget allemal ein tückiſches, falſches und boßhaftes Gemüth. Eine ſchlechte Haube, ein ſchwarzes Kleid, und ein finſteres Angeſicht, ſind nicht die Merkmahle eines Chriſten, ſondern Sanftmuth, Demuth und Liebe, und dieſe wohnen nicht in den Kleidern, ſondern in dem Herzen. Alle dieſe Leute ſchleichen mit verſtellten Geberden herum und verachten und verläumden ihren Nächſten unter dem Scheine die Frömmigkeit zu vertheidigen, ſie richten Zorn und Zwiſpalt an, da ſie durch eine unglückliche Andacht die Weiber von den Männern und die Kinder von den Eltern trennen, ſie ſetzen ganze Häuſer in Verwirrung die das Beten und Arbeiten von einander abſondern, und ſie rühmen ſich der Armuth, von der betrogenen Mildthätigkeit deſto reichlicher zu leben.

GOtt hat die Menſchen nicht zu der Unempfindlichkeit gemacht, und er verlanget kein unchriſtianes niederträchtiges und ſclaviſches Herz. Er ruffet uns zu allen edeln Unternehmungen, und zu dem öffentlichen Genuſſe der erſtenigen Güter, welche er ſo reichlich ausgebreitet hat. Laß uns alle Vortheile genießen, worinn uns die ewige Liebe ſetzet. Laß uns das Vergnügen ſchmecken, welches ſie uns giebet. Laß uns mittheilen, allein aus redlicher Abſicht, laß uns alles gebrauchen was die Mannigfaltigkeit darbietet, laß uns auch eine gewiſſe Anmuth und Zierde in dem Aeuſſerlichen beobachten; allein laß uns allemal den Urheber des Guten dabey erkennen und nicht unſere ganze Glückſeligkeit in ſolchen Dingen ſuchen, die vergänglich ſind, und worüber wir nur zu Haushaltern geſetzet worden.

Der Weltbürger.

Neun und dreissigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 26. October 1741.

Fortsetzung des letztern Schreibens.

Du bist gegenwärtig in den Umständen liebste Tochter, welche dir den süssen Mutternamen zuwege bringen werden; dieser Name aber wird dich zugleich zu gewissen Pflichten verbinden, welche du nicht versäumen kannst, ohne die heiligsten Gesetze der Natur zu beleidigen. Ich bin deine Mutter und deine Freundinn, und meine Liebe und die Freundschaft zu dir geben mir das Recht, dir bey allen Vorfällen meinen Rath zu ertheilen. Meine ganze Absicht gehet dahin, dir einige Anweisungen aufzuzeichnen, nach welchen du dich verhalten kannst, falls die Vorsehung dir eine Tochter geben sollte. Du hast mich immer gehöret, du wirst mich auch noch hören.

Suche die Zeit bis zu deiner Entbindung in einer gleichen Gemüthsverfassung zuzubringen, und hüte dich für Zorn und allen ungestümen Ausbruch der Leidenschaften. Gewehne dich nicht zu der Lüsternheit so vieler andern Frauen, welche glauben, daß ihnen in diesen Umständen alles erlaubt ist, und die auf tausend Torheiten geraten, welche ihre Schwangerschaft beschönen soll; versage dir hingegen kein erlaubtes Vergnügen, doch so, daß die Mäßigkeit allemal die erste Begleiterinn desselben sey.

Nimm dich deiner Tochter so fort von ihrer Geburth mit der redlichsten Sorgfalt an, und denke, daß alle Augenblicke unwiederbringlich sind, die du zu ihrem Nachtheile verliersest. Da die Zärtlichkeit deiner Gesundheit dir nicht verstatten wird, ihr die erste Nahrung selbst zu reichen, so wehle eine fromme, muntere und gesunde Verpflegerinn, und wo möglich eine Frau die nicht durch Ausschweifungen berüchtiget ist. Prüfe ihr Gemüth wohl, und übergieb dein Kind nicht einem tückischen, boshaften und eigensinnigen Weibe. Nimm ihr Betragen gegen dasselbe genau in acht, und laß beyde sehr wenig aus deinen Augen kommen. Die Nachlässigkeit vieler Eltern hat oft schon ihre Kinder in dem ersten Anfange ihres Lebens unglücklich gemacht, und was soll dich mehr beschäf-

tigen, als die Sorgfalt für eine kleine unschuldige Creatur, die sich selbst nicht kennet, und die dir so nahe angehöret?

Bey dieser Aufmerksamkeit wirst du die ersten Regungen deiner Tochter bemerken. Wende dieselben sogleich zu ihrem Vortheile, und gieb nicht dem Wahne Gehör, daß man einem Kinde alles nachsehen muß. Seine zarte Sele wirket beständig, und es mangelt ihm nicht an Vorstellungen, ob es dieselben gleich nicht entwickeln kann. Deine Tochter wird sofort einige Unarten zeigen, die vielleicht im Anfange klein sind, die aber bald zu einer Gewohnheit werden können, wenn man denselben nicht begegnet. Der Eigensinn wird sich am ersten merken lassen, und denselben must du sofort durch gelinde Mittel brechen. Rede deßwegen sehr früh vernünftig mit ihr, sage ihr mit einem leutseligen Ernste was du von ihr verlangest, erkläre ihr, daß dasjenige, was du ihr verweigerst, ihr schaden kann, und laß dich durch nichts bewegen ihr dasjenige zuzugestehen, was du ihr einmal abgeschlagen hast. Sie wird dich verstehen, ob sie dir gleich nicht antwortet, und du wirst sie sehr zeitig gewehnen auf deine Worte aufmerksam zu seyn, und deinem Winke zu folgen, weil sie sehen wird, daß du immer für ihr Bestes sorgest, und daß du in deinem Weigern und in deiner Gutheit standhaft bist.

Sobald sie anfänget zu gehen und zu reden, so laß sie sich sehr oft in deiner Gesellschaft befinden, und mache dir selbst das Vergnügen viel mit ihr zu sprechen, denn nunmehro muß deine Aufmerksamkeit immer weiter gehen. Bringe sie sodann zu einer deutlichen und gemessenen Aussprache, und verhindere ja, daß sie keine niederträchtige und pöbelhafte Ausdrücke fasset. Diese Redensarten sind wie ein giftiger Thau, der die Sele verunreiniget, und der die guten Früchte derselben in der Blüte wegreisset. Hier ist es Zeit sie mit der Reinlichkeit immer bekannter zu machen, welche ihr hernach eine eigene Schönheit zu wege bringet. Auch die Gewonheit liebste Tochter, ist den Menschen in gewissen Stücken sehr vortheilhaft, und man darf ihrem Besten auch durch dieselbe zu Hülfe kommen.

Nunmehro wird deine kleine Tochter für deinen Augen herum laufen, du wirst sie oft den angenehmen Mutternamen aussprechen hören, und sie wird anfangen dich mit ihrer unschuldigen Lebhaftigkeit zu ergetzen. Hier theuerste Cornelia, must du immer mehr bemühet seyn ihren Verstand und ihr Herz aufzuklären und zu bessern. Vor allen Dingen sey ihr selbst ein Exempel der Gottesfurcht, der Demuth, der Mäßigkeit und aller Tugenden. Dieses Muster wird einen weit stärkern Eindruck bey ihr machen, als alle Regeln, die den zarten Gemütern wegen ihrer Trockenheit unangenehm schmecken. Bringe ihr sofort einige leichte und deutliche Begriffe von GOtt, von seinen Eigenschaften, und von der glückseligen Unterthänigkeit bey, worinn die Creaturen gegen ihren Schöpfer stehen. Zeige ihr denselben als die höchste Weisheit, die vollkommenste Liebe, und

die

die unveränderliche Quelle alles Guten. Weise ihr, daß die Menschen unglücklich sind, woferne sie nicht mit diesem höchsten Wesen in Freundschaft stehen, daß man demselben nur durch ein reines Leben gefallen kann, und lehre sie GOtt mit aufrichtigem Herzen fürchten und dienen. Wie groß wird nicht deine Freude seyn, wenn du aus dem Munde deines unschuldigen Kindes das Lob des Schöpfers erschallen höreſt, der an diesem uneigennützigen Opfer ein heiliges Wohlgefallen hat. Komme bey diesem Unterrichte ihren Begriffen nur immer allmählig zu Statten, und mache ihr diese Anweisung so angenehm, daß sie dich selbst bittet dieselbe zu wiederholen. Gieb nicht zu, daß man sie durch fürchterliche Erzehlungen erschrecket, daß der Aberglauben sich in ihr Gemüth einschleichet, und daß man ihr Gespenster und abscheuliche Gestalten vormahlet. Diese Abbildungen machen weder gottesfürchtig noch tugendhaft, und bringen die Kinder dahin, daß sie sich nur so lange fürchten, als sie glauben, daß etwas zu fürchten vorhanden ist,

Nichts wird hiernechst in diesem Anfange geschickter seyn sie zu belehren, als wenn du ihr einige ausgesuchte Fabeln bekannt macheſt. Die Kinder hören überaus gerne erzehlen, die Begierde etwas zu wissen lieget in ihrer Natur, und man kann dieselbe zu ihrem grossen Vortheile anwenden. Laß diese moralischen Geschichte ihre erste Ergetzung seyn, belohne sie damit für ihr Wohlverhalten, und gewehne sie, anstatt mit andern Spielsachen sich zu beschäftigen, diejenigen Fabeln selbst zu wiederholen, welche ihr am meisten gefallen haben. Du wirst ihr in diesen Bildern die Klugheit, die Vorsicht, die Anständigkeit und alle sittlichen Eigenschaften bekannt machen, und ihr an den Thieren die Schwachheiten, die Unarten und die Tugenden der Menschen zeigen. Damit ihr aber dieses Vergnügen desto angenehmer werde, so weise ihr zugleich die Fabel, welche du ihr erzehlest, in einem Kupfer, oder in einem Gemählde. Die Kinder mögen so gerne sehen als hören, und es ergetzet sie, wenn man ihnen den räuberischen Wolf und den lächerlichen Affen selbst zeiget. Allein wehle hierzu keine grobe und unförmliche Abbildungen. Auch das Schöne, das Uebereinstimmende was wir sehen, machet einen Eindruck in die Sele, erheitert die Einbildungskraft, verbessert den Geschmack, und lehret uns selbst das Angenehme und Feine finden. Mitten unter diesen Beschäftigungen, die einer Mutter so anständig sind, wirst du ihr die Buchstaben und allmählig das Lesen beybringen, und Niemand wird hierzu geschickter seyn, als du, weil du alle Augenblicke dazu anwenden kannst, worinn du deine Tochter geschickt und munter findeſt deiner Absicht zu folgen. In diesen Jahren muß man sich hüten, daß man den Kindern das Lernen nicht verhaßt macht, und man thut recht, wenn man ihrem Alter etwas nachgiebet, und sie bloß durch freundliche Vorstellungen und mitten in einer Art von Vergnügen zu demjenigen lenket, was man von ihnen verlanget.

Sobald sie das sechste Jahr erreicht hat, so laß ihre ganze Beschäftigung ernsthafter und aneinander hangender werden, und wehle mit einer klugen Vorsicht diejenigen

nigen welche zu ihrer fernern Anweisung nöthig sind. Gieb ihr einen Lehrmeister, der sie nunmehro mit Gründlichkeit und Sorgfalt zu der Religion anführet, und der in den schönen Wissenschaften nicht fremd ist. Eine Tochter muß zu der Wirthschaft und zu gewissen andern weiblichen Verrichtungen angeführet werden, allein man thut unrecht, wenn man sie allein zu denselbigen bestimmen will. Ihre zarten Jahre werden nicht besser angewandt werden können, als wenn man sie in denselben alles lernen lässet, was dem Verstande und dem Herzen zu statten kommt. Sie kann in dieser Zeit unterrichtet werden sich in ihrer Muttersprache verständlich, ordentlich, und nach Regeln auszudrücken. Hiernächst gehören die schönen Wissenschaften auch für sie, und die Weltweisheit und die Geschichte werden ihr überaus nützlich werden. Durch diese Anführung wird sie sich zu einer gewissen Fertigkeit und Richtigkeit im Denken bringen, sie wird sich selbst mit andern Augen betrachten lernen, und sie wird überall die Exempel zu den moralischen Regeln bemerken.

Damit sie aber in einer beständigen Obsicht bey einer Person von ihrem Geschlechte sey, so suche zu ihrer Gesellschaft eine Französinn aus, die nicht gar zu alt, doch auch nicht gar zu jung ist, und die ein munteres und leutseliges Wesen mit Gottesfurcht und Tugend verbindet. Diese wird ihr die französische Sprache beybringen, und sie zu der Arbeit anführen, welche dem Frauenzimmer so anständig ist. Allein laß ihr Kenntniß der französischen Sprache nicht bloß auf dieses Lernen beruhen, und sorge dafür, daß sie auch dieselbe nach Regeln fasset.

Vermische diese Beschäftigungen mit der Musick, mit dem Zeichnen, und mit dem Tanzen. Die Musick machet das Gemüth sanft, und hat ebenfalls die Eigenschaft, daß sie die Seele in gewisse edele Bewegungen setzet, so wie das Zeichnen zu der Ordnung und zu der Uebereinstimmung führet. Das Tanzen aber wird ihr deßwegen nützlich seyn, weil es ihrem Körper eine anständige und ungezwungene Gestalt giebet.

Laß sie ferner bey Zeiten mit den erlaubten Ergetzlichkeiten bekannt werden, und suche sie nicht durch Zwang tugendhaft zu machen. Die Menschen tragen am meisten Verlangen nach demjenigen was ihnen untersagt ist, und deine Tochter wird auf kein unanständiges Vergnügen denken, da sie gelehret worden sich des unschuldigen mit Klugheit zu bedienen. Bringe sie bald in die Gesellschaft der Menschen, damit sie den Unterschied merke, Ehrerbietung und Wohlanständigkeit fasse, und sich nicht aus Zurückgezogenheit und Uebereilung vergehe, die allezeit die Merkmale einer schlechten Erziehung und eines sclavischen Gemütes sind. Ueberführe sie, daß nichts hochachtungswürdig mache, als Verstand und Tugend, und daß der Reichthum und alle Pracht keine Aufmerksamkeit verdienen, wofern sie nicht von den beyden ersten begleitet werden. Reize sie hiernechst zu der Freygebigkeit, zu dem Mitleiden gegen die Armen, zur Wahrheit, zur Treue, zur Gerechtigkeit, und zu einer edeln Uneigennützigkeit. Ein gutes Herz liebste Tochter, ist das erste was die Menschlichkeit erhebet. Bey einer so vernünftigen Erziehung wirst du sie für dem Stolz, für der ausschweifende Liebe zu den Eitelkeiten, und für der Unordnung bewahren, du wirst ihr Gemüt wieder den Sturm der Leidenschaften fest setzen, du wirst sie lehren edel, großmütig, klug, bescheiden, und ungeheuchelt fromm seyn.

Ich weiß wohl daß noch verschiedenes erinnert werden könnte, welches in dieses Capitel gehöret, allein ich überlasse alles andere der Klugheit deines Mannes und deiner eigenen Einsicht. Genug, daß ich auch in diesem Stücke meiner Liebe zu dir nach meinem Vermögen genung gethan.

Der Weltbürger.

Vierzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 2. November 1741.

Ich befand mich unlängst in einer grossen Gesellschaft von beyderley Geschlechte, wo ich verschiedene Personen antraf, von welchen ich heute meinen Lesern einige abschildern werde.

Der erste, der mir in die Augen fiel, war **Reinhold**, ein junger Mensch, dem es weder am Stande noch Vermögen fehlet. Ein redliches und ofnes Angesicht, eine anständige Freymütigkeit, das sichere Merkmal einer guten Erziehung, und ein gefälliges und sanftes Wesen waren das erste, was ihm das Wohlwollen der Gesellschaft zuwege brachte. Er war noch nicht lange von seinen Reisen zurück gekommen, allein man ward keine einzige von den lächerlichen Eitelkeiten und von den hochmütigen Einbildungen an ihm gewahr, welche die meisten jungen Leute aus den fremden Ländern mitzubringen pflegen. Er hatte Holland, Engelland, Frankreich und Italien besucht, ohne in diesen Staaten die Verachtung seines Vaterlandes zu lernen. Es giebet eine grosse Anzahl Deutsche, welche so wenig Vortheile von der Besuchung auswärtiger Völker mitbringen, daß sie fürchten, man würde an ihren Reisen zweifeln, wofern sie nicht ihren Geburthsort verspotteten, und wenn sie uns nicht unaufhörlich sagten, daß man in Paris viel freyer lebet und daß man daselbst weit mehr Verstand besitzet, als in ihrem Vaterlande. Alle diese Leute sind einfältige Thoren, die unter der Erhebung der auswärtigen Freyheit ihre Ausschweifungen zu rechtfertigen suchen, und die von uns fordern, daß wir sie deßwegen für sehr klug halten sollen, weil sie uns mit einer hochmütigen Mine verachten. Warlich ich halte einen Handwerksmann, der nach seiner Art mit Vortheil reiset, und der bey seiner Zurückkunft seine Werkstatt in Flor setzet, weit höher, und der Republick weit nützlicher, als alle diese versilberten und vergüldeten Affen der auswärtigen Torheiten.

Da mir der junge **Reinhold** überaus wohl gefiel, so suchte ich immer mehr mit ihm bekannt zu werden. Er selbst kam meinem Verlangen mit derjenigen

höflichen Dreistigkeit zuvor, welche man in der grossen Welt erwirbet, und die sich zugleich auf ein gerechtes Vertrauen zu uns selbst gründet. Man merkete an seiner Einsicht, an seinem gegründeten Urtheile, und an dem Kenntnisse, welches er sich von verschiedenen Völkern, von ihrer Schwäche, von ihrer Stärke, von ihrem Fleisse, und von ihren Sitten erworben, nicht aber an seiner Eitelkeit und an seinem Hochmute, daß er sich in den fremden Staaten umgesehen. Er erklärte sich, daß er überall Kluge und Thoren, Redliche und Falsche, Träge und Fleissige gefunden, und er ließ so wohl seinem eigenen Volke, als den andern Recht wiederfahren. Der Umgang mit so verschiedenen Menschen hatte ihm eine gewisse Lebhaftigkeit beygebracht, die uns sofort gewinnet, und er hatte die Kunst gewust ihr Gutes anzunehmen, ohne es mit ihren Fehlern zu vermischen. Man sahe mitten in seiner Freymütigkeit ein deutsches Herz, seine Schmeicheley war weder niederträchtig noch falsch, und sein Ernst hatte weder Zwang noch Rauhigkeit. Er scherzete, allein mit Vernunft, und er sagete tausend angenehme Sachen, ohne sich zu bemühen sie zu sagen. Je mehr ich ihn kennen lernte, je deutlicher fand ich ein standhaftes Gemüth, grosse und edle Begriffe, eine vernünftige Menschenliebe und gründliche Wissenschaften bey ihm. Er selbst kannte seine Vortheile, ohne sich dadurch aufzublähen, und er besaß sich selbst so wohl, daß man niemals von ihm sagen konnte, daß er der geringsten Ausschweifung der Eigenliebe Gehör gegeben hätte. Mit diesen liebenswürdigen Eigenschaften zeiget sich **Reinhold** gegenwärtig in seinem Vaterlande, wo sie gewiß ihre Belohnung finden werden.

Gabrias war der andere, dem ich einige Aufmerksamkeit nicht versagen konnte. Seine Runzeln und seine grauen Haare waren mehr Zeichen seiner alten Torheit, als seiner Erfahrung und Weisheit; inzwischen stand er in der Einbildung, daß man ihm seines Alters wegen eine besondere Ehrerbietung schuldig wäre, und er ließ uns andere deutlich seine Verachtung merken, weil wir nicht so grau waren, als er. Die unanständigsten Zoten hielt er für den artigsten Scherz, und seine Klugheit war die allgemeine Weisheit der Trödelweiber. Er sprach viel, aber allemal schlecht, und seine Gefälligkeit hatte so viel stolzes und wiedriges bey sich, daß man allemal dadurch beleidiget wurde. Er beurtheilte alles ohne das geringste Kenntniß und er hatte sich gewisse Sprichwörter und Scharfsinnigkeiten des Pöbels angewöhnet, die längst aus den gesitteten Gesellschaften verbannet worden. Er ließ niemals zwo Personen mit einander reden, ohne sie durch seine Kleinigkeiten zu stören, und sonderlich wurden die Schönen in unserer Gesellschafft nicht wenig von ihm geplagt. Unter der Einbildung, daß ihm sein Alter alles erlaubete, nahm er sich verschiedene wilde Freyheiten bey denselben, und er verachtete ihren Zorn mit solchen Ausdrücken, die auch der roheste junge Mensch in Gegenwart der Unschuld und der Sittsamkeit nicht würde gewagt haben.

Gabrias

Gabrias ist beständig in den Gedanken geblieben, daß Stand und Vermögen allein genug sind, sich bey der Welt in Ansehen zu setzen. Er hat niemals etwas edles unternommen, in keinem Stücke seinem Vaterlande aus eigenem Triebe gedienet, und seine Reisen sind von dem Dorfe in die Stadt, und aus der Stadt auf das Dorf gegangen. Ein ererbter Schatten war ihm zu seiner Ehre genug, und sein Reichthum gab ihm die Mittel in einer beständigen Trägheit zubleiben. Da er voller Vorurtheile stecket, so ist es kein Wunder, daß auch sein Alter die Anzahl derselben vermehret hat, und daß er dasselbe als einen gültigen Vorzug ansiehet. Er weiß gar nichts, und eben deßwegen ist er desto geschickter viel zu sprechen. Man hat ihn niemals gelehret seine Neigungen im Zaum zu halten, und er folget ihnen ohne Wiederstand. Es würde endlich schwer werden das Gute eigentlich zu nennen, was er besitzet, wofern aber ja etwas davon bey ihm angetroffen wird, so ist es nur mit seinen Lastern bey ihm zur Gewonheit geworden.

Die Fräulein Ursula von Adelstolz verdienet nächst dem Gabrias hier eine Stelle. Sie ist schon ziemlich bey Jahren, und dieses hat ihre verdrießliche und murrische Gemüthsart noch vermehret. Eine Kleidung die ihrem Alter wiederspricht, ein Kopfputz, der ein langes hageres Gesicht noch kenntlicher macht, und ein entblößter Hals, der seinen Mangel selbst verräth, fallen bey ihr sofort in die Augen. Da sie täglich von ihrem Spiegel erinnert wird, daß sie nicht mehr gefallen kann, so hasset sie alle diejenigen von ihrem Geschlechte, denen Jugend und Natur zu Statten kommen, und ich bin überzeugt, daß sie GOtt täglich bittet, alle Schönen auf einmal alt und heßlich zu machen. Sie kommt selten in die Stadt, weil sie daselbst so viel artige Bürgerinnen sehen muß, und sie würde sich sehr gerne ein Auge ausnehmen lassen, wenn nur diese ihre gröſten Feindinnen zugleich alle mit dadurch verstellt würden. Inzwischen wäre sie gewiß schon für Verdruß über dieselben gestorben, wenn nicht ihr Adel sie tröstete, und allen den Mangel ersetzete, den sie so sehr beneidet. Doch dieses ist es nicht allein, was ich an ihr zu tadeln gefunden, ein Herz das immer geneigt ist zu schaden, hat sie in meinen Augen noch viel verächtlicher gemacht.

Die reinste Unschuld wird von ihrer Bosheit nicht geschonet, und sie dichtet ihren Mitschwestern tausend Laster an, welch sie vielleicht gerne begehen möchte, wenn sie nicht das Verboth zu sündigen in ihrem Gesichte trüge. Sie hat hundert Beschuldigungen bey der Hand welche ihr von der Verläumdung selbst eingegeben werden, und ich habe sie niemals freundlich gesehen, als wenn sie jemanden findet, der mit ihr in dieser grausamen Zerrichtung übereinstimmet. Dieser Groll erstrecket sich nicht allein auf ihr Geschlecht, auch wir sind demselben ausgesetzet, weil sie uns die Schuld giebet, daß sie nicht gefället, und sie machet es, wie es gemeiniglich die Alten machen, welche das Vergangene loben, weil sie Ursache finden zu glauben, daß sie in dem Gegenwärtigen nichts mehr gelten.

Sobald

Sobald Fräulein Urſula mit ihrer boßhaften Beurtheilung in den Geſellſchaften fertig iſt, ſo gehet die Herrechnung ihrer Ahnen an, und ich muß es geſtehen, daß ſie in dieſen beſchwerlichen Augenblicken noch am leidlichſten wird, weil ſie doch ſodann ein heimliches Lächeln erwecket. Niemals hat die Dole in der Fabel mit ihren geraubten Federn ſtolzer thun können, als dieſe Fräulein, wenn ſie den Stammbaum ihrer Vorfahren herfür bringet. Ihro Gnaden ihr hochſeliger hochadelicher Herr Vater machet den Anfang, dem ſo vieleGnaden und hochwohlgebohrne Frauen mit Vornamen und Zunamen folgen, daß man in einer Stunde ein ziemliches Stück von ihrem Geſchlechtsregiſter weiß. Man redet von ungefehr von einem angeſehenen Hauſe, ſo iſt ſie mit demſelben verwandt, und denn kommt eine Reihe von den hochwohlgebohrnen Herren Vettern und in GOtt ruhenden Frauen Muhmen, daß endlich weder ſie noch ihre Zuhörer, doch aus verſchiedenen Urſachen, nicht mehr wiſſen wo ſie angefangen hat. Mit einem Worte, Fräulein Urſula glaubet in dieſem Augenblick noch ſtärker als ſonſt, daß GOtt den Edelmann aus einem ganz andern Zeuge machet als die Bürger, und daß alle Leute ohne gemahlte Ahnen keinen Antheil an der Ehre, den Verdienſten und den Belohnungen haben.

Eine junge und ſtarke Schöne war der Gegenſtand in allen Stücken von dieſer Fräulein. Doris iſt aus einem Hauſe entſproſſen, welches edle Vorfahren hat, und von welchem ſich alle diejenigen, die noch leben, durch ihre eigene Verdienſte berühmt gemacht. Ein ſchönes Auge voller Feuer, ein regelmäßiges, reizendes und aufrichtiges Geſicht, und ein wohlgewachſener Körper ſind die erſten Vortheile, welche ihr die Natur gegeben hat. Ihr Verſtand iſt munter und zugleich geſetzt, ihr Herz voller edeln Regungen, und ihre Geſellſchaft ſo angenehm, als ihr Weſen. Das Gefallen iſt ihr ſo eigen, daß ſie von Niemanden als von dem Neide gehaſſet werden kann, und ihre Tugend iſt ſo ungekünſtelt, daß man ihre Schönheit gar nicht kennen muß, wenn man ſie nicht in dieſem jungen Frauenzimmer findet. Sie ſprach mit einem jeden in der Geſellſchaft, und ſie wußte ſich die Vernünftigen zu Nutze zu machen, ohne die andern zu beleidigen. Das Lob, welches man ihr nicht verſagen konnte, machte ſie ſo wenig hochmüthig, als ſie ſich von dem Haſſe aus ihrer Geſellſchaft bringen ließ, den die Fräulein Urſula nicht gar zu ſorgfältig verbarg. Sie hörte überaus aufmerkſam zu, wenn jemand etwas fürbrachte, wovon ſie noch nicht unterrichtet war, und ihre Fragen entdeckten ſo ſehr ihren Verſtand als ihre Antworten. Ihr Scherz hatte die Anmuth der Unſchuld und des Witzes, und in ihrem ganzen Betragen zeigte ſich eine gewiſſe Hoheit des Gemütes, welche eben ſo weit von dem Stolze als von der Niederträchtigkeit entfernt war. Nichts iſt ſanfter als ihre Gemüthsart, ſie wies wieder die geringſte Ungerechtigkeit einen Abſcheu, ſie vertheidigte die Angeklagten, und ſie ward betrübt, wenn die Verläumdung die Oberhand behielt. Weder ein eroziger Eigenſinn, noch ein neidiſcher Hochmuth bewegten ſie die Verdienſte anderer zu verkleinern, man merkte ihr vielmehr ein Vergnügen ab, welches ihre Annehmlichkeiten vergrößerte, wenn ſie denſelben Recht wiederfahren ließ. Man ſahe es an ihren Augen, daß ſie ihre Reizungen zu verſtecken ſuchte, und eine gewiſſe heimliche Unruhe verrieth an ihr, daß ſie gerne in der Gegenwart ihrer Freunden nicht ſchön ſein noch gefallen wollte. Allein auch ſogar Gabrias muſte ihre Vorzüge mit Ehrerbietung erkennen, und wenn die Fräulein Urſula ihr nicht gewogen worden, ſo kam dieſes bloß daher, weil es ihr unmöglich fiel den Triumph der ſchönen Doris zu ertragen.

Ich verſpare noch ein Paar andere Charactere aus dieſer Geſellſchaft bis zu einer andern Gelegenheit.

Dieſes Blatt wird alle Donnerſtage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Ein und vierzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 9. November 1741.

Ich muß heute einmal wieder meinen Lesern ein Paar Briefe mittheilen die seit kurtzem bey mir eingelaufen sind. Die Anzahl meiner Correspondenten nimmt täglich zu und ich habe das Vergnügen nicht wenige Schreiben von den Schönen zu empfangen. Diese Bemühung, welche mir überaus angenehm ist, giebet mir ein sicheres Zeichen, daß sie meine Blätter lesen, und daß ihnen diese kleine Arbeit gefället, bey deren Anfang ich mich sofort erklärte, daß sie auch ihnen hauptsächlich gewidmet seyn sollte. Ich verehre die zärtlichen Vorzüge dieser liebenswürdigen Helfte des menschlichen Geschlechtes, und ich werde es für die wichtigste Belohnung meines Unternehmens halten, wenn ich dadurch etwas zu ihrer wahren Glükseligkeit, und zu ihrer genaueren Bekantschaft mit der Tugend beytragen kann.

Doch so sehr dieser Briefwechsel zu meinem Vergnügen hilft, so eckelhaft sind mir gewisse andere Schreiben gewesen, welche mir gewiesen, daß es Leute giebet, die sich von einem moralischen Blatte die wundervarsten Vorstellungen machen. Nur noch unlängst verlangte einer von diesen Correspondenten, daß ich ihm doch eine Nachricht von dem Namen und dem Stande aller derjenigen zustellen mögte, deren Abbildung er in meinen Blättern gefunden haben will. Was für elende Einfälle! Kann man denn in der Moral eine Torheit abschildern, die nicht an einem Menschen angetroffen werden sollte? und muß denn nothwendig allemal dadurch ein gewisser Gegenstand angedeutet seyn? Allein so weit gehet die verkehrte Eigenliebe vieler Leute, daß sie die Fehler allemal an andern finden wollen, und daß sie sich selbst vergessen.

Mein Herr Weltbürger.

Ich lese zwar allemal Ihre Blätter mit Vergnügen, ich muß es Ihnen aber gestehen, daß ich den Brief der weisen Livie an ihre Tochter Cornelia nicht ohne eine gewisse

zärtliche Empfindung durchgesehen. Eine Mutter von so grosser Redlichkeit und Klugheit, und Lehren von solchem Werthe, erweckten bey mir eine wahre Hochachtung, die ein gut gesinntes Herz dem Verstande und der Tugend niemals versagen kann. Doch ich empfand noch mehr. Ich sahe zugleich mit einem gewissen geheimen Vergnügen in diesem Briefe die Abbildung einer Dame von einem hohen Range, die ich vor einiger Zeit kennen zu lernen die Ehre gehabt, und deren schöne und kluge Tochter mir die Würkung so weiser Lehren in ihrem Exempel zeigete.

Erlauben sie mir, daß ich Ihnen einige Umstände anführe, woraus Sie die Vorzüge dieser Dame bemerken, und nach welchen Sie urtheilen werden, daß ich nicht unrecht gethan, da ich in Ihr eine gewisse Aehnlichkeit mit der verehrungswürdigen Livia gefunden.

Aurelie lebet in einem Stande, welcher sie täglich zu dem Umgange mit den höchsten Personen rufet; allein ihre eigenen Verdienste geben ihr mehr Recht zu diesen Vorzuge, als ihr Stand und ihr Adel. So leicht auch diese Pracht bey einer Mutter zur Hinderniß werden kann, für die Erziehung ihrer Tochter selbst zu sorgen, so hat doch Aurelie ihre Stunden dabey so einzutheilen gewust, daß Sie keine einzige von den heiligen Pflichten versäumet, die eine zärtliche Mutter nicht mit gleichgültigen Augen ansiehet.

Wie viele Frauen lassen sich nicht oft ohne alle Verbindlichkeit abhalten, ihren Mütterlichen Sorgen ein Gnügen zu thun. Gesellschaften, zu deren beständigem Besuche sie nicht verpflichtet sind, Spiel und Lustbarkeiten, die zu unrechter Zeit fürgenommen werden, und endlich tausend Eitelkeiten, mit welchen sie ihre Tage verschwenden, halten sie von der Aufmerksamkeit zurück, die sie ihren Kindern nicht ohne Beleidigung der heiligsten Gesetze versagen können. Ja mein Herr, ich kenne sogar Mütter welche, ohne sich in alle diese Verwirrungen mit zulassen, ihren Kindern bloß durch ihre Trägheit und durch ihren Müßiggang schaden.

Aurelie, welche bey den Lustbarkeiten des Hofes ein grosses Herz und eine gesetzte Mäßigung zeiget, die das Angenehme und Gefällige der grossen Welt mit einem sanfften Ernste und mit einer Ueberlegung verknüpfet, wodurch sie verhindert wird, ihren wahren Endzweck iemals zu vergessen, vereinigte die Foderungen ihres Standes mit den Forderungen ihres Mutterherzens. Sie selbst ward ihrer Tochter ein Exempel der Gottesfurcht, der Ordnung, der Großmuth und der Bescheidenheit. Sie wies ihr die Freymüthigkeit der grossen Welt, mit Tugend und Standhaftigkeit zu verbinden, sie lehrte dieses schöne Kind die Dreistigkeit bey den Hohen und die freundliche Herunterlassung bey den Kleinern. Sie gewohnte sie mitten in dem Ueberflusse mäßig zu seyn, den Eitelkeiten nicht den Platz der Tugend und der Verdienste einzuräumen, nicht auf die Geburth zu pochen, und Niemanden durch einen trotzigen Stolz zu beleidigen. In Ihr sahe diese edele Tochter die Freyge-

gebigkeit, die Uneigennützigkeit und das Mitleiden, und von Ihr lernete sie die Kunst mit ihren Vorzügen nicht zu pralen, sondern zu gefallen. Was kann ein so fürtreffliches Muster nicht für einen Eindruck machen. Die schöne **Terentia** ist das Ebenbild ihrer Mutter geworden, und sie hat es nicht nöthig zu sagen, daß ihr die treflichste Erziehung zu Statten gekommen. Ihr Verstand, ihre Tugend, und ihre herrlichen Eigenschaften, sind die untrüglichsten Zeugen davon. Finden sie nun nicht eine grosse Gleichheit zwischen meiner großmütigen Freundinn und der Ihrigen?

Meine Freude darüber war so eyfrig, daß ich mich nicht entbrechen konnte Ihnen selbst davon Nachricht zu geben, zumahl da ich weiß, wie sehr Ihnen dergleichen Bilder gefallen. Ich ergreife aber auch diese Gelegenheit Sie zu versichern, daß ich mit besonderer Hochachtung bin

Mein Herr Weltbürger

Dero ergebenster Diener.
G.

Mein Herr.

Sie haben sich durch Ihre Arbeit so sehr um mein Geschlecht verdient gemacht, daß ich Ihnen wenigstens für mich den verbindlichsten Dank dafür abstatte. Eine Aufmerksamkeit, die uns zu dem Gebrauche der Vernunft, zu der Tugend und zu allen edeln Unternehmungen locket, verdienet alle unsere Hochachtung, und ich habe die Ehre Sie zu versichern, daß nicht wenige von meinen Mitschwestern eben so denken. Wir erwarten den Donnerstag allemal mit Verlangen, und das eifrige Lesen Ihrer Schrift ist sodann gewiß unsere erste Verrichtung. Vielleicht ist die Gefälligkeit, welche Sie für unser Geschlecht hegen, mit Schuld an diesem Eifer; vielleicht verlangen wir auch um deßwillen so sehr nach Ihrem Blatte, weil wir schon gewiß sind, daß Sie unsern Vortheilen durch Ihren Vortrag einen neuen Werth und eine neue Zierde geben; und vielleicht wirket eine Neugierde, die aus einer kleinen Eigenliebe entstehet, die Begierde zu wissen, was Sie an diesem Tage öffentlich gesagt haben. Doch dieses sey wie es wolle, wir sind Ihnen inzwischen allemal verpflichtet, daß Sie diese kleine Schwachheiten zu unserm Vortheile anwenden.

Allein wir sind ihnen noch mehr Dank schuldig. Seit dem Sie angefangen unsere Rechte zu vertheidigen, seit dem haben die Mannspersonen in dem Umgange mit uns weit mehr Höflichkeit, Bescheidenheit und Ehrerbietung gebraucht, als sonst. Sie werden sich sehr hüten uns durch ein unanständiges Betragen, und durch thörigte und lächerliche Erklärungen zu beleidigen, und es scheinet, als wenn sie um die Wette strei-

ten

ten, wer uns am meisten Gefälligkeiten erweisen kann. Dieses Vorzeigen wird so allgemein, und Ihre Erinnerungen haben so viel gewürket, daß man auch in dem Concert, welches bey Hofe gehalten wird, mit besonderer Sorgfalt unsere Bequemlichkeit besorget. Ich habe nur noch gestern verschiedene Proben davon gesehen, als ich dieser Musick beywohnte, und es waren unter einer grossen Anzahl Mannspersonen nur vier, welche sich durch eine hartnäckige Unhöflichkeit merklich machten. Sie hatten sich mit einer Gleichgültigkeit, als wenn sie vor allen andern an diesen Ort gehörten, auf sehr bequeme Plätze niedergelassen, als einige Damen von einem erhabenen Range, deren Anblick Ehrerbietung und Hochachtung erwecket, in dem Saal erschienen. Sie sahen sich nach einem Platze um, der ihnen gehörte, und Niemand zweifelte, daß meine vier Herren ihnen nicht sofort den ihrigen abtreten würden; allein zur Verwunderung aller Gegenwärtigen blieben sie stille sitzen, und breiteten sich mit einer Ausdehnung auf ihren Stühlen aus, als wenn sie den Damen zeigen wollten, wie sehr ihnen diese Bequemlichkeit schmeckte.

Alle anwesende Mannspersonen sahen diese Unart mit Wiederwillen an, es schien, als wenn sie dadurch beleidiget würden, und es kam mir vor, als wenn die erzürnte Höflichkeit sich durch sie mit diesen Worten erklärte: In welchem Lande sind denn diese Menschen erzogen worden, die so wenig guten Geschmack besitzen, daß sie durch die reitzenden Vorzüge nicht gerühret werden? und wo sind die Leute her, bey welchen die Gegenwart solcher Schönen keinen Eindruck macht, deren blosser Anblick schon zu der ehrerbietigsten Gefälligkeit reitzet?

Ich kann es nicht läugnen, daß mir dieser Wiederwille gefiel, und da ich überzeugt bin, daß Ihre Verstellungen vielen Antheil daran haben, so hat Ihnen davon Nachricht geben wollen

Mein Herr,

Dero Freundinn und fleißige Leserin
L. von W.

Berlin,
den 2. November 1741.

Ich bin meinem artigen und vernünftigen Correspondenten, der seine Briefe mit den Buchstaben L. U. C. bezeichnet hat, für seine Zuschrift verpflichtet, und ich habe die Ehre Ihn zu versichern, daß ich die wichtige Materie, welche er berühret, nicht vergessen werde.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Zwey und vierzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 16. November 1741.

Nichts ist mir in meiner Einsamkeit angenehmer, als wenn ich mich in die Gesellschaft der berühmten Männer, des Alterthums begeben kann, und wenn ich mich so nahe zu ihnen wagen darf, daß mir weder ihre wahre Grösse, noch ihre Schwäche verborgen bleibet. Wie oft vergesse ich nicht sodann in der Gesellschafft des **Numa**, des **Marcus Aurelius**, des **Titus**, des **Trajan**, des **Tacitus**, des **Probus**, alles übrige, was der meiste Theil der Menschen bewundert und hochhält. Die Gerechtigkeit, die Uneigennützigkeit, die Menschlichkeit im Befehlen, die Hoheit und Standhaftigkeit in der Ausführung, die Weisheit, die Tugend, zeigen sich in ihrem völligen Glantze, und ich lerne zugleich ganze Völker kennen, wo die Glückseligkeit, die Klugheit, die Ruhe, der Ueberfluß und alle Künste und Wissenschaften, die Herrschaft dieser heldenmütigen Männer auf ewig bezeichnen. Fürsten sollen das Ebenbild des höchsten Wesens seyn. Dieser Ursprung aller Vollkommenheiten würket nichts als Gnade, Leben, Glückseligkeit und Gutes, und ein Prinz erhebet sich durch nichts herlicher über andere Menschen, als in so ferne er der Gottheit nachahmet.

Ich werde heute meinen Lesern eine kleine Abbildung von dem **Trajan** mittheilen, der in dem Heldensaale einen so hohen Rang erhalten hat, und welcher dem Kaiserthrone und der Menschlichkeit gleiche Ehre gemacht.

Trajan war von Geburt ein Spanier, und seine herrlichen Thaten hatten ihm unter den vorigen Kaisern die Ehre des Triumphs und das Bürgermeisteramt erworben. Seine Person war männlich, und in seinem Gesichte wohneten die Freundlichkeit und die Güte, welche sich mit gewissen Zügen vermischet hatten, die eine grosse Seele anzeigen, und die Vertrauen und Ehrerbietung erwecken. Er war von Jugend auf in der Staatswissenschaft und in der Kriegsschule erzogen worden, und da sich in allem eine ausnehmende Einsicht bey ihm entdeckete, so waren hernach seine Befehle und die Ausführung derselben einander gleich. In seinem Kriegsheere herschte die Tapferkeit, die Mäßigkeit und der Gehorsam, und seine Soldaten hatten von

ihm gelernet Frost und Hitze, Hunger und Durst, und alle Beschwerlichkeiten des Krieges zu ertragen. Man kann von diesem grossen Manne sagen was Lucan von dem Cato spricht:

Ipse manu sua pila gerit, præcedit anheli
Militis ora pedes; monstrat tolerare labores
Non jubet

So bestieg dieser Held unter allgemeinem Frolocken den Kaiserthron und mitten in der Hoheit, welche seine Siege, seine Thaten, und die Kaiserliche Würde über ihn ausbreiteten, blieb er von dem Stolze und von der Grausamkeit frey. Er hörete jedermann ohne Härtigkeit und Verachtung, seine Völker gingen mit ihm um, als mit ihrem Vater, und er verstand die Kunst sich oft herunter zu stellen, ohne etwas von der Ehrfurcht zu verlieren, welche man ihm schuldig war. Sein Herz war gerecht, standhaft, und das Herz eines ehrlichen Mannes, deswegen hasste er die Verstellung und die tückische Verschlagenheit, welche allemal grausame und unmenschliche Mittel erwehlen ihren Endzweck zu erreichen. Niemand konnte bey ihm durch Schmeicheley und Falschheit in Ansehen kommen, und er liess eine beständige Abneigung für diejenigen Menschen merken, welche sich so verstecken, daß sie alle Augenblicke eine andere Gestalt annehmen. Trajan war immer gerecht, redlich und grossmütig, und wollte von seinen Unterthanen geliebet und nicht gefürchtet werden. Bey diesen Eigenschaften hatte der Kaiser Freunde, welche bey aller ihrer Seltenheit doch Niemanden mehr mangeln, als den Grossen. Der niederträchtige Eigennutz, die Sclaven einer blinden Ehrsucht, und tausend Larven der Treue, der Vorsorge, und des Eifers für das Beste des Prinzen, umgeben den Thron der meisten Könige, und beschimpfen die Freundschaft, welche niemals in niederträchtigen Gemütern gefunden wird.

Nichts war diesem Kaiser heiliger als die Gerechtigkeit, welche die Unterthanen in Sicherheit setzet, und ungeachtet des äusserlichen Unterschiedes eine dauerhafte und glückselige Gleichheit bey denselben einführet. Er beobachtete sie in allen Stücken, und wenn er ja etwas von derselben nachließ, so geschahe es nur wieder seinen eigenen Nutzen und Vortheil zu sprechen.

Da er seine Unterthanen zufrieden und glücklich machen wollte, so sahe er alle Tyranney und Unterdrückung mit Abscheu an. Er erfuhr die Drangsale der Provinzen, wo die Stadthalter die Völker pressten und beraubeten, und wo die Befehlshaber mehr Blutigel als Verwalter der Gerechtigkeit waren. Diese grausamen Menschen, welche oft den Namen des verehrungswürdigsten Prinzen verhaßt machen, wurden in solche enge Grenzen eingeschlossen, daß man auch in den entferntesten Ländern die Regierung des Trajan segnete, und die Früchte derselben schmeckte. Seine Freygebigkeit erstreckte sich bis auf den geringsten Bürger, und er erlaubte sich der Kaiserlichen Wollust überall Vergnügen und Gnade auszubreiten. Bey dieser allgemeinen Glückseligkeit wurden für die Erhaltung dieses Vaters der

Völker

Völker überall Gelübde angestellet, alles flehete für das Leben des Fürsten, und Trajan hatte das Vergnügen die Zierde und die Wollust des menschlichen Geschlechtes zu seyn.

Die Verräter und Schmeichler, diese Peitschen des Staats, wurden von seinem Hofe verjagt, und Niemand durfte mehr die Würkung ihrer Bosheit fürchten. Trajan wollte über glückliche Menschen herschen, und verlangte der Schutz seiner Unterthanen und nicht ihr Henker zu seyn. Das Schrecken für der Tyranney des Prinzen, die Angst für dem Abend und die kümmerliche Vorstellung des folgenden Morgen, waren aus dem Herzen der Römer verbannt. Niemand flohe das Angesicht des Kaisers, als das Laster, Niemanden ward sein Ansehen, seine Tugend und sein Reichthum gefährlich, und Trajan empfand mehr Vergnügen im Geben, als die Völker im Empfangen.

Bey allen diesen väterlichen Bemühungen vergaß Trajan nicht einen Augenblick die Hoheit und das Ansehen seines Reichs. Decebalus König der Dacier hatte von den vorigen Zeiten seinen Vortheil gezogen, und Rom in eine Art von Unterthänigkeit gebracht. Trajan fassete den Entschluß seine Rechte wieder herzustellen und zu vertheidigen, und gieng selbst wieder die hochmütigen Dacier zu Felde. Tapferkeit, Vorsicht, Klugheit und Ordnung begleiteten ihn, er war die Seele seiner Völker, deren Muth durch die Anführung ihres tapfern Kaisers verdoppelt wurde, der Sieg blieb nach einer blutigen Schlacht auf seiner Seite, und endlich ward Dacien zu einer römischen Provinz gemacht. Diese Kriege verherlichten den Ruhm des Kaisers noch immer mehr. Sein Heldenmuth, seine Anordnungen, seine Weisheit, waren überall gegenwärtig, und es schien, als wenn sein Geist sein ganzes Heer belebete. Dio bemerket bey dieser Gelegenheit einen Umstand, den ich hier nicht vergessen kann. Ein Reuter hatte sich nach empfangenen Wunden aus der Schlacht begeben, sich verbinden zu lassen, der Arzt aber, welcher dieselben besichtigte, verkündigte ihn, daß er sterben müste. Der Soldat hörete diese Nachricht ohn Entsetzen an, kehrete sofort in seine Reihe wieder zurück, und focht so lang, bis er mitten in den heldenmütigsten Verrichtungen seinen Geist auf dem Kampfplatze aufgab.

Doch so groß der Muth des Trajan in der Schlacht war, so groß war auch seine Vorsorge für die Seinigen nach so blutiger Arbeit. Die Römer hatten nach erfochtenem Siege über die Dacier nicht wenig Verwundete, und es mangelte an Binden für dieselben. Trajan schnitt sein Reuterkleid in Stücken, den Elenden damit zu Hülfe zu kommen, und opferte seinen Kaiserlichen Vorrath der Noth seines Kriegesheeres auf. Diese Gnade verband ihm die Herzen unauflöslich, und jeder war bereit für einen so gnädigen Kaiser zu sterben.

Der Hof des Trajan war nicht weniger prächtig und Kaiserlich. Er liebete die Wissenschaften und seine Belohnungen feuerten alle geschickte Köpfe an. Auf einmahl sahe man an demselben eine Anzahl solcher Leute erscheinen, deren Ruhm noch bis auf unsere Zeiten dauert. Licinius

Sura

Sura, des Kaisers vertrautester Freund, und den er gebrauchte dem Rathe und dem Volke seinen Willen kund zu machen, Julius Servianus, den Trajan selbst des Kaisertrohns würdig schätzte, Plinius dessen Namen man nur nennen darf, Tacitus, dessen Geschichte und Staatsregeln noch die Lehren und Vorschriften der grossen Männer bleiben, Saturninus, der die gelehrten Schriften am besten beurtheilte und noch viele andere machten dem Hofe durch ihren Verstand und durch ihre Wissenschaften Ehre, und überall sahe man die Glückseligkeit dieser glorwürdigen Regierung.

So groß war dieser treffliche Kaiser, dessen Name und Ruhm unsterblich sind, und niemals sind vielleicht aufrichtigere Thränen vergossen worden als die sein Absterben aus den Augen seiner Unterthanen presste

Ich werde dieses Blatt mit einem Gedichte beschliessen, welches auf unsern siegreichen König gemacht worden, und das man mir zugeschicket hat Der Verfasser drücket in demselben die zärtliche und Ehrfurchtsvolle Regung eines ganzen Volkes aus, und besingt unsern Helden und unsern Vater.

An den König.

Ode.

Ein ungewohnter Trieb erzwinget diese Zeilen,
Ich suche doch umsonst dem Helden nachzueilen
Den ein erhabner Zug von Seinen Grenzen hebt:
Der, was unmöglich schien, durch Großmuth überstiegen,
Er kann die Jahreszeit, so wie den Feind besiegen,
Was Wunder, daß vor Ihm der Böhm und Ungar bebt.

Der Ahnen alten Ruhm kan man an Dir erkennen.
In Dir mein König wallt das Blut der tapfern Brennen,
Die Adler zeugen nichts als Adler gleicher Art.
Wer unsern Friedrich schaut, sieht auch die Siegesbogen,
Die Seine Heldenfaust selbst über Ihn gezogen.
Woran die Warheit nicht die reinen Farben spart.

Dein grosser Ursprung muß Dein grosses Herz erhitzen,
Dieß reißt Dich in die Schlacht und vor die Heeresspitzen,
Wo Glut und scharfer Stahl des Feindes Schrecken sind.
Dein Königlicher Muth muß Deinem Heer gefallen,
Wenn nun nach Blitz und Dampf, nach hartem Donnerknallen.
Herr, Deine Vaterhuld den zweckten Sieg gewinnt.

Mein König könnte mir ein reines Lied gelingen,
Um Deiner Thaten Ruhm nach Würden zu besingen,
Wie freudig setzt ich nicht die kühne Feder an.
Doch wer darf so wie Du Held, bey den Musen sehen,
Erstaunt erblick ich Dich auf des Parnassus Höhen.
Genug mein König schreibt, so wie Er siegen kann.

Der Weltbürger.

Drey und vierzigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 23. November 1741.

Ich befand mich unlängſt bey einem Manne von groſſem Anſehen, als Ihm eben ein Schreiben übergeben wurde, welches Er ſofort erbrach. Er hatte noch nicht lange in demſelben geleſen, als Er ſchon verſchiedene male lächelte, und ich bemerkete, daß ſich dieſes Lächeln immer vergröſſerte, jemehr Er damit zu Ende kam. Endlich überreichte Er mir daſſelbe, und die Bewegung worinn ich Ihn noch immer ſahe, machte, daß ich auch mich ſchon zum voraus zum Lächeln bereitete. Ich nahm den Brief und fand dieſen Innhalt.

Hochwohlgebohrner Herr

Ewr. Excellence vortreflichen Herrn Vetter, den Hochwohlgebohrnen Herrn von N.. habe ich die Honneur und das Plaiſir gehabt ſeit einiger Zeit kennen zu lernen, gleichwie auch ich demſelben nicht unbekant bin. Da ihm nun meine Vues nicht verborgen bleiben konnten, und er folglich ſehr wohl weiß, daß ich gerne mit einem guten Employ eine dauerhafte Mariage treffen mögte; ſo hat er mir die Permiſſion ertheilet, Ew. Excellence gnädige Protection mit der Aſſiduite zu ſuchen, mit welcher ſich die Sonnenblume allemal nach ihrem Geſtirn drehet.

Gleichwie aber die ſägen Italiäner auch mir gerufen; chi va piano, va ſano: Alſo werde ich Ewr. Excellence ehe ich meine Schöne, c'éſt a dire ein Emploi embraſſire etwas von meinen Umſtänden quam humillime vorlegen. Mein

Vater

Vater war Doctor Juris utriusque und Advocatus celeberrimus zu . . . Meine Mutter mit der er mich generirt hat, und die noch nicht aus den Hütten Kedars nach Salem gerufen worden, ist die Tochter des ehemaligen Bourguemaitre in meiner Vaterstadt, und meine Pathen sind gewesen, mein in GOtt ruhender Groß-Papa, der damals noch am Leben seyende Herr Stadtschreiber, und die Frau Superintendentin. Ich ward wegen der Fähigkeit meines Ingenii gar zeitig in die Gesellschaft der Camœnen, oder wie man sonst zu reden pfleget, der Musen gebracht, bis ich endlich völlig in die Castra Musarum, ich meine die hohe Schule mit allgemeinem Applausu entrirte. Hier habe ich mich auf das Jus civile & Publicum, auf die Poesie, die Politic und Rhetoric mit gantz besonderer Application gelegt, und ich darf sans Vanité sagen, daß ich mehr Leges aus dem Corpore Juris auswendig weiß, als viele andere jemals gelesen haben, und daß man meinen fluiden Stilum oft mit einem Garten verglichen, worinn nichts als Blumen wachsen.

Nunmehro Monseigneur komme ich auf die rechte Stelle, und ich mögte gar zu gerne gegenwärtig die Fruits meiner Travaux colligiren. Ew. Excellence seind mein Hercules, welcher alle Monstra der Hinderniße aus dem Wege räumen kann, und ich werde durch Ihren Beystand wie Jason das güldene Vließ zur Beute davon tragen. Ich bin bereit in alles zu entriren, und ich darf mir einen glücklichen Succeß versprechen, wenn die Hochvermögenheit Ewr. Excellence nur gnädig zu geruhen belieben mögte meiner Niedrigkeit die Carriere zu eröfnen, worinnen, als in einer Laufbahn, welche, so wie sie allemal mit Schweiß und Ehre verknüpfet ist, mich folglich nur noch mehr animiren wird, das Speer meiner Merites nach dem Ringe der Recompenses zu stoßen, ich die schnelle Atalanta erreichen werde. Audaces Fortuna juvat, lautet das gemeine Verbum, und gleichwie die Mathematici bisher en vain occupirt gewesen sind die Quadraturam Circuli auszufinden, also werde ich gewiß den Hafen meiner Felicité erreichen, wenn, obschon noch verschiedene contraire Winde blasen, die das Schiff meines Glückes von einem Orte zu dem andern werfen, und mir das Capo der guten Hofnung nur noch von ferne zeigen,

Ew.

Ew. Excellence wie ein anderer römischer Julius, dem es so wenig an Muth und Sagesse manquirte, daß ihn auch noch die gegenwärtigen Zeiten admiriren, den Kahn meiner Hofnung in altum zu führen sich gnädig gefallen lassen wollen.

Mein Verhalten soll sodann ein Lobredner Ewr. Excellence werden, und ich will nicht ermangeln wie ein anderer Flaccus meinen Mæcenas zu besingen.

Der Staar des faulen Glücks verschwindet,
Mein Pharus blitzt und dringet durch die Nacht,
Da itzt mein Fuß den Weg nach Gosen findet,
Und meiner Farth ein doppler Leitstern lacht.
Es darf kein Wermuth sich mit meinem Trank vermischen,
Die Rosen seh ich schon auf den begrünten Büschen.

Aurorens Perlenthau erquicket,
Ihr schwängernd Aug beweiset was es kann.
Das Thal der Noth wird nun bey mir geschmücket,
Mein Glücke stimmt ein frohes Vivat an.
Da soll mein Altar stets von solchem Weyhrauch brennen,
Dem Ambra und Zibeth sich nicht vergleichen können.

Ew. Excellence werden aus dem Schreiben Dero Herrn Vetters noch mehr Motiven ziehen, ich aber ersterbe ꝛc.

Ewr. Excellence

unterthänigst, treugehorsamst
devotester Knecht
\- - -

Was für eine Vorstellung soll sich ein großmüniger und vernünftiger Mann von einem Menschen machen, der sich auf diese Art um seinen Schutz bewirbet? und mit welchem Gewissen kann er das gemeine Wesen mit einem Thoren

ren beladen, in deſſen Gehirne es ſo verwirrt ausſiehet? Die Schuld dieſer Verwirrung lieget bloß an der Anführung, und man ſiehet aus allen Zeilen, daß man ihn niemals die Kunſt gelehret, ſich verſtändlich, ordentlich und anſtändig auszudrücken. Man verfähret in dieſem wichtigen Stücke, welches die jungen Leute zum wirklichen Dienſte des Vaterlandes geſchickt machen ſoll, ſo nachläßig, und ſo unverantwortlich, daß die meiſten, wo nicht auf eine ſo ſchwülſtige Art, dennoch verwirrt, dunkel und niederträchtig genug in ihren Schriften werden. Ich glaube nicht unrecht zu thun, wenn ich die Lehrer erinnere eine ſo wichtige Aufmerkſamkeit, als die Anführung zu einer guten Schreibart erfordert, mit dem gröſten Fleiſſe zu beobachten, und die jungen Leute an Statt ſo vieler unnützen Verrichtungen bey Zeiten zu gewehnen, eine Schrift ordentlich, deutlich und gefällig abzufaſſen.

Ich werde den jungen Leuten den obigen Brief nach meiner Art herſetzen, und es wird Ihnen nicht ſchwer fallen zu wehlen.

Ewr. Excellenz Herr Vetter, der Herr von N. . . hat mich ſeit einiger Zeit ſeiner Freundſchaft gewürdiget, und er giebet mir das gröſte Zeichen davon, da er mich aufmuntert, Ewr. Excellenz ſchriftlich meine Aufwartung zu machen, und da er mir verſpricht dieſe Dreiſtigkeit zu entſchuldigen. So ehrerbietig ich ſeinen Vorſpruch annehme, ſo gewiß bin ich zugleich, daß Ewr. Excellenz bekannte Leutſeligkeit mir ja ſo willig einen Zutritt verſtattet, als er eyfrig iſt mir denſelben zuwege zu bringen.

Doch das Verlangen der Leute aus meiner Claſſe die groſſen Männer kennen zu lernen ha: gemeiniglich eigennützige Abſichten, und ich muß es Ewr. Excellenz geſtehen, daß auch ich nicht davon frey bin. Ich bin von Jugend auf zu den ſchönen Wiſſenſchaften angeführet worden, und ich habe mich befliſſen die bürgerlichen Rechte und die Staats-Geſetze kennen zu lernen. In dieſer Verfaſſung wünſche ich mich dem Dienſte des Vaterlandes zu widmen, und ich würde dieſe Abſicht nicht beſſer, als durch Dero hohen Beyſtand erreichen können.

Der Herr von N . . . wird nach ſeiner Freundſchaft gegen mich nicht ermangeln Ewr. Excellenz mehrere Nachricht von meinen Umſtänden zu geben, ich aber werde mit einer ausnehmenden Ehrerbietung unaufhörlich ſeyn ꝛc. ꝛc.

Der Leſer beliebe in dem Gedichte des vorigen Blattes in der dritten Zeile von unten auf ſtehen an ſtatt ſehen zu leſen.

Der Weltbürger.

Vier und vierzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 30. November 1741.

Ich war vor einigen Tagen mit den ernsthaften Gedanken zu Bette gegangen, mit welchen ich die Vorurtheile des Aberglaubens allemal ansehe, und ich schlief endlich gar über dieselben ein. Die Vorstellungen, welche sich bey dieser Gelegenheit in mir entwickelt hatten, wurden nunmehro ein Spiel der Einbildungskraft, die Bilder sammleten sich in einem Traume wieder, und ich hatte eine Art von Gesichte, welches ich heute meinen Lesern bekant machen werde.

Mich dauchte, daß ich noch nicht lange geschlafen hatte, als ich von einem Jünglinge wieder aufgeweckt wurde, dessen schöne Gestalt und helle Kleidung mir sofort in die Augen fielen. Ich sahe ihn mit einiger Verwunderung an, und ich würde in eine Art von Schrecken geraten seyn, wenn nicht sein leutseliger und gewinnender Anblick demselben zuvor gekommen wäre. Fürchte dich nicht, fing er an, ich bin dein Schutzgeist, ich weiß deine Gedanken, mit welchen du diesen Abend beschäftiget warest, und ich habe dich aufgeweckt, dir den Aberglauben in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Folge mir und sey getrost. Diese Anrede versetzete mich in eine sanfte Freude, an statt mich zu verwirren, ich erhub mich und es kam mir für, als wenn ich auch in demselben Augenblicke schon wieder angekleidet wäre. Noch mehr, ich befand mich mit ihm in einer durchsichtigen Wolke, und ehe ich mich recht hierüber besinnen konnte, war ich schon mit ihm auf einem Felde.

Ein überaus dicker Nebel hatte sich in der Mitte desselben zusammen gezogen, welcher von einer grossen Anzahl Menschen von allen Ständen und von beyderley Geschlechte umgeben war. Meine Augen blieben sofort auf dieses Schauspiel geheftet, und ich em fand ein exfriges Verlangen etwas näher davon unterrichtet zu werden. Der dicke Nebel, welchen du hier siehest, ließ sich mein Schutzgeist wieder hören, ist die Wohnung des Gottes des Aberglaubens, und die Schaaren welche sich zu demselben drengen, sind seine Diener und Verehrer. Gib nur auf ihre Bewegungen acht, fuhr er fort, so wirst du alle diejenigen

Folgen

Folgen sehen, welche diesen Verführer der Menschen begleiten, die mit der grösten Unbedachtsamkeit in seine Netze fallen, so kenntlich er auch oft dieselben macht.

Diese Nachricht vergrösserte meine Aufmerksamkeit, und ich bemühete mich nunmehro diese Menge etwas genauer zu betrachten. Ich bemerkete sofort eine Parthey Leute, welche sich dem Nebel gegenüber auf die Erde niedergelassen hatten. Ein breiter Hut bedeckete fast ihr ganzes Angesicht, sie sahen mit starren Augen die Erde an, und eine grosse Stille herschete unter diesem ganzen Haufen. Doch ehe ich noch mit der allgemeinen Musterung dieses Volkes fertig war, erhub der eine sehr langsam einen Arm, nachgehends den Kopf, und sodann überfiel ihn plötzlich eine Raserey, die ihn ganz ausser sich selbst brachte. In derselben rühmte er sich der Eingebung seines GOttes, und stieß eine Menge verwirrter Redensarten aus, welche von den andern, die zu seiner Classe gehöreten, um so vielmehr mit Stillschweigen und Ehrfurcht angenommen wurden, je weniger sie davon verstanden. An einem andern Orte war eine Schaubühne aufgerichtet, die von Lichtern und Zierraten glänzete. Die Hauptpersonen auf derselben waren sehr prächtig gekleidet, und in beständiger Bewegung. Sie riefen den Umstehenden zu, dem Gotte in dem Nebel zu folgen, für dessen Abgesandte sie sich ausgaben, und den sie ihrer Versicherung nach sehr genau kannten. Sie priesen die Gaben an, welche sie von demselben empfangen hatten, und befahlen ihren Zuhörern, in seinem Namen ihnen dieselben für einen gesetzten Preis abzukaufen. Diese Gaben bestanden mehrentheils aus Pappieren und Todtengerippen, und ob die Umstehenden gleich schon eine grosse Last davon an ihren Leibern trugen, so kauften sie doch noch immer mehr, dem Willen ihrer Gottheit und seiner Diener ein Genügen zu thun, und die Vortheile zu erhalten, welche ihnen dabey verheissen wurden. Nicht weit von dieser Schaubühne zeigete sich ein blutiger Aufzug. Ich ward eine ziemliche Anzahl Menschen gewahr, welche alle ihre Kleider von sich geworfen hatten, und die sich mit eisernen Peitschen zerfleischten und zerhackten. Sie rissen sich ganze Stücken Fleisch aus, welche sie dem dunkeln Gotte aufopferten, dem sie ihre Verdienste mit einem wilden Geheule vorrückten. Eine andere Menge Menschen lag um sie her auf der Erde, und betete diese heiligen Leute an, welche für diese Ehrerbietung so erkentlich waren, daß sie ihnen von ihren überflüssigen Verdiensten etwas mittheilten. An einem andern Orte saß ein Haufen, welcher nach dem Nebel mit Seufzern, Furcht und Zittern sahe: Er war sehr schlecht gekleidet und seine Angst glich dem Schrecken, welchen man für einem Tyrannen empfindet. Diese Unglückligen schienen überaus bekümmert, in was für einer Stellung sie sich halten sollten, weil sie glaubeten, daß ihr Gott durch eine jede Bewegung beleidiget würde. Sie beunruhigten ihr Gewissen mit tausend selbst erdachten Gesetzen, und sie hatten eine Art von Lehrern unter sich, die ihre Furcht immer zu vergrös-

sern

sern suchten, und welche ihnen ihre Gottheit so strenge und so grausam abschilderten, daß diese armen Leute alle Augenblicke den Donnerschlag auf dem Nebel vermuteten. So dürre, mager und ausgehungert die meisten von diesen Betrübten aussahen, so feist und wohlgemästet kamen mir ihre Lehrer für. Je mehr diese die Angst ihrer Zuhörer vermehret sahen, je eyfriger predigten sie ihnen eine dunkele Verleugnung der Welt vor. Diese Predigt war so voller Drohungen, daß die Erschrockenen alles von sich warfen, was sie noch von ihren wenigen Gütern besassen, und dieses alles ward von den Verkündigern des Zornes mit einem frommen Gesichte aufgesammlet. Man sahe in dem ganzen Haufen nichts als Beben, und man hörte nichts als Klagen. Ein Theil verwünschete die Welt, ein anderer rief die dunkele Gottheit mit noch dunklern Worten an, alle aber hielten sich für unglückliche Sclaven, und die andern Menschen für unsinnige und verfluchte Leute. Auf diese kam eine andere Parthey, die sich mit Ahndungen beschäftigte, welche sie für den Ausfluß und das Kennzeichen ihrer Gottheit hielt. Es traten verschiedene unter ihnen auf, welche dieselben ausdeuteten, und die mit einer grossen Gewißheit das Heulen der Hunde, den Flug der Eule, das Wehen des Windes und das Geschrey der Katzen erklärceten, wodurch ihnen ihr Gott ihr Schicksal anzukündigen suchete. Sie fanden in einem jeden Zufalle eine Bedeutung; ihr GOtt war bald ein Wurm, der sich unvermutet hören ließ, bald ein seufzendes Gespenst, bald das Knarren einer Thüre, und bald ein Schatten an der Wand. Ich ward sonderlich in diesem Haufen eine Menge alte Frauen gewahr, und es kam mir für, als wenn ich die eine davon hauptsächlich kennen sollte.

Unter dieser aufmerksamen Betrachtung so verschiedener Vorwürfe sahe ich von Morgen her ein helles Licht entstehen. Da ich in meiner erhabenen klaren Wolke weit sahe, so bemerkete ich in diesem Lichte verschiedene Personen, die ich aber noch nicht recht unterscheiden konnte. Als sie etwas näher gekommen waren, fing mein Schutzgeist an wieder mit mir zu sprechen, der mich bisher in meinem Nachdenken ungestört gelassen hatte. Siehe, sagte er, den herrlichsten Aufzug, welcher sich jemals den Menschen gewiesen. Das sanfte Frauenzimmer, welches uns entgegen kommt, und dem die Frömmigkeit und die Standhaftigkeit aus den Augen sichet, ist die Religion. Ihr Gewand ist weiß, ihre Reinigkeit zu entdecken, und der güldene Gürtel, welcher ihren Leib umschliesset, zeiget ihre Beständigkeit an. Sie träget ein Buch unter ihrem Arme, welches den Unterricht in sich fasset, der die Menschen zu dem Erkenntnisse des höchsten Wesens führet, und in ihrer Hand hält sie einen Oehlzweig, den Frieden und die Ruhe zu verkündigen. Zu ihrer Rechten gehet ihr die **Vernunft** auch als ein munteres, gesetztes und beherztes Frauenzimmer. Ihr Kleid ist himmelblau, anzudeuten, daß sie vom Himmel gekommen ist, und der Maasstab in ihrer Hand lehret, daß sie alles genau untersuchet. Zu ihrer Linken

zeiget

zeiget sich die **Warheit** ebenfalls in der Gestalt eines Frauenzimmers mit fröligen Geberden und mit einem durchdringenden Gesichte. Ihre Kleidung gleichet dem Lichte der Sonne und kann nicht beschrieben werden, in der Hand aber verwahret sie ein Blatt mit Zahlen, ihre Richtigkeit zu bezeichnen. In ihrem Gefolge finden sich die Tugenden und die Wissenschaften.

Dieser prächtige Anblick setzete mich in die freudigsten Empfindungen, da sich inzwischen diese Versammlung den verschiedenen Haufen der Menschen und der Nebelsäule näherte. Sobald sich die **Religion** mit ihren Begleiterinnen in einer solchen Ferne befand, daß sie von den Anwesenden verstanden werden konnte, so erhob sie ihre Stimme, die eben so lieblich, als durchdringend war. Völker hub sie an, wie lange wollet ihr in dem Irrthume wandeln, und euch der Finsterniß überlassen? Was haltet ihr euch bey einer ohnmächtigen Gottheit auf, welche die Einfalt erdacht, der Eigennutz und die Bosheit genähret, und der Aberglaube erhalten hat. Das höchste Wesen ist Licht, Weisheit und Güte. Was suchet ihr dasselbe in einem Nebel und in euren Vorurtheilen. Wie wollet ihr GOtt finden, da ihr ohne uns nach ihm fraget? Sehet, er zeiget sich euch in seinen Werken, ihr könnet seine Allmacht, seine Weisheit und seine Liebe im Grossen und im Kleinen entdecken. Er will von euch erkannt und angebetet seyn, und er hat mir und meinen Schwestern das Amt aufgetragen euch zu ihm zu führen. Folget uns liebste Menschen, lernet von uns, daß GOtt, der ein vernünftiges und warhaftes Wesen ist, einen vernünftigen und warhaften Gottesdienst verlanget. Er ist kein Tyrann, der seine edelsten Creaturen zu unvernünftigen Sclaven macht, er fordert euch zu den grösten Verrichtungen auf, er will, daß ihr ihm nachahmen sollet. Nicht die Einbildung, nicht ein selbst erwehlter Dienst, nicht die knechtische Furcht erwecket sein Wohlgefallen. **Vernunft** und **Warheit** müssen euch lehren, und euch geschickt machen denjenigen zu erkennen, welchen ich euch predige.

Bey diesen letzten Worten fuhr ein Blitz aus den Augen der **Warheit**, welcher die ganze Gegend durchdrang. Der dicke Nebel verschwand und ließ eine Krähe sehen, welche sich bisher in dieser dunkeln Wohnung aufgehalten hatte, und die sich plötzlich aus unsern Augen begab.

Die **Religion**, welche einen Augenblick zu reden aufgehöret hatte, wollte nunmehro wieder fortfahren, und ich bereitete mich schon ihren Vorstellungen wieder zuzuhören, als der Wind, welcher in dieser Nacht sehr stark war, meine Kammerthüre aufriß. Dieses Geräusch erweckte mich, und ich verlohr ein Traumgesicht, welches ich gerne noch länger vor mir gesehen hätte.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Fünf und vierzigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 7. December 1741.

Bisher habe ich meinen Leſern verſchiedene Briefe mitgetheilet, die ich von andern empfangen hatte, heute aber werde ich Ihnen ein Schreiben bekannt machen, welches ich ſelbſt vor einigen Tagen an einen meiner Freunde abgelaſſen habe.

Wertheſter Freund.

Ich müſte nicht ſchon längſt tauſend gute Eigenſchaften an Ihnen erkannt haben, und ich müſte weit weniger Ihr Freund ſeyn, als ich es wirklich bin, wenn ich nicht an allen demjenigen Theil nehmen ſollte, was Ihre wahre Ehre, Ihre Ruhe, und ſelbſt ihr Herz angehet. Die Begriffe, welche ich mir von der Freundſchaft gemacht, ſind ſo groß, daß ſie mich zu der zärtlichſten Aufmerkſamkeit verbinden, und ſie ſelbſt iſt mir ſo heilig, daß ich ſie beleidigen würde, wenn ich Ihnen nicht meine Aufrichtigkeit zeigete. Nicht die Zuſammenkünfte welche zu der Luſt beſtimmet ſind, nicht die eigennützigen Verpflichtungen, nicht die Umarmungen bey welchen das Herz in den Augenblicken der Freude übertäubet wird, ſo daß es gar nichts empfindet, ſind Merkmale der Freundſchaft; o nein, die Hochachtung für die Tugenden unſerer Freunde, die Uneigennützigkeit in den Dienſten, welche wir ihnen leiſten, und die Sorgfalt ſie von den Uebereilungen zurück zu ziehen, worinn ſie alle ihre guten Eigenſchaften zu verläugnen ſcheinen, beweiſen dieſelbe weit beſſer. Ich kenne Sie wertheſter Freund, und ich laſſe Ihnen Recht wiederfahren, ich liebe Sie, und ich will Ihnen eine Probe davon geben, die zwar bey den meiſten Freunden ſehr gefährlich ſeyn dürfte, die Ihnen aber gewiß gefallen wird.

Ich befand mich vor einiger Zeit bey Ihnen, als Ihnen ein Frauenzimmer angemeldet wurde, welches Sie zu ſprechen begehrete. Sie erkundigten ſich ſofort nach ihrem Namen, und kaum hatte man Ihnen denſelben geſagt, als Sie mit einem verdrießlichen Blicke ausriefen: Mein GOtt, wie quälet mich doch dieſe Frau! ſaget, daß ich ſie heute nicht ſehen kann. Ihr Bedienter wollte bereits mit dieſer Ant-

wort fortgehen, als ich Sie bat diese Frau zu hören, deren Umstände ich deßwegen für sehr bekümmert hielt, weil Sie sich in Ihrem Ausrufe über ihren öftern Anlauf beklagten. Mein Vorspruch fand Statt, oder Sie folgeten vielmehr Ihrem Herzen, und sie erschien. Ich sahe eine Wittwe die mir nicht ganz unbekant war. Ihre tiefe Trauer machete sie schon in meinen Augen mitleidenswürdig, allein der Schmerz, der Gram und der Kummer, der sich in ihrem ganzen Gesichte wies, brachten dieses Mitleiden zu dem höchsten Grade. Sie haben Ursache, ließ sich diese Person hören, sich über mich zu beschweren, mein Herr, ich bin Ihnen mit meinen Besuchen zur Last, allein betrachten Sie mein Elend, und die Noth meiner unerzogenen Kinder, so werden Sie mich entschuldigen. Diese betrübten Umstände haben meinen Mann in das Grab gebracht, und ich würde glücklich seyn, wenn ich ihm mit meinen Waisen gleich dahin folgen könnte, allein ich muß noch leben, bey ihrem Jammer den meinigen gedoppelt zu empfinden. Sie sind ein gerechter Mann, die ganze Stadt giebet Ihnen dieses Zeugniß, und ich selbst bin so gewiß davon, daß ich Sie nur bitte die Gerechtigkeit bey meinen Forderungen, die Ihnen ganz bekant sind, zu beschleunigen. Die Armuth mit allen ihren kläglichen Folgen kommt uns täglich näher, und ich würde sie weit standhafter ertragen, wenn nicht meine Kinder zugleich mit mir litten. Hier schwieg sie, und die Thränen, welche mit Gewalt aus ihren Augen brachen, erklärten ihre Betrübniß noch weit mehr, als ihre Worte. Sie sahe mich an, als wenn sie sich bey mir erkundigen wollte, ob ich nicht Mitleiden mit ihr hätte, und ich ließ sie ein betrübtes aber auch zugleich freundliches Gesicht sehen, um sie wenigstens dadurch etwas zu trösten, da ich ihr nicht helffen konnte. Ich erwartete Ihre Antwort wertheſter Freund, und Sie ertheilten ihr dieselbe mit einem Eifer, den ich nicht vermutete. Was quälet sie mich doch mit ihren Klagen, fingen Sie mit einem Thone an, der ihr sehr wenig Trost gab. Mein GOtt, ich weiß es, daß ihre Forderung gerecht ist, ja ich weiß es und es soll ihr geholfen werden. Die Leute können keine Geduld haben, alles soll den Augenblick nach ihren eigensinnigen Vorstellungen gehen, und es lässet sich doch nichts zwingen. Sie muß warten, das habe ich ihr gesagt, und das sage ich ihr noch, und wenn sie das nicht thun will, so mag sie sich andern Rath schaffen. Man wird täglich von dem Ueberlaufe geplagt, und die Leute sind von so verdrießlicher Art, daß man sie tausend Meilen von sich wünschet. Ich werde Geduld haben, ließ sich diese gekränkte Wittwe wieder hören, sie wischete so viel möglich ihre Thränen ab, die noch immer rolleten, und nahm ohne Zweifel ein noch weit mehr bekümmertes Herz zurück, als sie mitgebracht hatte.

Diese traurige Scene war viel zu rührend, als daß ich nicht dadurch in eine wahre Betrübniß hätte gesetzet werden sollen. Ich liebe die Menschen meine nahen Verwandten viel zu aufrichtig, als daß ich bey ihrem Kummer gleichgültig bleiben könnte. Sie jammert mich, fieng ich nach ihrem Abschiede an, ihr Elend ist um so viel gröſſer, je mehr sie fähig ist, es zu empfinden, und ich sehe in der Liebe zu ihren Kindern ein so

zärtliches

zärtliches Mutterherz, daß ich nur dießmal mächtig seyn mögte ihren Gram zu lindern. O antworteten Sie mir, liebster Freund, ich bin nicht weniger von ihrem Zustande bewegt. Ich kenne ihre Noth und die Gerechtigkeit ihres Suchens. Mein Herz seufzete bey ihren Thränen, und ich hatte alle Mühe mich derselben zu erwehren. Es soll ihr geholffen werden, die Sache ist in der grösten Bewegung und ich will nicht eher ruhen, bis ich durch meine Vermittelung diese beklagenswürdige Frau aus ihrem Elende gerissen.

Wie groß war nicht mein Vergnügen, als ich diese Erklärung hörete! Ich fand Sie werthester Freund in derselben, ich fand ihr Herz, welches niemals unmenschlich gewesen ist. Allein wie sehr war diese Erklärung nicht von der harten Art unterschieden, mit der Sie diese Betrübte abgewiesen hatten. Ich kannte Sie nicht in derselben, sie hatte mich auf das äusserste betrübet, und ich verlohr keinen einzigen Umstand davon.

Damals ließ ich Sie nichts hiervon merken, allein erlauben Sie mir, daß ich Ihnen gegenwärtig nach der Freundschaft, die ich zu Ihnen trage, und nach dem Kenntnisse, welches ich von Ihrem Herzen habe, meine Gedanken darüber mittheile.

Eine grosse Anzahl Menschen stehet in dem Wahne, daß sie den Vorzug des Standes worinn sie gesetzet worden, durch nichts prächtiger machen können, als durch eine gewisse Strenge, welche sie über alle diejenigen ergehen lassen, die etwas bey ihnen zu suchen haben. Diese verkehrte Vorstellung, daß die Grösse in der Verachtung der Niedern bestehet, und daß man sich nicht anders erhebet, als in soferne man die Kleinern ihre Niedrigkeit empfinden lässet, ist so allgemein geworden, daß sich sehr viele von derselben als von einer Mode hinreissen lassen, der man nicht wiederstehen kann, wenn man nicht lächerlich werden will. Es ist wahr, der Hochmuth ist der erste Stammvater dieser Unmenschlichkeit. Dieser Grausame liebet nichts, als sich selbst, er vergisset Mitleiden und Erbarmen, weil er glaubet, daß er alles übertrift, und da er alles zu seinen Füssen sehen will, so wird ihm das Geschrey der Armen und Unterdrückten ein angenehmes Opfer, welches er durch die Verachtung und durch die Härte, womit er dasselbe anhöret, für sich herrlicher macht, und das er nicht verlieren will, wenn auch die Elenden dabey zu Grunde gehen sollten. So grausam verfähret eine Creatur mit der andern, die beyde in der Nothwendigkeit sind, Hülfe zu empfangen.

Doch ich habe bereits gesagt, daß sich viele zu dieser Härtigkeit als zu einer Mode gewehnen, und ich rufe Sie selbst zum Zeugen, Ihr eigenes Herz soll Richter seyn. Ich weiß es aus so vielen Proben, daß Sie von dem Stolze ganz entfernet sind, daß Sie die Menschen lieben, daß Sie mit einem Eifer, welchen nur die Gerechtigkeit und die redlichsten Absichten geben können, ihr Bestes suchen, und daß Sie in der Hülfe, welche Sie ihnen ertheilen, eine Freude finden, die einem ehrlichen Manne so anständig ist. Woher kommt denn dieses äusserliche harte Begegnen? Nichts

wer-

wertheſter Freund, als die Mode-Gröſſe, wieder welche Sie nicht genug auf Ihrer Hut geweſen, hat Ihnen eine ſo fremde Geſtalt geben, und dasjenige ſanfte Vergnügen rauben können, welches die Leutſeligkeit und Freundlichkeit in uns erwecken, wenn wir Menſchen dadurch getröſtet ſehen.

Laſſen Sie uns einen Augenblick hierbey ſtehen bleiben. Sie waren gewiß entſchloſſen der gekränkten Wittwe beyzuſtehen. Sie haben es gethan und ich weiß es, daß ſie gegenwärtig ruhig iſt. O warum lieſſen Sie nicht dieſe Verlaſſene durch ihren freundlichen Zuſpruch ihre gegenwärtige Ruhe gedoppelt empfinden? Warum tröſteten Sie nicht dieſelbe durch eine ſanfte Antwort, welche ihre Thränen ſchon zum voraus würde gehemmet haben? und warum raubeten Sie ſich ſelbſt die Freude, eine geplagte Perſon ruhiger von ſich gehen zu laſſen, da es in Ihrem Vermögen ſtand, ſie ohne die geringſten Unkoſten weit zufriedener zu machen, als ſie zu Ihnen kam. Nichts erhebet einen Menſchen mehr, als wenn er ſich der Gelegenheit bedienet, andern Menſchen mit Sanftmuth und Freundlichkeit zu Hülfe zu kommen. Nicht die Grauſamkeit, womit wir uns ihnen zu erkennen geben, machet uns gröſſer als ſie, ſondern der Beyſtand. Jemehr derſelbe von dem Mitleiden und von der Leutſeligkeit begleitet wird, je mehr glauben uns die Elenden verpflichtet zu ſeyn, und in dieſen Augenblicken ſehen ſie uns ſo groß und ſo mächtig an, daß ſie eine beſondere und warhaffte Ehrerbietung gegen uns blicken laſſen. Wie oft können wir ſie nicht mit einem einzigen freundlichen Worte auf eine ganze Zeit ruhiger machen, und wie ſehr ſind wir nicht verbunden es zu thun, da wir es mit unſern Freunden, mit unſern Brüdern, zu thun haben, und da wir das Exempel des höchſten Weſens vor uns ſehen welches alle ſeine Wohlthaten mit Freundlichkeit und Güte begleitet. Noch mehr, wie wollen wir verlangen, daß uns die Unterdrückten für unſern Beyſtand danken ſollen, wenn ſie denſelben durch Empfindung der härteſten Abweiſung, und der ſtrengeſten Vorwürfe erkaufen müſſen O was iſt das für ein herrlicher Vorzug, für ein göttliches Vergnügen, einen betrübten Menſchen zu tröſten, und ihn mit der Vorſtellung von uns zu laſſen, daß er bey uns durch die Ausſchüttung ſeines Kummers erleichtert worden. Seine Laſt wird ihm nur halb ſo ſchwer werden, weil es ihm fürkommt, als wenn wir ſie ihm tragen helfen, er wird uns für ein freundliches Zureden danken, und er wird dadurch in ſeiner Geduld und in ſeiner Hofnung geſtärket ſeyn.

Ich würde Ihnen noch das Exempel von einem groſſen Manne vorſtellen, der in dem höchſten Poſten ſtehet, und den wir beyde verehren, wenn es nicht genug wäre Sie auf Ihr eigenes Herz zu führen. Folgen Sie doch demſelben, laſſen Sie ihm doch die Freude, daß es ſich auch bey ſolchen Gelegenheiten in Ihrem Geſichte und in Ihrem Geſpräche zeigen darf. ꝛc. ꝛc.

Dieſes Blatt wird alle Donnerſtage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Sechs und vierzigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 14. December 1741.

Ich theile heute meinen Leſern ein Blatt mit, welches verſchiedene Betrachtungen in ſich faſſet, die einem jeden nach ſeiner Art zu weitern Anmerkungen Gelegenheit geben können. Es iſt mit dem moraliſchen Geſchmacke eben ſo beſchaffen wie mit dem phyſicaliſchen, man muß auch bey ihm abwechſeln dem Eckel zuvor zukommen.

So lange du mir die Zeit nicht anzeigen kannſt, da der Gedanke, der in dir iſt, ſich entſchloß einen Leib zu verfertigen, ihn aus Adern und Sehnen zuſammen zu weben, und ihm ein warmes Blut zu ertheilen, welches beſtändig laufen ſollte; ſo lange du mir nicht benennen kannſt, da du es wageteſt dein Herz zum erſtenmale den Augenblick klopfen zu laſſen, mit der Lunge Luft zu holen, und das gebrechliche Gebäude deines Körpers in Bewegung zu bringen: So lange ſage ich, muſt du dich vor demjenigen Weſen auf das tiefſte erniedrigen, welches ſo viel erſtaunenswürdige Wunder in dir gewürket hat.

Kann wohl ein bloſſes Ungefehr eine Welt herfürbringen, ſie in ihren Kreis einſchlieſſen, ihren Gang beſtimmen, ſie mit unzehlichen Creaturen anfüllen, und ſie ſo einrichten, daß Niemand ſagen darf, hier mangelt etwas?

Die Ordnung und Abwechſelung des Tages mit der Nacht, des Frülinges mit dem Winter, des Herbſtes mit dem Sommer, die beſtändige Herumwelzung ſo vieler groſſen Körper, der Abfluß und Zufluß des Meeres, ſind ſolche Wunderwerke, welche ohne Allmacht und Weisheit nicht da ſeyn können.

Denken, und ſich gleichwol fürſtellen, daß nichts iſt, das bleibet der gröſte Wiederſpruch. Unausſprechliche Raſerey der Menſchen, die lieber alles zu nichts machen wollen ehe ſie ein höchſtes Weſen erkennen, und die in demſelben Augenblicke die niedrigſten Sclaven anderer Menſchen werden!

Du magſt dich verſtellen wie du willſt, du magſt deinen Verſtand noch ſo ſehr mit falſchen Vorſtellungen martern, frage dich nur einmal aufrichtig ſelbſt, ſo wirſt du dir antworten: Es iſt ein GOtt!

Iſt ein GOtt, der dich und alles gemacht hat, ſo folget unwiederſprechlich, daß er dein Herr iſt. Iſt er dein Herr, ſo kannſt du dich nicht entbrechen ihn zu verehren und ihm Gehorſam zu leiſten; denn wenn du ſageſt, GOtt bekümmert ſich nicht um dich, ſo verläugneſt du ihn wieder. Frage dich ſelbſt, was er von dir fordert, und du wirſt ſeine Stimme hören.

Der Menſch iſt für die Warheit gemacht, und ſie offenbahret ſich allen, obgleich die Gräde unterſchieden ſind.

Iſt GOtt der Vater und der Beherrſcher der Welt, ſo muß ſich ſeine Vorſorge über alle ſeine Creaturen erſtrecken, denn ohne ihn kann nichts beſtehen. An dieſer Vorſorge hat die geringſte Creatur ſowohl ihren Antheil, als der König. Verblendete Menſchen, weil wir uns in unſerm Stolze aufblähen, und das Niedrige verachten, ſo glauben wir, daß GOtt eben ſo verfähret.

Wohl mir, daß ich unter der Aufſicht des weiſeſten und gütigſten Weſens ſtehe, das ſeine Creaturen liebet, und das unmöglich etwas anders, als mein Beſtes wollen kann. Wäre dieſe Warheit nicht gewiß, was ſollte mich aufhalten, den Wiederwärtigkeiten des Lebens ein Ende zu machen.

Ich beſitze ein denkendes Weſen, welches zu ſeiner Kraft und zu ſeiner Erhaltung nichts von dem Körper borget, und das folglich ohne denſelben beſtehen kann. Dieſes Weſen iſt dazu gemacht, in ſeinem Wiſſen und in ſeiner Einſicht zuzunehmen, und da es hauptſächlich zu dem Erkenntniſſe GOttes und ſeiner Eigenſchaften beſtimmet iſt, ſo muß es beſtändig dauren.

Nichts ſtimmet mit der Allmacht, der Weisheit und der Liebe GOttes mehr überein, als ein Weſen zu bereiten, welches der Ewigkeit theilhaftig wird, und dem er ſeine Gröſſe und ſeine Glückſeligkeit unaufhörlich offenbahret.

Sollte die Seele mit dem Tode aufhören, ſo müſte GOtt bey ihrer Herfürbringung dasjenige nicht gewollt haben, was er doch wirklich will, nemlich ſeine herliche Offenbahrung und die Mittheilung einer dauerhaften Glückſeligkeit. In ihrem gegenwärtigen Zuſtande iſt ſie in dem Körper eingeſchloſſen, in dieſem Behältniſſe leidet ſie; es muß alſo ein Tag ihrer Freyheit ſeyn, welcher ſie in den Zuſtand ſetzet, in welchen ſie ſich vollkommen empfindet, und wo ſie der Abſicht des Schöpfers theilhaftig wird. Dieſe Haushaltung des höchſten Vaters iſt verehrungswürdig, welcher ſeine vernünftigen Creaturen von einer Stufe zu der andern leitet.

Noch mehr, iſt ein GOtt, ſo muß er gerecht ſeyn, iſt er gerecht, ſo muß er das Gute belohnen, und das Böſe beſtrafen. Wir ſehen daß dieſes nicht allemal in dieſem Leben geſchiehet, folglich muß eine Zeit übrig ſeyn, da ſich dieſe Gerechtigkeit zeiget, und folglich kann der Menſch nicht ganz vernichtiget werden.

Die meiſten Menſchen verfahren mit ſich ſelbſt, wie die Zunaendreſſer mit einer böſen Sache, Sie übertäuben den Richter welcher in ihnen wohnet mit falſchen Schlüſſen, ſie verdrehen die Sache der Warheit, ſie ſuchen alle Ausflüchte herfür, welche ihnen die Blindheit, die Bosheit und die Ausſchweifungen an die

Hand geben, und sie glauben, daß sie ihren Proceß wieder sich gewonnen haben, wenn sie die Gerechtigkeit, die sich in ihnen hören lässet, unterdrücken.

Doch wir sind noch in der Welt, und es giebet ausser diesen noch Warheiten, von welchen ich meinen Lesern einige zu ihrer eigenen Ueberlegung herſetzen will.

Der Wahnwitz und der Stolz haben tausend prächtige Titel erdacht, wodurch sich die Menschen erhöhen wollen. Allein, alle diese Merkmale seiner Hoheit sind ihm nicht eigen, und nichts erhebet ihn mehr, als wenn man von ihm sagen kann, daß er ein ehrlicher Mann ist.

Dieser Character ist so groß, daß er auch den Königen einen neuen Glanz giebet. Nichts ist lächerlicher als die Mittel, welche die Menschen erwehlen, sich in Ansehen zu setzen. Man nehme den meisten was ihnen der Schneider, der Perruckenmacher und Schuster leihet, so findet man unzehlige nackte Thoren.

Auch das äusserliche ist anständig, und man darf sich auch hierinn unterscheiden, allein bloß um eines versilberten Rocks willen einen Vorzug für andern zu begehren, das ist ein Merkzeichen einer sehr eingeschränkten Vernunft, und eines grossen Mangels an Verdiensten.

Man schreyet über den Pöbel und man verstehet dadurch bloß die Leute von niedriger Geburth. Ich aber finde ihn mitten in den Pallästen, mitten in dem Haufen der goldenen Kleider, wo ich Bosheit, Einfalt, Grobheit der Sitten und Unvernunft antreffe.

Unglückſelige Menschen! welche sich nicht anders erheben können, als wenn sie andere drücken, und die darinn einen Vorzug suchen, wenn sie andere in Furcht, Schrecken und Betrübniß setzen. Nichts mißfället dem höchsten Wesen mehr, als die Grausamkeit, eine Mutter der Unterdrückung, und der Stolz, der Vorbothe eines gewissen Falles.

Man verachte den Armen und Schwachen nicht, das höchste Wesen hat keinen Gefallen an Pracht und Stärke, wohl aber an Demuth und Barmherzigkeit.

O wenn viele Grossen die Wollust wüsten, welche aus dem Wohlthun entspringet, wie eifrig würden sie nicht jeden Augenblick dazu anwenden!

Alle Laster schaden den Menschen ihrer Natur nach, und man glaube ja nicht, daß man eines allein begehen kann. Sie hangen aneinander wie die Glieder einer Kette, und so wie immer eine Lügen die andere gebieret, so fällt man auch immer aus einem Laster in das andere.

Es giebt Leute, welche sich schämen tugendhaft zu seyn, weil sie sich einbilden, daß die Tugend ein Zeichen der Einfalt ist. Alle diese sind Verläumder, Betrieger und Gottlose ihren Verstand zu beweisen, und sie rühmen sich oft einer nicht begangenen Missethat, bloß damit man sie für sehr listig und klug halten soll.

Der Verstand dieser Leute ist der lächerlichste Marktschreyer. Er pralet mit Künsten die ihn beschimpfen, und er borget die Thorheiten anderer seine Raserey zu beweisen.

Die

Die Reichthümer machen einem Menschen Ehre, wenn er dieselben wohl anwendet, bey vielen aber sind sie Ketten, welche den Sclaven verrathen.

Kann wohl eine Raserey gröſſer seyn, als die unersättliche Begierde Schätze zu sammlen, von welchen man zuletzt nichts gebrauchen kann, als soviel zu einem Sterbekleide und zu einem Sarge gehöret.

Es ist anständig, daß man für sich und für die seinigen sorget, allein man muß sparen und nicht geitzen.

So gehet es, ein Thor verachtet immer den andern. Der Geitzige verlacht den Verschwender, und dieser spottet des Geitzigen. Beyde sind Thoren.

Ein Verschwender raubet sich selbst das Vergnügen für der Nothdurft gesichert zu seyn, und lange Zeit gutes zu thun. Der Hochmuth und die Pralerey setzen ihm keine Grenzen, und endlich wird er auch von denenjenigen verachtet, welchen er seine Güter zugeworfen hat.

Mäßigkeit und Ordnung sind die sichersten Arzeneyen für den Gift der Dürftigkeit. Die Unordnung aber gleichet einer schleichenden Pest, die mit der Zeit auch den gröſten Vorrath wegfrißt.

Man klaget über den Mangel der Freunde; allein mit welchem Rechte fordert derjenige einen Freund, der selbst nicht die Kunst verstehet ein Freund zu seyn?

Gemeiniglich verlangen wir von unsern Freunden alles, ohne daß wir wieder schuldig seyn wollen, ihnen wieder Freundschaft zu bezeigen. Bey diesem niederträchtigen Eigennutze kann diese zärtliche Verbindung unmöglich bestehen.

Noch mehr die, meiste Freundschaft hat einen lasterhaften Endzweck, sie hebet die Hochachtung auf, sie führet zu einer gewissen unanständigen Gemeinschaft, sie erlaubet sich alle Unhöflichkeit, unter dem Scheine der Vertraulichkeit, was wunder, daß sie so leicht zerrissen wird.

Man hatte sich für jeden Freunde die sich uns mit Gewalt aufdringen wollen, sie haben allemal die Absicht uns zu hintergehen.

Man hat die Wollust mit zu den Ausschweifungen gerechnet, allein man hat unrecht gethan. Die Wollust gehöret für die menschliche Natur und ist gut, die Ausschweifungen aber sind böse.

Ich möchte das Wort Wollust gerne von den verkehrten Begriffen retten welche damit verknüpft worden. Ist nicht die reine Empfindung eines Guten eine Wollust, und ist es nicht recht dieses Wort zu gebrauchen, wenn man den Genuß der Gesundheit, eines ruhigen Gewissens und tausend anderer Vortheile ausdrücken will?

Es giebet so sclavische Gemüther, welche beständig kriechen. Diese können sich nicht bis zu der edelmüthigen Freyheit des Geistes erheben, sie wagen sich nicht zu denken sie liegen an der Erde die andern Menschen anzubeten, die Wahrheit ist ihnen zu gefährlich, sie von sich hören zu lassen, sie begnügen sich mit dem Titel eines Sclaven, ein einziger Blick setzet sie in Schrecken, oder in die gröste Freude, sie erheben und verwerfen nach dem man es ihnen vorsaget, und sie beachten sich aller Vorrechte eines Menschen. Eine Niederträchtigkeit, welche die vernünftigen Creaturen am verächtlichsten machet.

Ich liebe die Officier welche zu gewissen Jahren und zu einer gewissen Erfahrung gekommen sind. Eine edele Freymüthigkeit, ein gutes Herz, die Höflichkeit, und ein ungezwungenes Wesen, machet sie allemal angenehm. Nirgends aber herrschet mehr Hinterlist, Neid, Bosheit, Verläumdung, und Feindschaft, als unter denenjenigen, welche die Liebe und den Frieden predigen, und unter den Gelehrten.

Der Weltbürger.

Vierzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 21. December 1741.

Mein Herr!

Ich gerieth vor einiger Zeit an einem Sonntag Abend in die Gesellschaft der fleissigsten Kirchengängerinnen in ***. Kaum hatte ich mich nach den ersten Höflichkeiten niedergelassen, und kaum hatte ich sechs, theils junge, theils bejahrte Frauenzimmer gezehlet; so fragte die Frau Euphrosyne, welche die Präsidentin in dieser Versammlung zu seyn schien, ihre Nachbarinn, in welcher Kirche sie heute ihre Andacht gepflegt hätte. Fragen Sie mich doch nicht, antwortete diese, welchen Tempel ich besuchet habe, Sie wissen ja wohl, daß ich keinen andern Priester höre, als den Herrn ***. Dieses auserwehlte Rüstzeug verdienet, daß man ihm alle andere aufopfert. O wie rührend ist nicht schon sein Gang, ehe er die Kanzel besteiget, wie andächtig und tiefsinnig tritt er nicht endlich auf den Lehrstuhl! und was hat er nicht für einen angenehmen Schlag mit der linken Hand, wenn er etwas beweisen und bekräftigen will. Nein, nichts ist rührender und gründlicher, als was er saget! Sein Eingang setzet in Verwunderung und Schrecken, seine Abtheilungen sind voller Geist, und in seinem Schlusse findet man den rechten Kern, welcher uns die Welt bitter macht. Alles dieses wird von so vielen Sprüchen, und von so vielen Stellen aus den Gesängen begleitet, daß man in Tränen zerschmelzen möchte. Doch nichts rühret mich mehr, als seine durchdringende Stimme; haben Sie ihn noch nicht gehöret, fing diese Heroldinn des Herrn *** hierauf zu mir an. Nein, versetzte ich, aber haben Sie doch die Gutheit mir inzwischen etwas von seinem rührenden und gründlichen zu sagen, damit ich diesen Verlust einiger massen ersetze. Ach fieng Sie wieder an, mein Herr, nichts ist mächtiger als seine Predigten. Er machet Ihr Herz weich, er mahlet Ihnen den Zorn GOttes so fürchterlich ab, er weiset Ihnen den Satan in einer so abscheulichen Gestalt, und dieses alles so gründlich, daß man aus Furcht dafür diesen heiligen Mann keinen Augenblick verlas-

sen möchte. Aber zum Exempel, fiel ich ihr wieder in die Rede. Ist es nicht wahr Frau Gevatterinn, fuhr sie wieder fort, indem sie sich zu einer andern aus der Gesellschaft wandte, kann man nicht den göttlichen Finger in diesem Manne recht merken. Ach was für ein heiliges Ansehen! wie andächtig blicket er nicht um sich! und mit welcher ehrwürdigen Mine leget er sich nicht auf die Knie. Ach ja fing die Frau Gevatterinn mit thränenden Augen an, ich kann unmöglich an ihn denken, ohne daß die Bewegung Raum zu geben, welche seine Stellungen in meinem Herzen erwecken. Aber ließ ich mich wieder hören, wollen Sie mir denn nicht ein einziges Stück aus seinen Predigten mittheilen? Ach mein Herr, fuhr die letztere fort, wer kann die heiligen Reden dieses Mannes behalten! alles ist schön, alles ist merkwürdig. Vor einiger Zeit predigte er von dem Fischzuge Petri. O was war das für eine herliche Predigt! Er stellete dabey für, das Machen des lieben Petri, und er gab uns zu betrachten 1. das Machen des lieben Petri an sich selbst, 2. das Geraten des Machen des lieben Petri. Ach der liebe Petrus! o was hat uns der Herr ∗∗∗ nicht hierbey herrliches gesaget! doch wer kann alle diese heilige Sachen wiederholen? Nun fing die Frau Euphrosyne hier wieder an, Sie streichen das Lob Ihres Herrn ∗∗∗ recht heraus. Allein nehmen Sie mir es nicht übel, er und alle andere reichen dem Herrn ∗∗∗ noch lange das Wasser nicht. Dieser Mann verstehet das Predigen recht. Sein Vortrag ist edel, voller prächtigen Ausdrücke und mit den zierlichsten Wörtern geschmückt. Er wird Ihnen eine halbe Stunde mit den auserlesensten Redensarten sagen, warum die Böcke Hörner tragen, und was diese Hörner in der Theologie für eine Bedeutung mit sich führen. Das ist ein grosser Mann, alles klinget prächtig in seinem Munde, und ob ich ihm gleich tausendmal nicht auf seine Höhe folgen kann, so empfinde ich doch ein gewisses etwas in meinem Herzen, was mich in allen seinen Predigten beweget. Noch habe ich ihn kein einziges mal versäumet, und ich kann wohl sagen, daß meine Hochachtung für ihn mit jeder Predigt grösser geworden. Er siehet recht majestätisch aus, und seine Aussprache, ach seine Aussprache fället so lieblich in die Ohren, daß ich ihm gerne einen ganzen Tag zuhören würde. Auf diese Weise, fing hier die vierte Person in der Gesellschaft an, wird der Herr ∗∗∗ wenig bey Ihnen gelten, den ich doch ihren beyden grossen Männern weit vorziehe. Ich habe lange herum geirrt, ehe ich mich in seinen Schaafstall gewandt, aber nunmehro halte ich ihn für den gröbsten Priester. Er prediget recht galant, man siehet weder ein scheinheiliges Wesen, noch eine gewunaene Grösse an ihm. Die Nettigkeit seiner Kleidung fället sofort in das Gesicht, und wenn er anfänget zu reden, so fliesset alles in einer Ordnung und Geschwindigkeit, daß man sich über ihn verwundern muß. Er giebet uns die freundlichsten Namen in seinen Predigten, und man siehet es ihm an,

daß

daß dieſe ihm nichts koſten. Alles iſt lieblich und angenehm an ihm, und was mir noch am meiſten an ſeiner Kirche gefällt, iſt dieſes, daß man allemal eine artige Geſellſchaft in derſelben antrifft, die uns die Zeit verkürzet. Ja das wäre mein Prediger, brach die Frau Euphroſyne wieder loß. Ich kenne dieſen galanten Geiſtlichen, und er iſt mir eben ſo eckelhaft, als der Herr ... O fiel ihr die Frau Gevatterinn in die Rede, laſſen Sie mir ja dieſen exemplariſchen Mann zufrieden, der gewiß ihren majeſtätiſchen Prieſter aus dem Ermel ſchüttelt. Nein, fing die vierte an, das läuft wieder mein Gewiſſen zu ſchweigen, wenn mein Seelenhirte ein eckelhafter Mann genannt wird. Warlich Frau Euphroſyne, Sie müſſen von ſchlechtem Geſchmacke ſeyn, wenn Sie dieſen ſchönen Prieſter verachten. Das werde ich aber thun, rief dieſe mit einem merklichen Eyfer, ohne das Geſchrey der zwoten Perſon anzuhören, und ich ſage Ihnen noch einmal, daß Ihre beyden Prediger gegen den meinigen ſchlechte Leute ſind. Dieſe Erklärung brachte alle ſtreitige Partheyen auf, das Geſchrey und die Schimpfwörter wurden heftiger, man rückte ſich tauſend erdachte Fehler der armen Geiſtlichen auf, die Hände wurden ſchon mit Caffectaſſen, Geſangbüchern, Muffen und Theelöffeln bewaffnet, und es würde gewiß hier zu einer blutigen Schlacht gekommen ſeyn, wenn die Verläumdung nicht durch ein einziges Wort, das ſie der fünften Perſon in den Mund legete, die Ruhe wieder hergeſtellt hätte, ihren Gift deſto ungehinderter auszuſpeyen! Setzen Sie doch ihren Streit aus, fing ſie an, als eben eine jede Parthey den Angriff mit einem tiefen Stillſchweigen erwartete, hören Sie mich nur ein Wort. Haben Sie wohl dieſen Nachmittag die Jungfer ... bemerket, wie prächtig ſie gekleidet war, und wie frey ſie ſich bezeigete? Die Macht der Verläumdung muß ſehr groß ſeyn, denn kaum war dieſes geſprochen, als man den Augenblick den Prieſterſtreit vergaß. Die Hände fielen nieder, und das Geſicht verlohr ſo fort viel von der Wuth, welche ſich vorher in demſelben gezeiget hatte. O ja fiel ihr die zwote Perſon bey, ich habe wohl acht auf ſie gegeben, Sie erinnern mich eben recht daran, das gute M[illegible]dchen iſt gar zu eitel. Was hilft aller dieſer Staat zu der Verbeſſerung der See[illegible] zum heiligen Leben? Man hat mir geſagt, daß ſie unſere Chriſtlichen Zuſam[illegible]nfte, worinn wir uns noch gegenwärtig befinden, ſpöttiſch durchgezogen, u[illegible] gute Kind würde doch noch viel bey uns lernen können. Die Weltliebe ſie[illegible] us den Augen, ſie bildet ſich viel auf ihr ſchönes Geſicht ein, und ich müſte mi[illegible]rren, oder ſie ſchielet doch etwas mit dem rechten Auge. Ich weiß es, daß einig[illegible] laus ihr machen, und ſie wegen ihrer Tugend und ihres Verſtandes verehren. Allein die Welt iſt voller Schmeichler, und GOtt gebe nur, daß ſie nicht mit Schaden klüger wird. Ich will eben nichts übels von meinem Nächſten ſagen, als in ... genug daß man ſchon davon murmelt. O ließ ſich Frau Euphroſyne wieder hören, ich habe auch noch heute ein Frauenzimmer geſehen, von der ich nicht die beſte Meinung hege. Sie ſprach auf öffentlicher Gaſſe ſehr freundlich mit einer

Manns-

Mannsperson, und ihr Fall muß nicht mehr weit seyn. Wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, so hätte ich meinen Freund lieber zu mir in mein Zimmer kommen lassen, wo mich nicht den Augenblick alle Leute sehen. Nunmehro brach die Verläumdung vollends aus, und in einer halben Stunde waren drey und dreyßig Personen durch die Musterung gegangen, von welchen man tausend Sachen zu erzehlen wuste, die alle auf ihre Verkleinerung hinaus liefen. Die sechste Person, welche eine junge und artige Frau war, und ich, hörten diesem Gespräche mit Stillschweigen zu, bis endlich die Frau Euphrosyne sie fragete, warum sie so stille wäre, und warum sie weder zu ihrem Streit- noch zu ihren Christlichen Betrachtungen etwas sagete. Was wollen Sie, Frau Muhme fing diese vernünftige Frau an, daß ich zu beyden sprechen soll. Ich bin zu wenig von den Predigern ein Urtheil zu fällen, und ihren Rang auszumachen. Dieses weiß ich, daß wir verschiedene geschickte, redliche und wahre Priester haben, in deren Predigten ich mich zu erbauen suche. In dieser Absicht gehe ich in die Kirche, und ohne auf das äusserliche acht zu haben, bestrebe ich mich nur ihre Lehren zu fassen, und mich darnach zu richten. Der Schlag der Hände, die Stimme, die prächtigen Worte und die Galanterie machen keinen Prediger aus. Sie thun diesen Männern unrecht, wenn Sie dieselben darnach beurtheilen. Mir genüget es in ihren Reden Ordnung, Deutlichkeit und Gründlichkeit zu finden. Ihre zwote Unterhaltung ist noch weniger nach meinem Geschmacke. Sie reden von Abwesenden, sie bürden ihnen tausend Fehler und Laster auf, welche nur bloß in ihrer Muthmassung sind, und die gleichwol diesen Leuten schaden können, wenn sie weiter ausgebreitet werden. Ich finde in dieser Beschäftigung eine Grausamkeit, welche unmöglich mit der Religion bestehen kann. Alle diejenigen welche vor ihrem Richterstuhle gewesen, sind von ihnen beleidiget worden, denn mit welchem Gewissen können Sie bloß nach Muthmassungen verurtheilen und verdammen? Man muß ein unmenschliches Herz haben, wenn man seinen Nächsten so leicht lasterhaft macht, und zu seiner Verkleinerung durch so schwache Gründe Gelegenheit giebet. Die Menschenliebe lehret uns ein ganz anderes Betragen, und ich mag weder den Schuldigen noch mehr schaden, noch die Unschuld betrüben.

Ich würde dieser vernünftigen Frau noch länger zugehöret haben, wenn man mich nicht an einen Ort gerufen hätte, an welchem ich zu erscheinen schuldig war. Inzwischen war es so fort meine Absicht Ihnen von dieser Gesellschaft Nachricht zu geben, und Ihnen zugleich zu sagen, daß ich mit einer warhaften Hochachtung bin.

Mein Herr!

Dero ergebenster Diener

* * * den 6. December 174*. B.

Dieses Blatt wird alle Donnerstäge in Hendels Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Acht und vierzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 28. December 1741.

Ich habe mehr als einmal wahrgenommen, daß sehr viele von meinem Geschlechte bey der Wahl ihrer Kleidung und ihres Putzes zu ihrem Nachtheile fehlen, und gemeiniglich einer jeden Mode folgen, ohne zu untersuchen, ob sie dabey gewinnen oder verlieren. Nach den sittlichen Umständen der gegenwärtigen Verfassung ist es erlaubt, und zugleich nothwendig, auch auf die Kleidung und den Zierrath acht zu haben, und sich weder durch eine gänzliche Absonderung, noch durch eine zu weit getriebene Aufmerksamkeit zu verstellen. Ist die gänzliche Absonderung ein Merkzeichen eines thörigten Eigensinnes, oder wohl gar der Scheinheiligkeit; so entdecket auf der andern Seite die zu weit getriebene Aufmerksamkeit einen schlechten Geschmack, und eine lächerliche Eitelkeit. Man kann auch von der Kleidung einer Person auf ihren Verstand schliessen, und man wird den Character ihres Gemütes auch in ihren Zierrathen bemerken.

Die Reinlichkeit ist der erste und unschuldigste Zierrath, und man findet in ihr ein Bildniß von der Reinigkeit der Sele. Sie hat noch diesen Vortheil, daß sie sich für alle Stände, und für jedes Alter schicket, und daß sie mit überaus wenig Kosten erworben und erhalten wird. Man gebe einer Schönen den allerprächtigsten Putz, und man lasse ihr etwas von diesem unschuldigen Zierrathe fehlen, so wird sie mitten in ihrer Pracht wiederlich werden, dahingegen die Reinlichkeit auch in schlechten Kleidern gefället.

Doch ich werde noch auf eine andere Art meine Gedanken über unsere Kleidung mittheilen, und einige Betrachtungen darüber, welche ich in einem Manuscripte gelesen, nach meiner Einsicht entwickeln.

Die Kleidung muß mit der Person übereinstimmen, wie die Schreibart mit der Sache, die man fürtragen will. Es sey ferne von mir denenjenigen Damen die Pracht und die Kostbarkeit in ihrem Anzuge zu versagen, welche ihr Rang und ihr Glück hierzu berechtiget hat. Die wahre Hoheit braucht zwar ei-

gentlich nichts von dem Aeuſſerlichen, ihren Vorzug zu beweiſen, allein es iſt ihr auch nichtzuwieder, und alle diejenigen Damen, welche in einen erhabenen Stand geſetzet worden, haben recht denſelben auch in ihrer Kleidung und in ihrem Putze zu zeigen.

Hieher gehören zugleich diejenigen von meinem Geſchlechte, welche ſich auf mehr als eine Art den Fürſtinnen nähern, und welche wieder den Wohlſtand handeln würden, wenn ſie nicht auch in ihrem Anzuge eine gewiſſe Ehrerbietung zeigen wollten. Ueberhaupt würde eine Dame in einer ſchlechten Kleidung mir eben ſo wiederlich fürkommen, als eine arme Bäuerinn in dem Aufzuge einer theatraliſchen Königinn. Dieſer Staat iſt nicht allein gerecht, ſondern er hat auch noch ſeinen groſſen Nutzen, weil die Reichen und Müſſigen dadurch den Armen und Arbeitſamen ihren Unterhalt geben. Man hebe allen Ueberfluß, und alle Koſtbarkeit in Kleidungen, Gold- und Silber-Geſchirren, Edelgeſteinen, und allen übrigen Stücken auf, die zu der Pracht gehören, ſo werden nach der gegenwärtigen Verfaſſung alle Jahre einige tauſend Menſchen Hungers ſterben, die ſich bloß durch die Zubereitung dieſer Koſtbarkeiten erhalten. Wenn dieſe Mittel nicht noch übrig wären, ſo würde das Geld in den Händen weniger Leute bleiben, der gröſte Haufen aber würde darben und umkommen,

Allein hier muß ich, ehe ich weiter gehe, dem verſchwenderiſchen Frauenzimmer aus dem Mittelſtande, welche, alles, was ihre Männer und Väter verdienen, auf den Putz wenden, eine Lehre geben. Nichts ſtürzet ein bürgerliches Haus leichter in das Verderben, als dieſe weibliche Pracht-Sucht, die immer zunimmt, und die endlich gar keine Grenzen mehr kennet. Eine Raſerey, welche ſo viel bürgerliche Häuſer in die äuſſerſte Armuth geführet, und die der Republick ſo viel unnütze Bürger gegeben. Doch wenn ich auch auf dieſen Schaden nicht ſehen will, ſo daucht mich, daß dieſes ihnen ſchon engere Schranken ſetzen ſollte, weil ſie durch einen übermäſſigen Putz ſich den Neid und den Haß ihrer Mitbürgerinnen und die Verſpottung der Gröſſern unfehlbar zuziehen.

Ich rathe den Damen, welche ſich durch ihre Geburth und durch ihre Schönheit unterſcheiden, eine edele Einfalt in ihrer Kleidung an. Eine Schöne, welche ſich durch ſich ſelbſt in Anſehen ſetzet, hat nicht nöthig ihre Zuflucht zu dem Aeuſſerlichen und zu den geborgten Zierraten zu nehmen. Die Vollkommenheiten der Natur leyden nichts von der Kunſt, von der ſie mehr verſtellt als geſchmückt werden. Eine ſchöne Frau iſt das ſchönſte Werk der Natur, und ihre Kleidung ſoll epiſch ſeyn, nach dem Geſchmacke des Virgilius, nemlich unſchuldig, edel, und ohne alle Vermiſchung der falſchen Pracht, die gegenwärtig ſo ſehr in der Mode iſt. Bey dieſer Regel ſind ihr alle gezwungene Zierrathen und alle Ausſchweiffungen der Einbildungskraft unnütze, welche nur ein vollkommenes Meiſterſtück erniedrigen. Ich kenne verſchiedene Damen, welche dieſe Kunſt ſehr wohl verſtehen, und deren Putz gleich weit von der Nachläßigkeit und dem Zwange entfernet

fernet ist. Da sie wieder ihren Willen unter der Tyranney der Moden stehen, so richten sie sich zwar nach denselben, aber mit einer klugen Unterscheidung, welche ihnen allemal eine Art von einer freyen Wahl übrig lässet.

Die andere Classe, zu welcher diejenigen gehören, deren Schönheit geringer ist, weil sie nicht sowohl in der Uebereinstimmung aller Züge und in einem erhabenen Ansehen, als in einem gewissen Etwas bestehet, welches an der ganzen Person gefällt, und die folglich nur den Titel der Artigen verlangen können, hat wieder andere Regeln nöthig. Da diese nicht zu dem Geschlechte des Erhabenen gehören, welches keinen Putz gebraucht, so ist ihnen eine grössere Freyheit in ihrem Anzuge erlaubt, nemlich die Zierlichkeit der Schreibart, und die Veränderung der Bilder. Ihre Kleidung kann die Zierrathen des Sonnets, des Madrigals und aller andern leichten Zierrathen von dieser Gattung annehmen. Die Frau von * * * würde hierinn ein Muster seyn. Ihre Kleidung beschäftiget sie nicht sowohl, als sie ihr zum Spielen Gelegenheit giebet. Tausend artige Veränderungen zeigen sich in derselben, welche die Annehmlichkeit ihres Körpers alle zu fordern scheinet.

Man kann noch eine dritte Classe von Frauen bemerken, deren Gesicht neutral ist, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, das Mittel zwischen der Schönheit und der Heßlichkeit anzuzeigen, und die nur bloß durch eine lebhafte und reitzende Gestalt die Augen auf sich ziehen. Diese können keine andere Zierrathen erwehlen, als die das Epigramma leidet, und ihnen ist nur erlaubet frey, reinlich, und wohl gekleidet zu seyn, doch ohne allen gesuchten Putz. Ein allzusorgfältiger Anzug verräth nur ihre Fehler, und die Zierrathen dienen nur eine gewisse Armuth an ihnen zu weisen, die man ausser diesen nicht bemerket hätte. Ihr ganzer Werth bestehet nur in einer gesetzten Aufmerksamkeit, die ihrem Mangel zu Statten kommt, und welche ihre Annehmlichkeiten nicht unterdrücket.

Doch die Freyheit, deren sich diese drey Classen in ihrer Kleidung anmassen können, gehet nur bis auf gewisse Jahre, nach deren Erreichung sie ihren Rang verlieren. Nach dem dreissigsten Jahre muß man schon eine Verminderung ihrer Zierrathen bemerken, nach dem vierzigsten aber müssen sie auch gar nicht einmal mehr daran denken. Wofern ihnen diese Verläugnung schwer fället, so daucht mich, daß dieses ihren Muth wieder aufrichten kann, wenn sie sich vorstellen, daß aller Putz der vorigen Zeiten sie gegenwärtig lächerlich machen würde. Eine Frau welche zu diesem Alter gestiegen ist, hat keinen günstigen Wind mehr zu hoffen, es bleibet ihr nichts übrig, als die Segel einzuziehen, und sich in den Hafen zu begeben. Ich will nicht sagen, daß sie sich nunmehro einer völligen Nachlässigkeit überlassen sollen, nein, ihr Stand und ihr Vermögen geben ihnen noch immer gewisse Vorrechte, und ihre Kleidung darf nur mit ihrem Alter übereinstimmen.

Nunmehro komme ich noch zu einer andern Classe, welche aus den Heßlichen beste-

beſtehet, und dieſe iſt unſtreitig die gröſte. Ich würde lieber gar nichts davon ſagen, weil ich weiß, wie empfindlich ein Frauenzimmer beleidiget wird, wenn man ihr die Schönheit abſpricht, da ich aber auch dieſe meine Mitſchweſtern aufrichtig liebe, und ſie gerne für der allgemeinen Verſpottung bewahren möchte, ſo muß ich hier ein Paar Worte im Ernſte mit ihnen reden. In dieſer Abſicht ſage ich ihnen offenherzig, daß ihnen alle andere Zierrathen unterſaget ſind, als welche die Proſa leidet, und daß ſie in das lächerliche Heroiſche fallen, ſobald ſie ſich höher wagen. Die heßlichen Frauen müſſen alles dasjenige mit gröſſer Sorgfalt vermeiden, was in die Augen fallen würde, denn ſie können niemals hoffen den Anblicken genug zu thun. Wofern ſie es aber ja wagen, den Augen durch geborgte Zierrathen einen blauen Dunſt vorzumahlen, ſo begehen ſie einen Betrug, der ſich ſehr bald verräth, und der niemals ungeahndet bleibet. Da ihnen nun alles dasjenige unterſaget wird, was das angenehmſte Vergnügen des Frauenzimmers ausmacht, ſo will ich ihnen einen andern Vorſchlag thun, der ihnen einen gewiſſen Vorzug verſpricht. Sie müſſen ſich befleißigen ſittſam, gefällig und tugendhaft zu ſeyn. Es ſtehet ihnen frey ihren Verſtand aufzuklären, ſich mit den Wiſſenſchaften bekannt zu machen, ſich auf die Poeſie, die Mahlerey, die Muſick und das Kunſtdrechſeln zu legen, und ſich in allen dieſen Dingen herfür zu thun. Sollte man auch einmal auf die Gedanken kommen dieſe Claſſe zum Richterammte und zur Advocatur zu laſſen, ſo würde ich nichts dawieder einzuwenden haben.

Endlich habe ich noch einige andere Frauen bemerket, deren Ausſchweifung die ſchärfſte moraliſche Strafe verdienet. Hieher gehören diejenigen, welche das ſechzigſte Jahr ſchon überlebet, und die man im eigentlichen Verſtande die alten Sünderinnen nennen kann. Wie vielehabe ich nicht in dieſer Claſſe gefunden, die ſich nach ſiebenmal zehn Jahren noch mit allen Farben putzeten die nur zu finden waren, die mehr Koſtbarkeiten auf dem Kopfe und um den Hals trugen, als man bey den Mumien der alten egyptiſchen Königinnen antrift, und die eine verwelkte Haut und ein veraltetes Gerippe zur Schau trugen. Dieſe Frauen ſind allerdings die lächerlichſten. Geſetzt auch, daß ſie einmal zu den Claſſen der Schönen gehöret, ſo erlaubet doch die Länge der Zeit nicht, daß man ſich deſſen erinnere, und das Anſehen des Alterthums erſtrecket ſich nicht ſo weit, daß ſie das Recht haben ſollten, das Geſicht ſo offenbar zu beleidigen. Ich kann ihnen nichts weiter rathen, als daß ſie ſich mit der gröſten Sorgfalt der Reinlichkeit befleißigen, damit ſie wenigſtens keinem andern Sinne zu nahe kommen, als dem Geſichte, und daß ſie bey ihrer Kleidung den Zierrathen der Elegie nachahmen, worinn ihnen die Klagelieder des Ovidius zum Muſter dienen können.

Phillis.

Dieſes Blatt wird alle Donnerſtäge in Nordens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Neun und vierzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 4. Januarius 1742.

Mein Herr!

Ich bin ein Mensch der sich nun schon fünf und funfzig Jahre mit dem Glücke herum zanket, und der von dieser unbeständigen Gaucklerinn allemal hintergangen worden. In meinem zehnten Jahre sollte ich ein Prediger werden, weil ich oft die Schürze meiner Mutter umhing, sodann auf einen Stuhl trat, und meinem Vater und ihr solche Sachen vorsagete, die weder sie noch ich verstanden. In meinem eilfften Jahre wollte mein Vater einen Drechsler aus mir machen, weil ich zu der Zeit an einem hölzernen Pferde arbeitete, welches niemand würde gekannt haben, wenn ich es nicht selbst gesaat hätte, daß es ein Pferd seyn sollte. In meinem zwölften Jahre ward meine Mutter krank, und da fanden meine Eltern und die ganze Freundschaft für gut, mich der Arzeneykunst zu widmen, damit man künftig in der Freundschaft einen gewissen Doctor hätte. Als ich zwölf Jahr alt war, gerieth mein Vater in einen Proceß, und nun war nichts besser, als mich zum Bartholus und Baldus in die Schule zu schicken, welches auch einmütig beschlossen wurde. In meinem vierzehnten Jahre besuchte ein Verwandter von uns, der ein Amtmann war, meinen Vater. Dieser Mann gefiel meiner Mutter sowohl, daß sie den Augenblick beschluß ihren einzigen Sohn zu einem allgewaltigen Tyrannen der Bauern zu machen. Doch dieser Entschluß dauerte auch nicht lange. Meine Mutter kam von ungefehr in die Gesellschaft der Frau Bürgermeisterinn an unserm Orte. Weil sie nun dieser den Vortritt lassen muste, so empfand sie darüber einen solchen Verdruß, daß ich den Augenblick zum Bürgermeister bestimmt ward, damit sie in ihrem Alter durch mich den ersten Rang behaupten könnte. Von dieser Zeit an ward ich zum Studiren angeführet, und ich habe nunmehro einige vierzig Jahre studiret, ohne daß ich weder Bürgermeister noch Stadtschreiber geworden bin.

Gegenwärtig, da mich schon das Alter drücket, habe ich um so viel weniger zu hoffen, und gleichwol muß ich dafür sorgen, daß ich meinen Unterhalt gewinne. Ich würde auf eine leichte und bequeme Art dazu gelangen können, wenn es ihnen gefiele, mein Herr, der Stadt ein Vorhaben bekannt zu machen, welches ihr angenehm und mir vortheilhaft seyn würde. Ich habe mich nemlich entschlossen alle Wochen zweymal eine Zeitung an das Licht zu stellen. In dieser Zeitung soll nichts vorkommen, was man in den hiesigen andern Zeitungen findet, damit ich denselben nicht zu nahe trete. Ich will bloß darinn erzehlen, was sich in Berlin, und den nächst umliegenden Gegenden zugetragen hat. Ich überschicke ihnen hier eine Probe von diesem Blatte, mit dem Ersuchen, dasselbe bekant zu machen. Gewinnet es Beyfall, so werde ich über acht Tage mit dem ersten zum Vorschein kommen. Sie können mir in meinem Anliegen am besten helfen, und ich werde Zeitlebens dafür seyn

Mein Herr!

Dero verpflichtester Diener
Faustus.

Der allezeit fertige Courier.

Oder

Nachrichten von allen dem, was sich in Berlin und den nächst umliegenden Gegenden merkwürdiges zugetragen hat.

Berlin, vom 12. December.

Gestern waren die unberufenen Staatsleute bey . . . ausserordentlich versammlet. Da sie den Inhalt ihrer Unterredungen nicht geheim halten, so hat man mit leichter Mühe in Erfahrung gebracht, daß sie den Entschluß gefaßt, die Türken gäntzlich aus ihren Ländern zu verjagen. Zu dem Ende wollen sie veranstalten, daß in Persien achtmal hundert tausend Mann aufgebracht werden, welche sie für hinlänglich ansehen, die Pforte unter das Joch zu bringen. Die Zerrüttungen in America geben ihnen zugleich nicht wenig zu schaffen, und man wird hören, was in der nächsten Zusammenkunft hierüber vorfällt. So viel man aus den bisherigen Debatten abnehmen können, so soll die neue Welt in sechs gleiche Theile getheilet, und eben so vielen Monarchen zugeschlagen werden, nur daß sie noch nicht einig sind, wie diese Theilung geschehen soll, und ob Porto Bello zu einem freyen Haafen zu erklären ist oder nicht.

Strahlo, vom 13. December.

Diesen Morgen kam ein Courier hier an, dessen Mittbringen aber sehr geheim gehalten wird. Inzwischen will unter der Hand verlauten, daß eine gewisse Jungfer hier eine Stube auf sechs Wochen mieten lassen, weil sie wegen einiger

niger Leibesbeschwerlichkeiten entschlossen ist, diese Zeit auf dem Lande zuzubringen. Sonst ist bey der rauhen Zeit alles in der hiesigen Gegend stille, man vermutet aber künftigen Frühling die Ankunft vieler Fremden, welche hier den Brunnen trinken werden. Unser Gericht geniesset einer vollkommenen Ruhe, weil man weder von Einbrüchen noch von andern Diebstälen etwas hört, und in unserer Nachbarschaft zu Trepto ist es eben so beschaffen. Den Augenblick lässet sich hier eine zugemachte Kutsche sehen, von deren Mitbringen künftig ein mehreres zu vernehmen seyn wird.

Berlin, vom 14. December.

Heute sind unsere oben gemeldete Staatsleute abermals beysammen. Weil aber Sachen von grosser Wichtigkeit vorgefallen seyn sollen, so vermutet man, daß sie erst spät auseinander gehen dürften. Es läuft ein Gerücht, als wenn viel ansehnliche Mariagen auf dem Tapet wären, wovon nächstens etwas zuverläßiges zu melden seyn wird. Man redet viel von einer bevorstehenden Ruptur in einem gewissen Hause, diejenigen aber, welche weiter sehen, glauben, daß die Unordnungen der Frau die Sanftmuth des Mannes nicht überwinden werden. Seit einigen Tagen ist die Jungfer Isabelle in eine heftige Kranckheit gefallen, worinn die Aerzte sich nicht recht finden können. Inzwischen soll der klügste darunter ihr den Ehstands-Syrop angerathen haben, und man vermutet, daß sie sich aus natürlicher Liebe zum Leben zu dessen Gebrauche entschliessen wird. Gestern, Abends um 12 Uhr, ließ sich in einer gewissen Strasse eine Porte-Chaise sehen, welche zu vielen Nachdenken Gelegenheit gegeben hat. Einige wollen wissen, daß sie auf die Zurückkunft des Liebhabers der Adelinde gewartet, andere hingegen versichern, daß ihr Mann in derselben Schildwache gehalten, um recht zu wissen, ob seine Frau noch so spät Gesellschaft habe oder nicht. So eben vernimmt man, daß die erwehnte Staats-Versammlung zerrissen worden, weil einer von den Anwesenden nach Hause eilen müssen, noch zwey Fässer zu binden, die morgen fertig seyn müssen.

Trepto, vom 15. December.

Gestern Nachmittags hatten wir das Vergnügen zwey Paar artige Leute in unserer Gegend zu sehen, die aber nach eingenommenem Caffee sofort wieder nach Berlin giengen. Einige Sternkundige aus hiesiger Gegend versichern, daß der Winter dieses Jahr nicht stark seyn wird, andere aber behaupten, daß man noch nichts gewisses hiervon sagen kann. Einer von den ersten arbeitet hier an einem Werke, worinn er mit den deutlichsten Gründen beweisen will, daß die Sonne nicht grösser ist, als ein Eydammer Käse, und er hat sich fürgenommen, mit den auserlesensten Schimpfwörtern alle diejenigen für Ketzer und Atheisten zu erklären, welche nicht seiner Meinung beytreten werden. Sein Werk wird den Titel führen: **Die sich verkriechende Sonne.**

Nie-

Nieder-Spree-Strohm, vom 15. December.

Seit einiger Zeit ist die Schiffarth in hiesiger Gegend ganz stille, man vermutet aber, daß sie im Frühlinge wieder ihren Anfang nehmen wird. In den Häusern hingegen arbeitet man schon stark an den Neujahr-Wünschen, welche mit Haufen ausfliegen werden.

Notification.

Ein gewisser junger Herr, der sich noch in seinen besten Jahren befindet, und der ein Paar gute Beine mit starken Waden besitzet, hat in Erfahrung gebracht, daß zwey und zwanzig Frauenzimmer auf das heftigste in ihn verliebt sind. Weil er nun ein christliches Mitleiden mit diesen Schönen heget, so lässet er sie hiermit öffentlich bitten, ihre Flammen bey Zeiten zu unterdrücken und sich ja keine Rechnung auf ihn zu machen. Es ist zwar nicht abgeneigt sich zu verheyrathen, allein er verlanget eine Person, welche bey einer vollkommenen Schönheit, zugleich eine hohe Geburth, und wenigstens achzig tausend Thaler haben soll, weil er nicht willens ist, seinen Vorzügen etwas zu vergeben. Er hoffet, daß die zwey und zwanzig Schönen sich diese Nachricht zu Nutze machen werden, weil doch keine einzige unter ihnen ist, welche nach seiner guten Einsicht diese Eigenschaften beysammen besitzet.

Notification.

Mademoiselle la Façonniere ist seit einiger Zeit aus Paris allhier angekommen, und sie hat sich fürgenommen, das junge Frauenzimmer in allen anständigen Artigkeiten zu unterrichten. Erstlich wird sie ihnen zeigen, in was für einer Gesichtsstellung sie sich an den Toilette sehen lassen müssen, wenn sie etwa um diese Zeit von einer Mannsperson einen Besuch empfingen. Zweytens wird sie dieselben lehren, wie man zärtlich, galant, verliebt, freundlich, ernsthaft, und trotzig husten kann. Drittens wird sie ihnen die Augensprache nach allen Regeln beybringen, und dieselbe mit einigen besondern Anmerkungen begleiten. Viertens wird sie dieselben in der Kunst unterrichten, wie man mit der Eventaille nach der neuesten Mode spielen muß, und wie man allerhand angenehme Abwechselungen mit dem Muffe machen kann. Sechstens sollen sie von ihr alle diejenigen verschiedenen Beugungen lernen, welche man gegen einen Grafen, gegen einen Baron, gegen einen Edelmann und gegen einen Bürger machen muß. Das übrige von ihrer Kunst wird sie selbst in einem gedruckten Zettel erzehlen.

Dieses Blatt wird alle Donnerstage in Haudens Buchhandlung ausgegeben.

Der Weltbürger.

Funfzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 11. Januarius 1742.

Ich mache heute meinen Lesern ein scherzhaftes Gedicht bekannt, welches aus eben derjenigen Feder geflossen ist, die uns vor einiger Zeit den verschlafenen Schäfer mitgetheilet hat. So wenig ich jemahls die eckelhafte Zweydeutigkeit und den wilden Scherz des vornehmen und geringen Pöbels leiden können, so muß ich doch der feinen Schalkhaftigkeit Recht wiederfahren lassen, die eben so viel Witz erfordert, als das Ernsthafte und Erhabene. La Fontaine der Meister in der Kunst schalkhaft zu mahlen, hat diesen Vorzug in seiner Vorrede zu seinen Erzehlungen wieder diejenigen vertheidiget, die entweder aus Mangel der Erfindung, oder aus einer einfältigen Andacht alles verwerfen, was nach der Lebhaftigkeit eines muntern Geistes schmecket. Ich würde es einem Manne verdenken, der eine Postille schreibet, wenn er diesen aufgeweckten Scherz in derselben anbringen wollte; allein ich erlaube einem Dichter seine scherzhaften Bilder mit allen demjenigen auszuschmücken, was der feine Witz und die lebhafte Schalkhaftigkeit nur besitzen. Es giebet Leute welche die Grobheit ihres Gemütes für eine Andacht ansehen, und mit diesen will ich nicht streiten.

Ueber acht Tage verspreche ich meinen Lesern ein ernsthafft Gedicht, damit ich auch in diesem Stücke ihrem verschiedenen Geschmacke ein Genügen leiste.

Die kranke Laura.

Die muntre schöne Frülingszeit,
Die Stifterinn der Fröligkeit.
Verbreitete Trieb, Luſt und Freude,
Und rief den Schäfer auf die Weide.
Ein ſanfter Thau, ein ſchwängernd Naß
Befeuchtete das junge Gras.
Die Schaafe ſcherzten um die Wette,
Und buhlten auf dem grünen Bette.
Man ſagt, daß ſie dieß ſchon gethan,
So lang man Schaafe denken kann.
Das muß ein Philoſoph verſtehen,
Wir glauben was wir ſelber ſehen.
Die Turteltaube lockte ſchon,
Den Gatten durch den ſüſſen Thon,
Und ſelbſt der Hals der Nachtigallen,
Ließ itzo nichts als Lieb erſchallen.

Nur Laura ſas hier ganz betrübt
Und ungeküßt und ungeliebt.
Es drang aus dem beklemmten Herzen
Ein flüchtger Bote zarter Schmerzen.

Die volle Bruſt, die zitternd ſteigt,
Den Wunſch verräth den ſie verſchweigt;
Ein Mund den Amor ſelbſt bereitet
Mit Lächeln ziert und ſtets begleitet;
Ein [illegible] Auge voller Glut;
Ein Blick der reizend ſchüchtern thut,
Der ohne falſche Kunſt verführet,
Wen hätten dieſe nicht gerühret?

Verführerin laß mich in Ruh!
Der Leser denket nicht wie du.
Du lächelst, winkst und rufst zum Küssen.
Er aber will die Krankheit wissen
Die dich so sehr beweinen kann.
Gut, höre mich nur weiter an.

Kaum drang aus dem beklemmten Herzen
Ein flüchtger Bote zarter Schmerzen,
Der oft den Männern unbefragt
Der Schönen stillen Kummer sagt.

Ihr Mädchen forscht was Laura fehlet
Hat niemals euch ein Trieb gequälet,
Der wünscht, verwirft und wieder wehlet?

Es drenget sich das keusche Blut.
Gebiert und nährt die rege Glut
Erwecket Zittern und Verlangen
Und nimmt das ganze Herz gefangen.
Ein Zephir der von Chloris kam,
Und ihr den leichten Schleyer nahm
Als sie bey ihren sichern Schaafen,
Nach Thirsis Abschied eingeschlafen,
Blies durch den schnell und sanften Lauf,
Das Feuer immer stärker auf.

Sie geht und wirft die matten Glieder,
An eine dichte Buche nieder,
Sie fühlet in der kranken Brust
Zu einer unbekanten Lust
Die reizenden doch bangen Triebe.
Der Naso nennet dieses Liebe.
Doch Laura kennt den Naso nicht.
Sie hatte weiter nichts gelesen,
Als wer Adalie gewesen;

Wie Herkules in einer Schlacht,
Zwölftausend Menschen umgebracht,
Und wie sich auf den weiten Reisen,
Valisca pflegte zu beweisen
Indem sie mit sich selber spricht,
Was Trieb und Krankheit doch bedeuten;
So zeigt sich Reinhold ihr von weiten,
Der aber, als er sie gesehn,
Gleich anfängt auf sie loßzugehn.
Er kommt und sitzt, sie klagt ihr Fieber,
Der schlaue Reinhold lacht darüber,
Und spricht, mein Kind, ich weiß die Kunst
Durch eines fremden Arztes Gunst
Dergleichen Krankheit zu vertreiben.
Allein wir können hier nicht bleiben,
Man stört uns oft, ich muß allein,
Mit dir in einem Busche seyn,

Sie stehen mit geheimer Freude
Recht flüchtig auf verschwinden Beyde.

Allein so weit geht der Bericht.
In meinem Buch und weiter nicht.
Drum kann ich euch hier auch nicht sagen
Ob denn sein Mittel angeschlagen.
Ich fand nur auf dem zwölften Blatt,
Daß sie da noch gelebet hat.

Der Weltbürger.

Ein und funfzigſtes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 18. Januarius 1742.

Damon.

In einem ſtillen Thal, wo weder Stolz noch Pracht,
Den Eckel ausgeheckt, noch Unruh angebracht;
Wo man die Ruhe nicht um Titel-Dunſt verhandelt,
Nicht nach dem Scheine ſtrebt und nach dem Winde wandelt;
Wo Jugend und Natur aufrichtig lieben lehrt,
Und wo kein Wankelmuth den Neigungs-Trieb verkehrt,
Wo man aus fremden Schweiß nicht Schloß noch Pallaſt bauet,
Aus Redlichkeit ſich dient und ſonder Eidſchwur trauet;
Wo weder Lügen-Kunſt noch liſtiger Verſtand,
Zum ſchändlichen Betrug verſchmitzte Mittel fand;
Wo Scherz und Hunger nur die reinen Speiſen würzen,
Und Liebe, Luſt und Fleiß die langen Stunden kürzen;
Da wohnet ſorgenloß ein warlich groſſer Mann
Und baut in Sicherheit ererbte Felder an,
Da lebt mein edler Freund, der von der Welt entfernet,
Der wahren Menſchlichkeit erlaubte Wolluſt lernet.

Kein fremder Mode-Putz verstellt ihr Angesicht
Und schimpft den holden Strahl der aus den Augen bricht.
Die Schönheit der Natur muß keine Kunst verstecken;
Wer eine Rose schmückt, der giebt ihr nichts als Flecken.
Es drückt ihr keuscher Arm ihn lächelnd an die Brust,
Ein lauter Kuß verräth die sonst geheime Lust.
Sie nennt ihn tausendmal; er findet seine Triebe
In ihrer zärtlichen in ihrer treuen Liebe.

Wenn nun des Winters Grimm den dichten Wald entlaubt,
Der Schnee die Wiesen deckt und ihre Zierde raubt,
Wenn strenge Winde nun mit ungestümen Rasen
Durch leere Felder ziehn und aus dem Norden blasen:
So hat dieß treue Paar ein warmes Dach bedeckt
Was nie der Armen Fluch der Wittwen Schweiß befleckt.
Die Freude schleicht zugleich in die verborgnen Zimmer,
Bekrönet jeden Tag, giebt, und verliert sich nimmer.
Bald schläget Damon hier der alten Zeiten Lauf
Der Völker Glück und Fall in den Geschichten auf;
Bald lehrt ihn Doris Kuß die ganze Welt vergessen,
Bald bringt ihm ihre Hand ein unverhoftes Essen,
Bald machen beyde noch den Becher in der Hand
Der Reben Lieblichkeit und ihren Ruhm bekannt.

O Damon hüte dich den Ehrgeiz anzuhören,
Er würde ganz gewiß dein stilles Glücke stören.

Der Weltbürger.

Zwey und funfzigstes Blatt.

Berlin, Donnerstags den 25. Januarius 1742.

Heute habe ich meine öffentliche Arbeit gerade ein Jahr fortgesetzet und heute nehme ich auch wieder von meinen Lesern Abschied. Einige andere Verrichtungen, deren Wichtigkeit immer zunehmen wird, bewegen mich zu diesem Entschlusse, da ich sonst überaus geneigt war eine Art von Gesellschaft noch länger fortzusetzen, die ich bisher mit so vieler Sorgfalt und mit nicht wenigerm Vergnügen unterhalten habe.

Ich liebe die Warheit und die Tugend, und ich wünschete die Glückseligkeit, welche damit verknüpft ist, meinen Mitbürgern noch immer bekannter und liebenswürdiger zu machen, und diese Ausbreitung war meine Hauptabsicht. Vielleicht ist meine Bemühung hierinn nicht umsonst gewesen, wenigstens glaube ich mehr als eine Ursache zu haben hiervon versichert zu seyn. Doch ich hatte auch noch das Angenehme, das Gefällige zum Augenmerke, ich wollte die Schönheiten des Witzes in ihrer Unschuld zeigen, das Vergnügen der Gesellschaften befördern, dem Eckel zuvor kommen, und der Warheit und der Tugend eine solche Begleitung geben, welche ihre Ernsthaftigkeit etwas mäßigte. Ich überlasse es denenjenigen, welche Fähigkeit und Einsicht besitzen, zu entscheiden, ob auch diese Absicht von mir erreichet worden.

Inzwischen danke ich meinen Lesern, daß sie mich nunmehro mit ihrer Gefälligkeit zwey und funfzig Wochen begleitet und unterstützet haben, und ich bin besonders dem schönen Geschlechte für seine Aufmerksamkeit verpflichtet. Es ist

mir eine Ehre, die ich hier öffentlich erkennen muß, daß auch Damen von dem ersten Range an, die sich so sehr durch ihren Verstand und ihre Tugenden, als durch ihre Geburt unterscheiden, meine Arbeit ihres Beyfalles würdigen wollen. Diese Richterinnen sind die Verehrungswürdigsten, da sie weder von dem lächerlichen Neide der Geringern, noch von den Vorurtheilen der Pedanten hintergangen werden. Ein erhabner Witz, ein immer merkliches Känntniß der grossen Welt, und eine feine Unterscheidung zeigen ihnen die Sachen in einer ganz andern Gestalt, als sie gemeiniglich der eingeschrenkten Einsicht tausend anderer erscheinen. Nichts würde fähiger gewesen seyn mir die Fortsetzung meiner Blätter zu einem Gesetze zu machen, als dieser Beyfall, wenn mich nicht, wie ich schon gemeldet, andere Geschäfte daran verhinderten. Doch, vielleicht bemühet sich eine andere geschickte Feder bis zu ihnen zu dringen; vielleicht entschliesset sich einmal eine ganze Gesellschaft zu einer Arbeit, welche dem gemeinen Wesen so vortheilhaft ist. Wenigstens soll es mir überaus angenehm seyn, wenn sich unter uns immer mehr Leute finden, welche die Rechte der Warheit und der Tugend auf eine gewinnende Art vertheidigen.

Dieses ist es alles was ich von dem Beschlusse meiner Arbeit zu sagen habe, den übrigen Raum aber werde ich noch mit einigen abgebrochenen Sätzen anfüllen.

Der Mensch ist so sehr für die Warheit gemacht, daß er nicht eher warhaftig ruhig seyn kann, als bis er sie kennet. Umsonst, daß er sich gegen ihren Zuruf verhärtet, umsonst, daß er ihr ein taubes Ohr entgegen setzet; sie lässet sich doch in dem innersten seines Herzens hören, und die Mittel, welche er anwendet, ihrer Stimme zu wiederstehen, sind die sichersten Merkmale seiner Unruhe.

Verirrte Menschen! Wir geben uns die gröste Mühe uns selbst zu betriegen. Wir empfinden daß es uns an der wahren Glückseligkeit fehlet, und wir suchen dieselbe in der Abwechselung der Pracht, der Eitelkeiten, der Wollüste und der Wiederspenstigkeit, die uns immer ihre Falschheit zeigen und uns immer wieder locken.

Philidas ist ein sehr witziger, artiger und angenehmer Mann, seine Beschäftigungen und seine Ergetzlichkeiten sind voller Verstand und Reitzungen. Dieses habe ich oft gehöret und ich habe noch öfterer nachgeforschet, wodurch er denn so prächtige Titel verdienet. Philidas liebet das Getümmel grosser Gesellschaften, er entschliesset sich nach einer mühsamen Ueberlegung, welche ihm oft den Kopf ganz warm macht, wie der Aufzug seiner Bedienten, der Putz seines Wagens, und der Zierrath seiner Pferde beschaffen seyn soll, er besorget seine Kleidung mit nicht geringerer Mühe und Unterscheidung, er suchet sich eine Tabatiere:

tiere nach dem neuesten Geschmacke aus, er schreibet oft mit eigener Hand und mit der feinsten Wahl seinen Küchenzettel, er besuchet seine Freunde, lachet, spielet, schläfet und beunruhiget sich in der Einsamkeit. Rechtfertiget er nicht hierdurch die Meinung, welche man von ihm heget ?

Kann den Menschen wohl etwas mehr erheben, als wenn er Wohlthaten austheilet, Gnade wiederfahren lässet, den Unglücklichen und Unterdrückten hilft, die Ruhe und die Freude ausbreitet, Wissenschaften und Künste empor bringet, und folglich einer von den ersten Dienern des höchsten Wesens wird ? O wie viel Freude, Vergnügen und wahre Hoheit entziehen sich nicht viele Grosse und Mächtige selbst, die alles in ihrer Gewalt haben und alles versäumen.

Wer den Gewinn und den Vortheil zu seinem einzigen Endzwecke setzet, der wird auch die niederträchtigsten Mittel annehmen denselben zu erreichen. Diese Verfassung machet den Menschen zu allen edeln Unternehmungen ungeschickt, und bringet ihn so gar zu der Verrätherey, wenn er nur dabey gewinnet.

Denjenigen halte ich für einen wirklich grossen Mann, der in der Armuth die schändlichen Mittel verachtet, welche ihn zu dem Reichthume führen könnten, und der folglich die Hoheit und die Pracht überwunden hat, welche den letztern begleiten.

Warlich es ist nothwendig die Menschen für den Reitzungen des Goldes zu warnen. Da man für dasselbe, wenn ich so reden darf, Ruhm, Ehre, Vorzug und Verdienste kaufen kann, da das Gold allenthalben die Thüren öfnet, und einen freyen Zutritt erwirbet, da dasselbe Freundschaft, Ehrerbietung und Gefälligkeiten erwecket, und da hingegen die Armuth nichts als Schimpf und Verspottung zu erwarten hat ; so scheinet es, als wenn die Menschen berechtiget wären, alle ihre Sorgfalt anzuwenden, sich dasselbe zu erwerben. Allein ist dieses nicht das sicherste Merkmal des Verfalls der Tugend, der Verdienste und der wahren Ehre !

Es sey ferne von mir den Reichthum und den Ueberfluß zu verwerfen ; ich sehe sie mit Vergnügen den allgemeinen Wohlstand befördern, aber sie verdienen keine Hochachtung, als wo sie von der Tugend und von einem edeln Gebrauche begleitet werden.

Diejenigen sind mir wiederlich, welche euch nach euren Schätzen wiegen, und die sich nach nichts anders bey euch erkundigen, als wie hoch sich euer Vermögen beläuft. Bruno ist einer von den ersten aus dieser Classe, er behauptet öffentlich, daß es eine Schande sey einen armen Freund zu haben.

O wenn doch die Menschen die Glückseligkeit erkennen wollten, welche die Ehrfurcht, das Vertrauen und die Unterwerfung mit sich führen, die wir dem

höchsten

höchsten Wesen schuldig sind, wie ruhig würden sie nicht die Reise vollbringen, welche sie zu der Ewigkeit führet!

Sanfte und glückselige Stille des Gemütes, welche durch die Ueberzeugung zuwege gebracht wird, daß GOtt unser Vater ist, daß wir unser wahres Wohl in seinem Willen finden, und daß uns nichts unglücklich machen kann, als was uns von der Beobachtung eines Gesetzes entfernet, welches das gnädigste und weiseste Wesen zum Urheber hat.

Durch den Aberglauben verlieren wir GOtt aus den Augen, welcher von den vernünftigen Creaturen einen vernünftigen Dienst fordert.

Dieses Irrlicht setzet die Menschen in Furcht und Schrecken, wo nichts zu fürchten ist, und es führet sie auf solche Vorstellungen, die der Majestät GOttes wiedersprechen.

Ein Abergläubischer zittert für einem Schatten, und machet seine eigene Raserey zu einem GOtte.

GOtt konnte uns kein herlicher Geboth geben, als das wir ihm nachahmen sollen. Er ist gerecht, gütig, gnädig, liebreich und sanftmütig. Zu was für göttlichen Tugenden munterr er uns nicht auf.

Man kaufet gewiß alles Vergnügen zu theuer, wobey man ein gutes Gewissen, die Gemüthsruhe und die Gnade des höchsten Wesens verlieret.

Die Warheit ist beständig und unvergänglich. Sie lehret die Menschen ruhig leben, und sie begleitet uns bis in die Ewigkeit.

Die Kunst Leute unter die Ketzer und Atheisten zu rechnen, wird noch immer auch in unsern Tagen von denenjenigen angewandt, welche die Religion am wenigsten verstehen, und die so gerne andere Menschen hassen.

Ich habe noch allemal gefunden, daß bey denen Leuten am meisten Einfalt, Bosheit, Neid, Stolz, Rachgierde und Verläumdung geherrschet, welche die Religion beständig auf der Zunge hatten. Alle diese Menschen schaden ihrem Nächsten mit kaltem Blute, und glauben doch, daß sie der Religion genug thun.

Die Religion der meisten Menschen bestehet in einer verwirrten Erkenntniß von GOtt und von ihren Pflichten, und wenn sie ja noch eine Warheit davon wissen, so ist doch dieselbe niemals aus ihrem Gedächtnisse bis in ihr Herz gedrungen.

Religion haben heisset nach ihrer Einsicht blindlings glauben und orthodox hassen.

Heute über acht Tage werden meine Leser den Titel und die Vorrede zu diesen Blättern erhalten. In der letzten werde ich zugleich das Schreiben des Herrn Consortius beantworten.